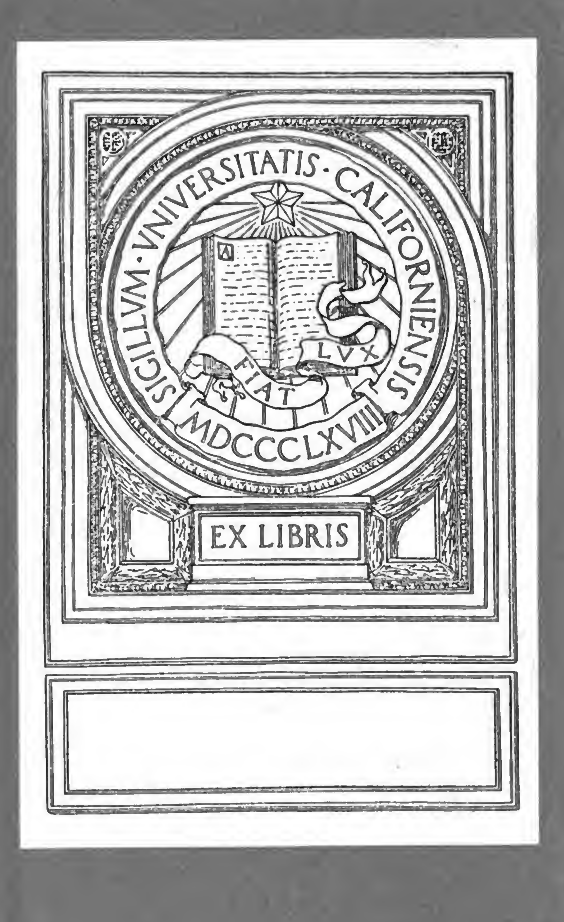


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

# Bibliothek ausländischer Klassiker in deutscher Uebertragung.

29. Band.

---

## Englische Literatur.

## Shelley's ausgewählte Dichtungen.

Erster Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866.

brown

# Percy Bysshe Shelley's

# Ausgewählte Dichtungen.

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutsch

von

Adolf Strodtmann.

---

Erster Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866.

953s
Gst

# Vorwort des Uebersetzers.

Ich habe dieser Verdeutschung einer Auswahl von Shelley's Gedichten ein paar kurze Bemerkungen vorauszusenden, welche sich auf das Verhältniß meiner Arbeit zu den vorhandenen Uebersetzungen beziehen.

In wie weit ist der Uebersetzer fremder Schöpfungen berechtigt und verpflichtet, die Arbeiten seiner Vorgänger zu benutzen? Diese Frage hat sich mir seit Jahren wiederholentlich aufgedrängt, und bei dem stets anwachsenden Reichthum unsrer Uebersetzungsliteratur dürfte es vielleicht ersprießlich sein, die Aufmerksamkeit der Kritik einmal auf diesen Punkt hinzulenken. So viel scheint mir festzustehen, daß — mit seltenen Ausnahmen — für jede Stelle eines Dichterwerkes sich in einer fremden Sprache nur ein einziger Ausdruck finden läßt, welcher die Form wie den Gedanken möglichst getreu und glücklich wiedergiebt. Ist ein solcher, relativ besser Ausdruck gefunden, so scheint es mir eine Sünde wider das Original und eine Benachtheiligung des Publikums zu sein, wenn der neue Uebersetzer den vollkommneren Ausdruck zu Gunsten einer unbeholfneren Version aufopfern wollte, um seiner Eitelkeit oder einer falschen Auffassung seiner Pflicht zu genügen. Ich bin daher weit entfernt, mich des Bekenntnisses zu schämen, daß ich die Arbeiten meiner Vorgänger, sofern ich dieselben nicht übertreffen zu können glaubte, unbedenklich benutzt und ihnen manchen glücklichen Fingerzeig zu verdanken habe. Die Kritik möge entscheiden, in wie fern meine Arbeit dennoch auf Selbständigkeit Anspruch machen darf. Jedenfalls war eine neue Verdeutschung der vorzüglichsten Dichtungen Shelley's wünschenswerth;

670675

denn die vorhandenen Uebersetzungen entbehren, trotz einzelner wohlgelungener Stellen, doch im Ganzen jenes leichten rhythmischen Flusses und jenes poetischen Hauches, welche einzig im Stande sind, das Werk des Uebersetzers annähernd auf die Stufe eines Kunstwerkes zu erheben. —

Einige Notizen über Shelley's Leben und Schriften dürften dem Leser willkommen sein. Percy Bysshe Shelley war der älteste Sohn des Baronets Sir Timothy Shelley, und am 4. August 1792 auf dem Landsitz seines Vaters, Fieldplace bei Warnham in der Grafschaft Sussex, geboren. Schon in frühester Jugend brachte ihn die ideale Richtung seines Geistes und seine unerschrockene Wahrheitsliebe in herben Konflikt mit seiner Umgebung. Der starre Pennalismus auf der Schule von Eton, die Roheiten seiner Mitschüler und die Grausamkeit seiner Lehrer entflammten ihn zu edlem Zorn und Widerspruch; vor Allem erregte die fromme Heuchelei, welche stets die Worte „Gott“ und „Christenthum“ im Munde führte, während ihre Beweise Schläge und Drohungen waren, seinen vollsten Abscheu, und er brach kühn entschlossen mit einem Glauben, der in seinen Bekennern nur die Frucht des Hasses und tyrannischer Härte zu reifen schien. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Oxford verfaßte Shelley eine Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus“, und überreichte dieselbe den Häuptern der Kirche und der Universität. Er wurde vor den Professoren-Konvent beschieden, und als er sich weigerte, den geforderten Widerruf zu leisten, traf ihn das Schicksal, wegen Atheismus von der Universität ausgestoßen zu werden. Er trug sein Loos mit der Würde eines Märtyrers, und als sein Vater ihn mit kalter Verachtung empfing, verließ er für immer das elterliche Haus und bezog zunächst ein kleines Stübchen in London, wo er in tiefer Einsamkeit sich seinen poetischen und philosophischen Studien hingab.

Die Intoleranz, der er bis jetzt überall begegnet war, der Gegensatz zwischen Reich und Arm, welcher sich ihm täglich in der Weltstadt aufdrängte, die Tyrannei, welche ihr blutiges Scepter über fast alle Länder der Erde schwang, erweckten in dem jungen Träumer heiß und heißer die Sehnsucht nach einem tausendjährigen Reiche des Friedens und der Liebe, und in diesem Sinne dichtete er in seinem achtzehnten Lebensjahre die „Königin Mab“, welche er damals (1810) nur in wenigen Exemplaren als Manuskript für Freunde drucken ließ. Erst zehn Jahre später wurde das Gedicht, gegen Wunsch und Willen des Verfassers, von einem

Londoner Verleger eigenmächtig wieder abgedruckt, und fand seitdem die weiteste Verbreitung.

In demselben Jahr entführte Shelley die fünfzehnjährige Miß Harriet Westbrook und ließ sich von dem bekannten Schmiede zu Gretna Green mit ihr trauen. Die übereilt geschlossene Ehe war eine höchst unglückliche, und wurde nach drei Jahren wieder gelöst, nachdem die junge Frau zwei Kindern das Leben geschenkt hatte. Im Frühjahr 1813 wurde Shelley, dessen Konstitution zeitlebens eine ungemein zarte und schwächliche war, von einer gefährlichen Krankheit befallen; es zeigten sich entschiedene Symptome der Lungenschwindsucht, und die schmerzhaftesten Brustkrämpfe quälten ihn. Plötzlich trat eine auffallende Besserung ein, die Lungenkrankheit verschwand gänzlich, aber es blieb eine nervöse Reizbarkeit zurück, die sich mit den Jahren steigerte und durch mannigfache körperliche wie geistige Leiden genährt ward.

Sobald der Friede von 1814 das Reisen auf dem Kontinent gestattete, machte Shelley zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit einen Ausflug durch Frankreich nach der Schweiz, und kehrte rheinabwärts über Belgien nach England zurück. Da er jetzt mündig geworden war, gestalteten sich seine bisher ziemlich gedrückten äußeren Verhältnisse um vieles günstiger. Er trat das ihm zugefallene Lehnsgut gegen eine Rente von 1000 Pfund Sterling wieder an seinen Vater ab, und miethete ein Haus auf Bishopsgate Heath am Rande des Waldes von Windsor. Von dort aus durchstreifte er im Laufe des Jahres 1815 die Küste von Devonshire, besuchte die Quellen der Themse, und schrieb nach der Rückkehr von diesen Ausflügen den „Alastor“, während er oft tagelang unter den riesigen Eichbäumen des Parkes von Windsor lag. Der Schatten des Todes, der ihm in den letzten Jahren so oftmals als ein Erlöser von aller irdischen Qual erschienen war, wirft ein geheimnißvoll erhabenes Dunkel über diese tiefsinnige Elegie, welche in den glühendsten Farben die Reize der Natur und die Qualen einer leidenschaftlich kämpfenden Dichterseele, eines vergeblich die Liebe suchenden Herzens besingt.

Bald nachher lernte er auf einer zweiten Reise nach der Schweiz Miß Mary Woolstonecraft Godwin, die Tochter des Verfassers von „Caleb Williams“, kennen, und vermählte sich mit dieser edlen, hochherzigen und feingebildeten Dame, welche ihm seitdem in allen Freuden und Leiden des Lebens eine treue Gefährtin blieb. Er verlebte den Sommer des Jahres 1816 großentheils am Genfer See, und verkehrte dort besonders mit

Lord Byron, auf dessen poetische Entwickelung er zu jener Zeit einen bedeutenden Einfluß übte.

Traurige Ereignisse erwarteten ihn bei seiner Rückkehr nach England. Er erfuhr in Bath, daß seine erste Gattin in einem Anfalle von Schwermuth ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht habe. Tief erschüttert, wünschte er jetzt, seine Kinder aus erster Ehe zu sich zu nehmen, aber das Kanzleigericht, unter Vorsitz des Lordkanzlers Eldon, that Einspruch dagegen, weil Shelley in seiner „Königin Mab" Unchristlichkeit und Immoralität gelehrt habe. Im folgenden Jahre (1817) vollendete Shelley ein großes Gedicht in zehn Gesängen: „Die Empörung des Islam", das er, wie seine damaligen Briefe beweisen, für sein bedeutendstes Werk hielt. Die Kritik ist mit Recht anderer Ansicht; das Gedicht spiegelt in vielen Beziehungen Shelley's Wesen und Denken treuer als manche andere seiner Schöpfungen ab, allein dem reinen Kunstgeschmack wird eine derartige, metaphysisch-allegorische Tendenzpoesie niemals sonderlich zusagen.

Shelley's Gesundheitszustand hatte sich während seines Aufenthaltes in der Heimat so bedenklich verschlimmert, daß seine Uebersiedelung nach einem wärmeren Klima dringend geboten erschien. Er verließ England am 17. Mai 1818 auf Nimmerwiederkehr, und nahm seinen Wohnsitz fortan in Italien. Von Venedig, wo er Byron besuchte, ging er nach Rom und Neapel, und dann wieder nach Rom. Er schrieb in dieser Zeit das Drama: „Der entfesselte Prometheus", eine symbolische Verherrlichung des Befreiungskampfes der Menschheit, und das Trauerspiel: „Die Cenci", welches von Byron in gerechter Werthschätzung das bedeutendste Drama der englischen Literatur seit Shakspeare genannt worden ist. Shelley hatte dasselbe in stetem Hinblick auf die Bühne verfaßt und mit Bestimmtheit gehofft, die Rolle der Beatrice durch Miß O'Neill, die gefeierte Tragödin des Coventgarden-Theaters, dargestellt zu sehen; allein der Stoff erregte begreiflicherweise im prüden England zu viel Anstoß, und auch in Deutschland hat bis auf den heutigen Tag keine Bühnendirektion sich das Verdienst erworben, dies Meisterwerk dramatischer Kunst zur Aufführung zu bringen, obschon der Versuch sicher der Mühe verlohnte.

In den Jahren 1818 und 1819 verlor Shelley seine beiden Kinder aus zweiter Ehe durch den Tod, und litt außerdem viel durch Krankheit, sowie durch das rohe Benehmen seiner ihm in Italien begegnenden Landsleute, die ihn als „Atheisten" höhnten und mißhandelten. Die politischen

Schicksale seines Vaterlandes, das unter dem ehernen Druck des Ministeriums Castlereagh seufzte, die blutige Schlächterei von Manchester und der Prozeß der Königin Karoline erregten sein lebhaftes Interesse, wie zahlreiche Gedichte aus jener Zeit bezeugen; auch die italienischen Revolutionen sowie den Befreiungskampf Griechenlands verherrlichte er 1821 durch schwungvolle Hymnen und durch das lyrische Drama „Hellas", dessen Schlußchor zu den erhabensten Weissagungen der Poesie gehört.

Shelley verlebte die letzten Jahre abwechselnd in Pisa und den Bädern von San Giuliano, und bezog gegen Ende April 1822 eine Wohnung im Dorfe San Arenzo bei Lerici am Golfe von Spezzia. Schon in Pisa hatte er häufige Wasserfahrten auf dem Arno unternommen, und es war lange sein Lieblingswunsch gewesen, ein eigenes Boot zu besitzen. Kapitän Roberts erbot sich, ihm ein solches in Genua zu bauen, und am 12. Mai langte dasselbe in Lerici an. Von jetzt an brachten Shelley und sein intimer Freund, Kapitän Ellerker Williams, den größten Theil ihrer Zeit auf der See zu. Nur von einem Schiffsjungen begleitet, segelten sie am 1. Juli nach Livorno ab, wo Shelley den ihm befreundeten Dichter Leigh Hunt besuchte, und am 8. Juli die Rückfahrt antrat. Auf der Höhe von Via Reggio ereilte ein Gewittersturm das Boot, welches sofort umschlug und die kühnen Seefahrer in den Wellen begrub. Die Leiche Shelley's, welche einige Tage später an den Strand trieb, wurde, da die Quarantainegesetze ihre Wegführung nicht erlaubten, in Gegenwart Byron's auf einem am Meeresufer errichteten Scheiterhaufen verbrannt, und die Asche auf dem Kirchhofe der Protestanten in Rom neben der Pyramide des Cestius beigesetzt.

Fassen wir in kurzen Worten unser Urtheil über diesen, in Deutschland bis jetzt kaum nach Verdienst gekannten Dichter zusammen, so möchten wir vor Allem behaupten, daß ein reinerer und edlerer Vertreter der humanistischen Weltanschauung schwerlich jemals gelebt hat. Shelley, der verschrieene Atheist, wandelte als ein Hohepriester der aufopferndsten Menschenliebe und des seligsten Friedens durch die Welt, — ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der auch in den trübsten Tagen niemals den Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur und den endlichen Sieg des Guten und Schönen verlor. Wenn eine allzu idealistische Auffassung der letzten und höchsten Menschheitsziele ihn häufig in abstrakte Regionen verlockte, die mehr der Philosophie als der reinen Poesie angehören, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Shelley

als Dichter der ernsten Betrachtung an intensiver Wärme des Gefühls und hohem Adel der Sprache die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiete weit überragt. Es fehlt freilich seiner Poesie meistens das sinnliche Element, die unwiderstehlich fortreißende Gluth der Leidenschaft, und sein Gesang gleicht selbst in den gluthvollsten rhapsodischen Ausbrüchen seiner Phantasie, wie in dem vielbewunderten „Epipsychidion", mehr einer unirdischen Elfenmusik, als dem Aufjauchzen oder Klagen und Zürnen einer kräftigen Mannesbrust: — aber das Drama „Die Cenci" beweist, daß seine künstlerische Gestaltungskraft in aufsteigender Entwicklung begriffen war, und daß sein Genius berufen erschien, mit Erfolg nach dem höchsten Lorbeer des Dichters zu ringen.

---

# Königin Mab.

Digitized by Google

# Widmung.

---

## An Harriet *****.

Weß ist die Liebe, die, die Welt durchstrahlend,
Abwehrt die gift'gen Pfeile ihres Hohns?
Wer zollt mir freundlich warmes Lob,
Der Tugend schönsten Lohn?

Durch wessen Blick belebt, ist meine Seele
Gereift an Wahrheit und an Tugendmuth?
In wessen Auge schaut' ich liebend,
Und liebte mehr die Welt?

Dein Auge war's! — Du warst mein bess'res Ich,
Du warest die Begeistrung meines Lieds;
Dein sind die frühen Hagerosen,
Die ich zum Kranze wand.

So schließ ins Herz denn diese Liebesgabe,
Und ob die Zeit auch wechselt, Jahre schwinden,
Jedwedes Blümchen meines Herzens
Soll dir gewidmet sein.

---

# Königin Mab.

I.

Welch Wunder ist der Tod,
Tod und sein Bruder Schlaf!
Der Eine bleich, dem Monde gleich,
Mit Lippen fahlen Blaus;
Der Andre rosig wie der Tag,
Der purpurn aus dem Meer
Heraufglüht in die Welt —
Und beide, ach, so schnell verrauscht!

Hat denn die finstre Macht,
Die in den moderfeuchten Gräbern thront,
Auch ihre reine Seel' erfaßt?
Muß jene Huldgestalt,
Bei deren Anblick selbst dem Liebenden
Das Herz erbebt, — der blauen Adern Netz,
Die, Bächen gleich, ein Schneegefild durchziehn, —
Das Antlitz, schön wie lebensvoller Marmor —
Nun sterben und vergehn?
Läßt der Verwesung Hauch
Nichts übrig von dem Himmelsbild,
Als Greuel und Zerstörung?
Ein schaurig düstres Thema nur,
Das selbst den Leichtsinn ernster denken macht?
Wie? oder ist's ein süßer Schlummer,
Einlullend nur die Sinne,

Den der Hauch des rosigen Morgens
Fortscheucht in das Dunkel?
Wird Janthe neu erwachen
Und Freude spenden jener treuen Brust,
Die schlummerlosen Geistes wacht,
Und Licht, Lust, Leben nur
Aus ihrem Lächeln schöpft?

Ja, sie wird neu erwachen,
Ob auch die warmen Glieder reglos jetzt,
Und stumm der süße Mund,
Der sonst Beredtsamkeit
Geathmet, die des Tigers Wuth gezähmt
Und des Erobrers kaltes Herz erweicht.
Die thauigen Augen fielen zu,
Und auf den Lidern, deren Decke kaum
Der Augensterne tiefes Blau verhüllt,
Ruht jetzt das Kindlein Schlaf.
Ihr goldnes Haar beschattet
Des Busens unbefleckten Stolz,
Wie sich um einer Marmorsäule Rund
Des Schlingkrauts Ranke schmiegt.

Horch! welch ein Klanggetön?
Es gleicht dem Zaubersang,
Der um verlassene Ruinen schwebt,
Und den am wiederhallenden Strand
Zur Abendzeit der Schwärmer hört, —
Noch sanfter, als der Westwind seufzt,
Noch wilder, als das regellose Lied
Der Aeolsharfe, deren Saiten
Der Lüfte Genien durchwehn.
Die irisbunten Strahlen
Sind gleich dem Mondenlicht,
Das durch die Fenster eines Domes fällt;
Doch ihrem Farbenglanze
Kommt Nichts auf Erden gleich.

Seht das Gespann der Feenkönigin!
Die Himmelsrosse sausen durch die Luft,
Die zarten Schwingen faltend auf ihr Wort,
Und durch der Zügel lichtes Band gelenkt.
Die Feenkön'gin hielt sie an.
Sie webte einen Zauber um den Ort,
Und aus dem Aetherwagen
Sich hold herniederbeugend, sah
Sie lang und schweigend an
Der Jungfrau schlummernde Gestalt.

O, nicht der Dichter in verzückten Träumen,
Wenn Silberwolken sein Gehirn durchziehn;
Wenn alles Große, Wilde, Liebliche
Ihn staunen macht, entzückt, erhebt;
Wenn seine Phantasie, was schön
Und wunderbar, mit Einem Blick vereint,
Hat je ein Bild, so hehr und hold, erschaut,
Wie jenes, das die Lüfterenner hemmte,
Und auf der Jungfrau Schlummer
Den Zauber seines Blicks ergoß.

Der breite gelbe Mond
Schien flimmernd durch den Leib
Von makellosem Ebenmaß;
Das perldurchsichtige Gespann
Durchfurchte nicht des Mondlichts Strahl.
Es war kein irdisch Bild; —
Wer das Gesicht geschaut,
Das alle Pracht der Erde übertraf,
Sah nicht den gelben Mond,
Sah nicht, was sterblich ist,
Vernahm des Nachtwinds Rauschen
Und ird'sche Töne nicht, —
Sah nur den Feen-Aufzug,
Vernahm nur Himmelsklänge
Am ödverlass'nen Ort.

Der Fee Gestalt war zart; die flockige Wolke,
Kaum angehaucht vom blassen Abendroth,
Und die das spähnde Auge mühsam nur
Gewahrt, wenn sie verschwimmt im Dämmrungsschatten,
Ist kaum so zart; doch jener schöne Stern,
Der in des Morgens schimmernder Krone blitzt,
Verstrahlt ein Licht so mild und mächtig nicht,
Wie jenes, das der Fee Gestalt entfloß,
Umhüllend Alles wie ein Heil'genschein,
Indeß mit wallender Bewegung
Es sie umwogte sanft und mild.

Die Feenkön'gin stieg
Aus ihrem Himmelswagen,
Und schwang den Zauberstab,
Mit Amaranthgeflecht verziert.
Ihr Nebelbild bewegte
Mit jedem Lufthauch sich,
Und silbertönig klang
Der Rede süßer Ton,
Vernehmbar einzig dem geweihten Ohr.

### Fee.

Sterne, strahlet sanft hernieder!
Elemente, hemmt eur Toben!
Schlaf, Weltmeer, in den Felsenschranken,
Die dein Reich umziehn!
Nicht ein Windhauch soll bewegen
Jenes Hügels Rasenteppich.
Selbst das ziehnde Sommerfädchen
Ruh' in stiller Luft!
Seele Janthe's, du, —
Würdig allein des neidenswerthen Glücks,
Das der Gerechten und der Guten harrt,
Das Derer harrt, die, kämpfend stark und fest,
Der Erde Stolz und Niedrigkeit besiegten,

Der Satzung Ketten sprengten, und als Sterne
In ihrer Zeit erglänzten, — Seele Janthe's,
Erwach! ersteh!

Plötzlich erhob
Sich Janthe's Seele.
Sie stand in unverhüllter Reinheit da,
Ein herrlich Ebenbild der Körperform.
Begabt mit unnennbarer Schönheit Reiz,
War jeder Makel ird'schen Wesens
Verschwunden, sie erstrahlte neu
In angeborner Hoheit, und sie stand
Inmitten Tod und Graun unsterblich.

Der Leib lag auf dem Ruhebett,
Gehüllt in tiefen Schlummer;
Die Züge starr und regungslos,
Doch thierisch Leben war drin.
Und jeder Sinn versah den Dienst,
Den ihm die Natur bestimmt; — es war
Ein Wunder, Geist und Leib zu schaun.
Dieselben Züge waren dort,
Dieselbe äußerliche Form, —
Und wie verschieden doch! Der eine strebt
Zum Himmel auf, nach seinem ew'gen Erbe
Sich sehnend, stets im Wechsel sich erhebend,
Und schwelgt in ew'gem Sein.
Der andre müht sich eine Spanne Zeit,
Das Spiel des Zufalls und der Leidenschaft,
Er lebt sein traurig Dasein rasch dahin,
Und dann, ein nutzlos und verbraucht Geräth,
Verwest er und verschwindet.

**Fee.**

Geist, der also tief gedrungen,
Geist, der also hoch gestrebt,
Der so furchtlos, der so mild,

Nimm hin den Lohn, den sich dein Werth verdient,
Besteig mit mir den Wagen!

**Geist.**

Träum' ich? Ist dies neu Empfinden
Nur ein Truggespenst des Schlummers?
Bin ich wirklich eine Seele,
Frei und ohne Körperlast?
Sprich noch einmal, sprich!

**Fee.**

Ich bin die Feenkön'gin Mab; die Wunder
Der Menschenwelt zu wahren, ist mein Amt;
Der unermeßlichen Vergangenheit
Geheimniß find' ich in der Menschenbrust,
Auf des Gewissens ernsten, unbestochnen,
Wahrheitsgetreuen Tafeln eingeprägt;
Die Zukunft aus den Folgen jeder That
Enträthsl' ich; unverzeichnet lass' ich nicht
Den Stachel, den die rächende Erinnrung
Eindrückt des Menschen selbstisch harter Brust,
Noch jenes Wonnebeben, das das Herz
Des Tugendhaften fühlt, wenn seinen Tag
In Wort' und Werken edel er vollbracht.
Auch ist es mir gestattet, zu zerreißen
Den Schleier sterblicher Gebrechlichkeit,
Auf daß der Geist, in wechsellose Reinheit
Gekleidet, lerne, wie am schnellsten er
Das große Ziel, das ihm bestimmt, erreiche,
Und jenen Frieden koste, den zuletzt
Alles, was lebt und athmet, theilen wird.
Dies ist der Lohn der Tugend. Sel'ger Geist,
Besteig mit mir den Wagen!

Des Erdenkerkers Banden
Sanken von Janthe's Geist,

Wie des erwachten Riesen Kraft
Ketten von Stroh zerbricht.
Bewußt des hehren Wechsels,
Empfand in unbeschränkter Wonne sie
Ein neu Entzücken rings;
Was sie auf Erden wachend je,
Was sie in Schlummerphantasien geträumt
Nach wohlverbrachtem Tage,
Schien jetzt verkehrt in Wirklichkeit.

Der Geist entschwebte mit der Fee;
Es trennten sich die Silberwolken;
Und als den Zauberwagen sie bestiegen,
Scholl wieder himmlischer Gesang,
Und wiederum entfalteten
Die Lüfterenner ihre Azurschwingen,
Und mit den Strahlenzügeln
Lenkt' ihren Flug die Fee.

Der Wagen flog dahin.
Die Nacht war schön, ein zahllos Heer
Von Sternen glänzte am Gewölb
Des dunkelblauen Himmels;
Im Ost dem Meer entblinkte
Das erste Lächeln schon des Morgenroths.
Der Wagen flog dahin —
In Feuerfunken stob
Unter der Himmelsrosse Huf die Luft,
Und wo die Flammenräder
Hinsausten ob dem höchsten Bergeshang,
Glüht' eine Blitzesspur.
Jetzt flog er über einem Felsen hin,
Der Erde letztem Saum,
Hoch wie die Anden, deren düstrer Kamm
Lugt ob dem Silbermeer.

Tief unterm Pfad des Wagens lag,
Still wie ein schlummernd Kind,

Das furchtbar wilde Meer.
Sein ebner Spiegel warf zurück
Der blassen Sterne Schein,
Des Wagens Feuerspur,
Des Morgens graues Licht,
Das jene Wolkenschäfchen,
Des Tages Wiege, färbt.
Es schien, als ob des Wagens Pfad
Durch eine ungeheure Wölbung führte,
Erhellt von Millionen Sternen, strahlend
In tausendfarb'gen Schatten,
Und halb umkreist von einem Gürtel,
Der endlos Meteore sprüht.

Der Wagen flog dahin.
Als sie dem Ziele nah,
Beschwingte sich der Renner Lauf.
Das Meer war länger nicht zu sehn, die Erde
Erschien ein weiter Schattenkreis;
Der helle Sonnenball
Schwamm durch die finstre Wölbung;
Es theilten seine schnellen Strahlen
Von Licht sich vor des Wagens schnellerm Lauf,
Und glitten nieder, wie vorm Kiel
Des Schiffs der Wellenschaum
Der Brandung niederspritzt.

Der Wagen flog dahin.
Der ferne Erdball schien
Das kleinste Licht am Himmelsdome nur,
Indeß um das Gespann
Zahllose Welten kreisten,
Und ungezählter Sterne Licht
In stetem Wechsel glomm.
Ein Wunderanblick war's! Gehörnt
Erschienen ein'ge, gleich der Mondessichel;

Ein sanftes Silberlicht ergossen andre,
Wie überm Westmeer Hesperus;
Mit Feuerschweifen stürzten andre nieder,
Gleich Welten, die dem Tod geweiht;
Und einige erglühten sonnenhaft,
Und überstrahlten auf des Wagens Pfad
Rings alles andre Licht.

Geist der Natur! o hier,
In diesem unabsehbaren Gewimmel
Von Welten, deren Unermeßlichkeit
Die kühnste Phantasie beschämt:
Hier ist dein schönster Tempel.
Doch ist das kleinste Blatt,
Das in dem Wind erbebt, nicht minder
Von deinem Geist erfüllt;
Doch theilt der niedre Wurm,
Der tief in Grüften sich von Leichen nährt,
Nicht minder deinen ew'gen Hauch.
Geist der Natur! o du,
Der unvergänglich wie dies hehre Bild,
Hier ist dein schönster Tempel.

---

II.

Wenn Einsamkeit dich jemals hingeführt
Zum echolauten Meeresstrand,
Und wenn du dort verweiltest,
Bis auf entflammter Fluth
Der Sonnenball zu ruhen schien,
Dann schautest du, wie Streifen
Purpurnen Goldes regungslos
Sein scheidend Rund umglühten;

Dann schautest du die Wolken aufgethürmt,
Von blendend hellem Glanz umsäumt,
Wie Felsen von Gagat,
Mit einem Demantkranz gekrönt.
Doch kommt ein Augenblick,
Wo einem Sterne gleich
Am westlichen Saum des Meeres
Der letzte Strahl der Sonne blinkt,
Wo jenes goldgefiederte Gewölk,
In tiefsten Purpur eingehüllt, erglänzt
Wie Inseln auf der blauen See;
Dann lenkte deine Phantasie den Flug
Hoch über diesen Erdenball empor,
Und faltete die müden Schwingen
Im Tempelhaus der Fee.

Doch nicht die goldnen Inseln,
Die in dem Lichtmeer schimmern,
Noch jene flockigen Schleier,
Das helle Bett umhüllend,
Darin zur Rast die Sonne geht,
Noch die entflammten Meereswellen,
Drob jener hehre Dom sich wölbt,
Gewährten solchen wunderbaren Anblick,
Wie Mab's ätherischer Palast.
Doch glich zumeist die Feenhalle
Des Abends herrlichem Gewölb.
Dem meergetragnen Himmel gleich erglänzte
Ihr funkelndheller Estrich,
Ihr weiter Azurdom,
Und ihrer Inseln Gold,
Verstreut im Silbermeer;
Und durch der Wolken ringsum lagernd Dunkel
Entsandten Sonn' um Sonnen ihre Strahlen,
Und Perlenzinnen überragten
Des Himmels unbegrenzten Raum.

Still hielt das magische Gespann,
Und in die Zauberhalle
Trat mit dem Geist die Fee.
Die goldnen Wolken,
Die unterm Azurdom
In Glanzeswellen wogten,
Erbebten von den luftigen Schritten nicht;
Die zarten Purpurnebel,
Nach wonnevollen Melodien
Hinfluthend durch das Götterhaus,
Gehorchten jeder leisen Willensregung.
Auf ihre weichen Wogen lehnte sich
Der Geist, und machte, von der Wonne rings
Befangen, nicht Gebrauch vom hehren Vorrecht
Der Tugend und der Weisheit.

„Geist!“ also sprach die Fee,
Und wies zum prächt'gen Dome hin,
„Dies ist ein Wunderanblick,
Der aller Erdengröße spottet.
Doch wär's der Tugend einz'ger Lohn, zu wohnen
In einem Himmelspalast, nur geweiht
Den Seligkeitsgefühlen, eingeengt
Im Kerker ihres Selbst: der hohe Wille
Der ewigen Natur blieb' unerfüllt.
Lern Andre zu beglücken! Komm, o Geist!
Dies ist dein hoher Lohn: — Vergangenheit
Soll auferstehn vor dir; die Gegenwart
Sollst du erschaun, und lüften will ich dir
Der Zukunft dunklen Schleier.“

Die Fee schritt mit dem Geist
Zum Rand der überhangenden Zinne hin.
Vor ihnen lag das Weltall ausgebreitet.
Dort, bis zum fernsten Saum,
Der Grenzmark für den Flug der Phantasie,

Durchkreuzten sich in wirrem Lauf
Zahlloser Welten Bahnen,
Unwandelbar doch folgend dem Gesetz
Der ewigen Natur.
Und droben, drunten rings
Bewegten sich die Weltsysteme
In labyrinthischer Harmonie;
Und durch des Raumes Tiefen,
Mit festem Ziel und in beredtem Schweigen,
Verfolgte jedes seinen Wunderpfad.

Ein kleines Licht erglomm
In weiter Nebelferne;
Nur eines Geistes Auge
Erspähte diesen kreisenden Ball;
Nur eines Geistes Auge,
Und nur in jenem himmlischen Palast,
Vermochte jede Handlung der Bewohner
Der Erde drunten zu erschaun.
Denn Stoff und Raum und Zeit
Sind wirkungslos in jener Aetherwohnung,
Und die erhabne Weisheit, dort gereift
Zu höherer Vollendung, überfliegt
Die Hindernisse, die ein ird'scher Geist
Nicht zu bekämpfen wagt.

Die Fee wies auf die Erde hin.
Des Geistes innres Auge
Erkannte dort die Wesen seiner Art.
Dem flücht'gen Blick erschien der Tausende
Gewimmel wie ein Ameishaufen.
Wie wunderbar, daß selbst
Gewinnsucht, Leidenschaft und Vorurtheil,
Die in dem niedrigsten Geschöpf sich regen,
Ja selbst die leiseste Berührung
Des feinsten Nerven, die im Menschenhirn

Den flüchtigsten Gedanken weckt, ein Glied
Wird in der großen Kette der Natur!

„Schau“, rief die Fee, „Palmyra's
Paläste, Moder nun und Staub!
Schau! wo die Macht gedräut,
Schau! wo die Lust gelacht,
Was blieb? — Nur die Erinnrung
An Unverstand und Schmach.
Was ist dort ewig? — Nichts.
Es steht nur da, zu künden
Ein traurig trübes Märchen,
Ein grauses Warnungswort.
Bald tilgt Vergessenheit
Die letzten Spuren seines Ruhms.
Stolz schritten Kön'ge und Erobrer
Dort über Millionen Sklaven hin, —
Erdbeben für das menschliche Geschlecht,
Und diesen gleich vergessen, wenn verweht
Die Trümmer ihres unheilvollen Werks.

„Den ew'gen Nil entlang
Erhoben Pyramiden sich.
Der Nil wird seinen Pfad auch fürder wallen,
Sie aber werden sinken,
Ja, nicht ein Stein bleibt übrig, zu verkünden
Die Stätte, wo sie einst geragt;
Selbst ihre Lage wird vergessen sein,
Wie des Erbauers Name!

„Schau jenen dürren Fleck!
Wo jetzt des Beduinen Wanderzelt
Im Sturm der Wüste flattert,
Dort hob einst Salem's stolzer Tempel
Zum Himmel seine tausend goldnen Kuppeln,
Und auf sein Schmachgepränge sah
Der Tag erröthend nieder.

Ach, manche Wittwe, manche Waise fluchte
Dem Bau des Tempels wohl, und mancher Vater,
Ermattet von der Sklavenarbeit, flehte
Zum Gott der Armen, daß er niederstürze
Das goldne Haus, und seine Kinder rette
Von dem verhaßten Werke, Stein auf Stein
Zu thürmen, ihres Lebens schönste Tage
Vergiftend, einem kind'schen Greis zur Frohn.
Dort heulte ein entmenscht und roh Geschlecht
Verruchte Hymnen einem Dämon-Gott;
Sie stürzten in den Krieg, dem Mutterleib
Entrissen sie das ungeborne Kind, —
Alter und Jugend sanken gleicherweis
Dahin, kein athmend Wesen ward verschont
Bei ihrer Waffen Sieg — sie waren Teufel!
Doch was war er, der sie gelehrt: der Gott
Der gütigen Natur empfände Lust
Und Wohlgefallen an dem blut'gen Werk?
Sein Name und der ihrige vergehn,
Und all die Märchen, die Betrug erzählt
Von dem Barbarenvolk, bis sie der Schrecken
Zuletzt beglaubigt, scheuchen selber sich
Hinüber in Vergessenheit.

„Wo Rom, Athen und Sparta standen,
Ist eine Geisteswüste jetzt.
Die ärmlichen und niedern Hütten,
Die noch elenderen Paläste,
Im Gegensatz zu jenen alten Tempeln,
Hinmodernd in Vergessenheit;
Die langen, öden Säulenreihn,
Durch die der Freiheit Schatten schreitet,
Sie gleichen einem wohlbekannten Lied,
Das einst so wonnig uns erklang, doch jetzt
Mit Trauer uns erfüllt.
Ach! aber wie viel größer ist der Wandel,

Und wie viel düstrer der Kontrast
Des Menschengeistes hier!
Wo Sokrates erblich, verbreitet Tod
Ein Thor und Feigling, ein Tyrannenknecht,
Und sinkt dann schaudernd selbst ins Grab.
Wo Cicero und Antonin gelebt,
Da betet, flucht und trügt
Ein heuchlerischer Mönch.

„Zehntausend Jahre, Geist,
Sind kaum dahingerauscht,
Seit in der Wüste, wo der Wilde jetzt
Das Blut des Feindes trinkt,
Und wo, nachäffend Europäern, er
Unheil'gen Kriegsgesang erweckt,
Sich eine Stadt erhob,
Des Westlands stolze Metropole.
Die moosbewachsne Säule,
Zermürbt vom rastlos nagenden Zahn der Zeit,
Die Allem einst zu trotzen schien,
Nur nicht dem Untergang des Vaterlands;
Die weiten Urwaldsstrecken,
In ungepflegter Schönheit hingedehnt,
Wie Gärten, lang verwildert,
Sie scheinen Dem, der willenlos durch Zufall
Den Schritt in diese Wüstenei gelenkt,
So hier zu stehen, seit die Erde steht.
Und doch war einstmals ein geschäft'ger Ort,
Ein Mittelpunkt des Handels hier, wohin
Der Fremden reichbeladne Schiffe fuhren;
Freiheit und Friede segneten
Die wohlbebaute Flur;
Doch Gold, der Menschen Fluch,
Verheerte grimm die Blüthe ihres Glücks,
Tugend und Weisheit, Wahrheit, Freiheit flohn,
Und kehren nimmer, bis der Mensch erkennt,

Daß sie allein die Seligkeit gewähren,
Die einer Seele würdig, welche fühlt,
Daß sie von ew'ger Art.
„Auf jener Erd' ist kein Atom,
Das nicht im Menschen einst gelebt;
Ja, selbst der kleinste Regentropfen,
Der in der dünnsten Wolke hangt,
Floß einst in Menschenadern;
Und von dem brennenden Sand,
Wo Lybiens Löwen brüllen,
Und von der schwärzesten Schlucht
Des sonnenlosen Grönlands,
Bis wo im Sonnenlichte
Auf Englands reichen Fluren
Die goldne Ernte blitzt,
Erspähst du keinen Fleck, wo einst
Nicht eine Stadt gestanden.
„Wie seltsam ist des Menschen Stolz!
Ich sag' dir: alle jene Wesen,
Für die des Grases schwacher Halm,
Der mit dem Morgen sprießt,
Und vor dem Mittag dorrt,
Ein unbegrenztes Weltall ist; —
Ich sag' dir: jene unsichtbaren Wesen,
Die in dem kleinsten Theil
Des freien Aethers wohnen,
Sie denken, fühlen, leben wie der Mensch;
Und ihre Liebe und ihr Haß erzeugt,
Wie bei dem Menschen, das Gesetz,
Das all ihr Thun beherrscht;
Und die geringste Wallung,
Die ihren zarten Leib
Unmerklich fast durchzuckt,
Ist unerläßlich und bestimmt,
Wie das erhabene Gesetz,
Das jene Sonnen lenkt."

Die Feenkön'gin schwieg.
Der Geist empfand bewundernd und entzückt,
Wie das Vergangne sich vor ihm belebte;
Die Wunderthaten alter Zeit,
Die bruchstückweis die dunkle Sage nur
Leichtgläub'gem Volk erzählt, entrollten sich
In folgericht'ger Reih' dem Blick,
Doch von der Ferne Nebeln sanft umschleiert.
Der Geist schien hoch zu stehn
Auf einsam steiler Bergeshöh',
Die kämpfende Fluth der Zeiten unter ihm,
Des unbegrenzten Weltalls Tiefe
Zu Häupten ihm, und ringsumher
Die wandellose Harmonie
Der ewigen Natur.

---

III.

„Fee!" sprach der Geist, und blickte
Mit seinen Aetheraugen
Die Zauberkön'gin an;
„Hab Dank! du schenktest mir
Ein Gut, das mir aufs höchste werth, und lehrtest
Mich eine Lehre, die mir ewig bleibt.
Ich kenne die Vergangenheit, sie soll
Mir Rath und Warnung für die Zukunft sein,
Daß Heil aus Irrthum blüh', Gewinn aus Thorheit
Dem sterblichen Geschlecht;
Denn, ist die Kraft, den Brüdern Glück zu spenden,
Dem Willen gleich, so thut der Menschenseele
Kein andrer Himmel noth."

**Mab.**

Merk auf, erhabner Geist!
Viel bleibt dir noch verborgen.
Du kennst des Menschen Größe,
Kennst seine Schwachheit auch.

Jetzt lerne, was er ist;
Erfahre jetzt das hohe Ziel,
Zu welchem ohne Rast
Die Zeit Jedweden führt.

Schau dort den Prachtpalast, der seine Thürme
Inmitten jener volkbelebten Stadt,
Selbst eine Stadt, erhebt. In finstern Reihn,
Und schweigend, stehn die Wachen um ihn her;
Wer ihn bewohnt, kann nimmer glücklich sein,
Noch frei; — vernimmst du nicht der Waisen Flüche,
Vernimmst die Seufzer der Verlass'nen nicht?
Der König geht vorbei, auf seiner Brust
Die goldne Kette, welche seinen Geist
Gefesselt an Verworfenheit, — der Thor,
Den seine Schranzen Herrscher nennen, während
Er Sklav der niedrigsten Begierden ist; —
Ihn kümmert nicht der Armuth Schmerzensschrei;
Er lächelt bei dem Fluch, den insgeheim
Das Elend murmelt; eine finstre Lust
Durchbebt sein blutlos Herz, wenn Tausende,
Vom Hungertod zu retten Weib und Kind,
Nur um die Brocken wimmern, die sein Schwelgen
In freudelosem Prunkgelag verprasst; —
Hört er die Schreckensmähr, so beugt er sich
Zu eines Höflings stets bereitem Antlitz,
Das ihm Beistimmung heuchelt, und erstickt
Die Gluth der Scham, die wider Willen ihm
Die Schlemmerwange röthet.

Jetzt zum Mahl,
Dem stummen, üppig prächt'gen, schleppt er hin
Die schale, übersättigte Begier.
Wenn blitzendes Gold und Speisen sonder Zahl
Aus jeder Zone seiner Sinne Stumpfheit
Besiegen könnten; — wenn der Reichthum nicht
Den Quell, aus dem er schöpft, vergiftete; —

Und wenn das fühllos harte Laster nicht
Die Nahrung ihm in tödlich Gift verkehrte:
So wär' der König glücklich, und der Landmann,
Der gern sein Tagewerk vollbringt, genießt
Kein süßres Mahl, wenn Abends heim er kehrt,
Und an der Gluth des trauten Herdes wieder
Sein Weib, dem all sein Mühen gilt, begrüßt!

Sieh jetzt ihn auf dem prächt'gen Lager ruhn!
In Fieberträumen kreist sein Hirn — doch, ach!
Zu bald entflieht der Schlaf der Völlerei,
Und des Gewissens immer rege Schlange
Ruft ihre gift'ge Brut zum nächt'gen Werk.
Horch auf, er spricht! o schau sein irres Aug —
O schau sein todtenbleich Gesicht!

**Der König.**

„Kein Ende!
O, soll dies ewig währen? Grauser Tod,
Ich wünsch' und dennoch fürcht' ich dein Umarmen!
Kein Augenblick traumlosen Schlafs! O holder
Und segensvoller Friede, warum birgst
Im Elend und in Kerkertiefen du
Dein reines Antlitz? warum treibst du dich
Umher mit Tod, Gefahr und Einsamkeit,
Und fliehst den Tempel, den ich dir erbaut?
O heil'ger Friede, kehr nur einmal ein
Bei mir, nur einen Tropfen Balsam geuß
Erbarmungsvoll in meine welke Brust!"

Du eitler Thor! sein Tempel ist das Herz
Des Tugendhaften, und der Friede wird
Sein Schneegewand in solcher eklen Wohnung,
Wie deiner, nicht beflecken. — Horch! er murmelt;
Sein Schlaf ist nur ein Kampf voll Todesqualen,
Die, Skorpionen gleich, das Mark des Lebens
Zerfressen. Da bedarf's der Hölle nicht,

Die Frömmler, Irrenden zur Straf', erschaffen: —
Die Erde selbst beut mit dem Uebel auch
Die Heilung dar; die allgenügende
Natur kann zücht'gen, wer an ihr gefrevelt,
Und sie allein mißt nach des Fehltritts Maß
Gerecht die Strafen ab. —

Ist's wunderbar,
Daß dieser arme Thor noch seiner Qual
Sich rühmt, an seiner Niedrigkeit sich freut,
Den Skorpion noch pflegt, der ihn verzehrt?
Ist's wunderbar, daß auf dem Dornenthron,
Ein Eisenscepter tragend, eingemauert
In einen prächt'gen Kerker, dessen Grenzen
Von Jeglichem ihn scheiden, was die Erde
Gutes und Liebes beut, — daß seine Seele
Sich nicht auf ihre Menschlichkeit besinnt?
Daß nicht des Menschen sanftere Natur
Sich wider eines Königs Amt empört?
O nein, es ist mit nichten wunderbar;
Gleich dem gemeinen Mann, denkt, fühlet, lebt
Und handelt er, just wie sein Vater einst;
Der Satzung und Gewohnheit Mächte sind's,
Die einen König von der Tugend scheiden.
Seltsamer noch mag's Denen, welche nicht
Verstehen die Natur, und nicht die Zukunft
Herleiten aus der Gegenwart, erscheinen,
Daß nicht Ein Sklav, der unter den Verbrechen
Des Scheusals leidet, nicht Ein Unglücksel'ger,
Deß Kinder hungern, dessen bräutlich Bett
Der Erde mitleidloser Busen ist,
Den Arm erhebt, ihn von dem Thron zu schmettern!

Und jene goldnen Fliegen, die sich wärmen
Im Sonnenschein des Hofs, von seiner Fäulniß
Und Korruption sich nähren — was sind sie?

Die Drohnen der Gesellschaft. Von den Mühn
Des Arbeitsamen zehren sie; der Bauer,
Verhungernd, zwingt für sie der harten Scholle
Die Ernte ab, die selbst er nicht genießt;
Und jene schmutzige Gestalt, die hagrer
Als fleischlos Elend, die ein sonnlos Leben
Im ungesunden Schacht des Bergwerks führt,
Schleppt sich in langer Qual dem Tode zu,
Um ihrer Pracht zu fröhnen; Viele sinken
Ermattet von der Arbeit hin, daß Wen'ge
Der Trägheit Pein und Sorgenlast erfahren.

Woher entsprossen Kön'ge und Schmarotzer?
Woher der Drohnen unnatürlicher Schwarm,
Der Müh' und unbesiegbar Elend häuft
Auf Jene, die Paläste ihnen baun
Und ihnen fromm ihr täglich Brot bereiten? —
Das Laster zeugte sie, das schwarze Laster,
Das scheußliche; Raub, Wahnsinn, Trug, Verrath;
Und Alles, was den Jammer schafft, und aus
Der Erde diese dornige Wüste macht;
Die bösen Lüste, Rachgier, Haß und Mord . . .
Und wenn die Stimme der Vernunft dereinst,
Laut wie die Stimme der Natur, die Völker
Erweckt; und wenn der Mensch erkennen wird,
Daß Laster Zwietracht ist und Krieg und Elend,
Und Tugend Friede, Glück und Harmonie;
Wenn der gereifte Mensch verachten wird
Das Spielzeug seiner Kindheit: — so verliert
Der königliche Glanz die Macht, zu blenden;
In Schweigen sinkt sein Herrscherrecht dahin;
Der prächt'ge Thron vermodert unbeachtet
Im Königssaal; und so verhaßt wird sein,
So allen Vortheils baar der Lüge Werk,
Wie jetzt der Wahrheit Dienst.

Wo ist der Ruhm,
Den allzugern die Mächt'gen dieser Erde
Verewigen möchten? Ach, der schwächste Schall
Vom leisen Schritt der Zeit, die kleinste Welle
Im Strom der Jahre schlingt ins Nichts hinab
Die luft'ge Blase. Siehe, streng ist heut
Und finster des Tyrannen Machtgebot,
Es glüht sein Auge, das Vernichtung blitzt,
Stark ist sein Arm, der Tausende zerschmettert.
Der Morgen kommt! und sieh, das Machtwort ist
Ein Donner, der in alter Zeit verscholl;
Der Blick ein flücht'ger Blitz, den schnell die Nacht
In Dunkel barg; und an dem Arme hält
Der Wurm sein Mahl.

Der tugendhafte Mensch,
Der groß in seiner Demuth ist, wie klein
In ihrer stolzen Pracht die Kön'ge sind;
Der Edle, rastlos nach dem Guten eifernd,
Und freier in des Kerkers düsterm Schweigen,
Furchtloser wandelnd, als der bleiche Richter,
Der, ins Gewand der feilen Macht gehüllt,
Vergebens seinen ungebeugten Geist
Zu fesseln rang: — o, wenn der Edle fällt,
So glänzt sein mildes Aug' nicht mehr von Liebe,
Welk ist die Hand, die Tausende erquickt,
Verstummt der Weisheit schlichtberedtes Wort,
Das nur den Schuld'gen schreckte; ja, das Grab
Hat ausgelöscht das Auge, Todesfrost
Den Arm erstarrt: — allein der Kranz, den ihm
Niewelkend auf das Grab die Tugend legt;
Der ewige Ruhm des Manns, an den die Kön'ge
Mit Zittern denken; die Erinnerung,
Mit der der sel'ge Geist froh überschaut
Die wohlvollbrachte Erdenwallfahrt,
Sie schwinden nimmerdar!

Natur verwirft den Herrscher, nicht den Menschen;
Den Unterthan, doch nicht den Bürger; — Kön'ge
Und Unterthanen, sich befehdend, spielen
Ein Spiel allewig, das Verlust nur bringt,
Und dessen Einsatz Laster ist und Elend.
Der Gute will nicht herrschen, noch gehorchen.
Die Macht befleckt, verheerendem Pesthauch gleich,
Was irgend sie berührt; und der Gehorsam,
Der dem Genie, der Tugend, Freiheit, Wahrheit
Ein tödlich Gift ist, macht des Menschen Leib
Zum Sklaven, seinen Geist zum Automaten.

Als Nero über Roma's Flammen hoch
In wilder Lust, ein Dämon, lauerte,
Und mit entzücktem Ohr das Schmerzgeheul
Der Sterbenden vernahm, und ringsumher
Verbreitet sah die gräßliche Verwüstung,
Und einen neuen Sinn vor seinem Blick
Erstehn, in seinem Ohr erbeben fühlte: —
Glaubst du, daß seine hohle Größe nicht
Des Menschenherzens Sanftheit überwunden?
Und daß, wenn Rom mit Einem finstern Schlag
Nicht stürzte den Tyrannen, und den Arm,
Gefärbt mit seinem besten Blut, zermalmte,
Nicht unterwürfiger Kleinmuth der Natur
Erhabenes Gesetz vernichtete?

Zur Erde schau! Die goldne Ernte sprießt;
Allewig strahlt die Sonne Licht und Leben;
Frucht, Blume, Baum erstehn im Wechsellauf;
Und Alles athmet Lieb' und Harmonie
Und Frieden. In der still beredten Sprache
Der wirkenden Natur bezeugt die Welt,
Daß Alles rings der Lieb' und Freude Werk
Erfüllet, — nur nicht der verworfne Mensch.
Er schmiedet sich das Schwert, das seinen Frieden

Erschlägt; er nährt die Schlangen, die sein Herz
Zernagen; er erhebet den Tyrannen,
Der Wonne fühlt bei seinem tiefsten Weh,
Und seiner Qualen spottet. Jene Sonne,
Scheint sie den Mächtigen allein? und ruhn
Dort jene Silberstrahlen minder süß
Auf niederm Hüttendach, als auf der Kuppel
Des Fürstenhauses? Ist die Mutter Erde
Stiefmutter ihren Millionen Söhnen,
Die sich in harter Arbeit rastlos mühn,
Und, was sie ernten, nimmer theilen dürfen?
Ist Mutter sie den Lotterbuben nur,
Die, großgepflegt in Ruh' und Ueppigkeit,
Den Menschen nur zum Kinderspielwerk brauchen,
Und jenen Frieden, den der Mensch allein
Zu schätzen weiß, in aufgeblasnem Stolz
Und Kinderlaune stören?

Geist der Natur! o nein!
Der reine Ausfluß deines Wesens strömt
Durch jedes Menschenherz.
Errichtet hast du dort
Den Thron der höchsten, ewig heil'gen Macht;
Du bist der Richter, dessen Wink
Des Menschen kurze, schwache Kraft
Ohnmächtig schwinden läßt,
Dem Wind gleich, der vorüberweht
So hoch steht über irdischem Gerichte
Dein Tribunal, wie Gott
Hoch über Menschen steht.

Geist der Natur! du Leben
Endloser Myriaden rings im All;
Du Seele jener mächt'gen Sphären,
Die wandellos den Himmelspfad durchziehn;
Geist jenes kleinsten Wesens,

Das in dem Sonnenstäubchen
Des Frühlings lebt und wohnt: —
Der Mensch, gleich Allem, was da fühllos webt,
Erfüllt bewußtlos deinen Willen;
Für ihn auch reift heran
Die Zeit des ewigen Friedens,
Die bald und sicher kommt;
Die grenzenlose Welt, die du durchdringst,
Wird sonder Fehl dann glänzen
In ungetrübt vollkommner Harmonie.

---

IV.

Wie schön ist diese Nacht! Der duftigste Seufzer,
Den Frühlingswinde hauchen in das Ohr
Des Abends, störte das beredte Schweigen,
Das rings die Flur umhüllt. Die dunkle Wölbung
Des Himmels, hell von Sternen überblitzt,
Durch die des Mondes unbewölkter Glanz
Hinwandelt, scheint ein Baldachin, den Liebe,
Die schlummernde Welt zu schützen, ausgespannt.
Die sanften Hügelreihen dort, gekleidet
In ein Gewand von unbetretnem Schnee;
Der dunkle Fels, behängt mit Eiseszacken,
So fleckenlos, daß ihre weißen Spitzen
Des Mondes reinen Strahlenglanz nicht färben;
Die burggekrönte Höhe, deren Banner
So müßig überm morschen Thurme hängt,
Daß die verzückte Phantasie darin
Ein Bild des Friedens sieht: — das Alles bildet
Hier einen Schauplatz, wo die Einsamkeit
Sich sinnend über dieser Erde Kreis
Erheben, wo das ungestörte Schweigen,

Durch Nichts beirrt, alleine wachen möchte,
So kalt, so schön, so still.

Das Tagsgestirn
Sinkt, lächelnd hold, auf südlichen Gefilden
Ins wogenlose Meer; kein Hauch erregt
Die stille Tiefe; Abendwolken spiegeln
Reglos den letzten zögernden Tagesstrahl,
Und auf dem Westmeer ruht des Abends Bild
In hehrer Schöne. Doch der Morgen kommt;
Und Wolk' auf Wolke wälzt in finstern Massen
Sich übers schwarze Meer; furchtbar ergrollt
Des fernen Donners Murren; und der Sturm
Entfaltet seine Schwingen ob dem Dunkel,
Das grauenvoll der Wogen Kampf umhüllt;
Erbarmungslos mit allen seinen Stürmen
Und Blitzen hetzt der Dämon seinen Raub;
Die aufgeriss'ne Tiefe gähnt, — das Schiff
Versinkt ins zackig dräuende Wogengrab.

Ha! welche Gluth erhellt des Himmels Wölbung?
Welch düsterrother Qualm verhüllt den Mond?
Der Sterne Glanz erlischt, der reine Schnee
Blinkt matt nur durch das Dunkel ringsumher.
Horch! dies Gedröhn, deß schnelle Donnerschläge
Endlos im Echo hallen durchs Gebirg,
Die bleiche Nacht auf ihrem Sternenthron
Erschreckend! Näher jetzt ertönt der Lärm:
Der platzenden Bombe fürchterlich Gekrach;
Das stürzende Gebälk, der Schrei, das Wimmern,
Der Schlachtruf, das nicht endende Geklirr,
Wuthtrunkner Krieger Prall und Gegenprall:
Und laut und immer lauter wird die Schlacht,
Bis daß der blasse Tod die Scene schließt,
Und um den Sieger und Besiegten hüllt
Sein kalt und blutig Leichentuch. Von allen

Den Männern, die des Tages scheidender Strahl
In stolzer Kraft und Frische blühen sah;
Von all' den Herzen, welche sorgenvoll
Beim Untergang der Sonne dort erbebten: —
Wie wen'ge leben jetzt, und schlagen noch!
Rings Alles Schweigen, gleich der grausen Ruhe,
Die in des Sturmes Unheilspause schlummert; —
Nur daß der Wind vorüber dann und wann
Der Wittwe wahnsinnwirre Klage trägt,
Oder den Seufzerhauch, mit dem ein Geist
Die Staubeshülle seiner Kämpfe sprengt.

Der graue Morgen dämmert jetzt empor
Ueber dem Trauerbild; der Schwefeldampf
Rollt langsam vor dem eisigen Wind hinweg,
Und auf dem Schneegeflimmer spielt der Strahl
Des frostigen Morgens. Tief bis in den Wald
Sind blut'ge Spuren; und verstreute Waffen
Und todte Krieger, deren harte Züge
Sogar der Tod nicht mildern konnte, weisen
Der Sieger grausen Pfad; dahinter fern
Verkünden schwarze Haufen Asche jetzt,
Wo ihre stolze Stadt gestanden hat.
In jenem Wald ist eine finstre Schlucht —
Ein jeder Baum, der vor dem Tag ihr Dunkel
Beschützt, rauscht über eines Kriegers Grab.

Du schauderst,
Erhabner Geist! — o, wärst du menschlich sonst?
Ich sehe, wie in deinem reinen Antlitz
Ein Schatten sich von Graun und Zweifel malt.
Doch fasse dich! Nicht sonder Ursach ist,
Nicht unbedingt, noch sühnelos dies Elend.
Des Menschen böser Wille, den die Kön'ge
Mitsammt den Feigen, die ins Joch sich schmiegen,
Zum Vorwand ihrer Frevel brauchen, er

Vergießt das Blut nicht, das das Land verheert.
Des Krieges Schöpfer sind die Könige,
Staatsmänner, Priester, deren Schutz und Schirm
Der Menschen Elend ist, und deren Größe
Auf ihre Niedrigkeit sich baut. — Die Axt
Legt an die Wurzel, und der Giftbaum fällt;
Und wo sein Pesthauch Weh, Verderben, Tod
Verbreitete, wo Millionen Leichen
Der Schlangen Hunger stillten, unbeerdigt
Im faulen Luftzug ihre Knochen bleichten,
Da wird ein Garten prangen, lieblicher
Als Edens Fabelparadies.

Hat denn
Die Seele der Natur — (die diese Welt
So schön gebildet, die den Schoß der Erde
Mit Segen füllte, und die kleinste Saite
Des Lebens wob zu ew'ger Harmonie,
Sein Nest im Hain dem muntern Vogel gab,
Wie sie den Wanderern der Tiefe gab
Des unermess'nen Meeres lieblich Schweigen,
Und selbst dem niedrigsten Gewürm im Staub
Die Kraft gewährt, zu denken und zu lieben) —
Hat sie in blinder Tücke, ursachlos
Parteiisch, nur dem Menschen aufgebürdet
Verderben, Laster, Sklaverei? Die Seele
Mit Blitzen tödlicher Flüche ihm versengt?
Den Stern des Glücks so fern ihm hingestellt,
Daß er entflieht vor seiner Hand, und nur
Den grausen Abgrund, der zu seinen Füßen
Weitklaffend gähnt, erhellt?

Natur! — o nein!
Staatsmänner, Kön'ge, Priester schädigen
Der Menschheit Blüthe schon in zarter Knospe;
Es sickert durch die blutentleerten Adern

Der öden, wüst verkommenen Gesellschaft
Ihr Einfluß, feinem Gifte gleich. Das Kind,
Eh's noch der Mutter heil'gen Namen lallt,
Ist schon erfüllt von unnatürlichem
Verbrecherstolz, und hebt sein Kinderschwert
In eines Helden grimmer Art empor.
Ach! dieser Arm wird einst die blutige Geißel
Der armen Erde, während große Namen,
In harmlos sanfter Kinderzeit gelernt,
Dem Mann als Hülle dienen, zu umdunkeln
Die klare Leuchte der Vernunft, und gar
Das Schwert zu heil'gen, das, zum Kampf gezückt,
Schuldloser Brüder Blut vergießen soll.
O, laßt von Pfaffentrug bethörte Sklaven
Nicht mehr verkünd'gen, daß des Menschen Erbtheil
Elend und Laster sei, wenn schon Gewalt
Und Lüge an des Säuglings Wiege stehn,
Und alles angeborne Gute roh
Ersticken.

Wie so öd und finster dehnt
Sich vor der Seele, — wenn, ein Fremdling, sie
Zuerst aus ihrer neuen Wohnung umblickt
Nach Glück und Mitgefühl, — die weite Welt!
Wie sind verwelkt die Knospen alles Guten!
Kein Schirm, kein Obdach vor den wilden Stürmen
Erbarmungsloser Macht! Der reine Hauch
Der Himmelslüfte, der Insektenschwärme
Erneut, umfächelt nicht ihr Jammerbild,
Vielleicht vergiftet durch das Wehe schon,
Mit dem Gesetz und Sitte ihren Vater
Belasteten. Des Tages hehrer Glanz
Erhellt ihr Sehnen nicht; sie ist gefesselt,
Bevor sie lebt; ja, all' die Ketten sind
Geschmiedet, lang bevor sie ward; und Freiheit
Und Lieb' und Frieden sind der unbewehrten

Entrissen, die von Kindheit an verflucht
Und von der Wiege an verurtheilt ist
Zu Sklaverei und Elend!

In dieser ew'gen, wechselvollen Welt
Ist nur die Seele jener feste Kern,
Der seit Aeonen unverändert blieb.
Der unbewegte Pfeiler, der die Last
Des Berges trägt, ist der lebend'ge Geist.
Ein jeder Theil empfindet sich als Einheit
Und auch als Theil; das winzigste Atom
Umschließet eine Welt von Lieb' und Haß;
Und diese zeugen Gutes sowie Böses;
Den Ursprung haben Wahrheit dort und Lüge,
Gedanke, Wille, That und alle Keime
Von Lust und Schmerz, von Mitgefühl und Haß,
Die bunt verändern diese ew'ge Welt.
Die Seele ist nicht mehr befleckt, als droben
Der Sonne reines Licht, eh' seine Strahlen
Der erdgeborne Dunstkreis trüb umhüllt.
Der Mensch ist Geist und Körper, ist geschaffen
Zu hohen Thaten, unermüdet sich
Im kühnsten Schwunge seiner Phantasie
Emporzuheben, furchtlos zu verwandeln
Qualvollsten Schmerz in Frieden, und die Freuden,
Die Geist und Sinne bieten, zu genießen.
Wo nicht, so ist er zu Verworfenheit
Und Elend nur geboren, nur bestimmt,
Sich in dem Schmutze seiner Angst zu fühlen,
Bei jedem Schall zu beben, und die Flamme
Der Lieb' im Sinnentaumel zu ersticken,
Und dermaleinst die Stunde noch zu segnen,
In der des Todes frostige Hand ihr Siegel
Auf seines Lebens ekle Tage setzt, —
Die Krankheit hassend, doch die Heilung fürchtend.
Das eine Bild — der Mensch in künft'ger Zeit;

Das andre Bild — der Mensch, wie ihn das Laster
Erniedrigt jetzt.

Krieg ist des Staatsmanns Spiel,
Des Priesters Lust, des Richters Scherz, das Handwerk
Des feilen Meuchlers, und für die gekrönten
Mordbuben, deren Throne durch Verrath
Und Blut und Frevel jeder Art erkauft,
Ihr täglich Brot, die Stütze ihrer Macht.
Um ihren Palast stehn, blutroth gekleidet,
Die Wachen, nehmen Theil an den Verbrechen,
Die roher Zwang vertheidigt, und beschützen
Vor eines Volkes grimmer Wuth den Thron,
Den alle Flüche treffen, die der Hunger,
Die Noth, der Wahnsinn und das Elend athmen.
Dies die gedungnen Bravos des Tyrannen,
Die Kron' und Scepter ihm vertheidigen, —
Die Poltrer seiner Furcht, die Schmutzgefäße
Des schlimmsten Lasters, der Gesellschaft Auswurf,
Die Hefe niedrigster Verworfenheit.
Ihr kaltes Herz vereint Betrug mit Härte,
Dummheit mit Stolz, und Alles, was gemein
Und schurkisch ist, mit einer Wuth, die nur
Verzweiflung an der Tugend und Verachtung
Des eignen Werthes so entflammen konnte.
Man spendet ihnen Reichthum, Ehr' und Macht,
Und sendet sie dann aus, ihr Werk zu thun.
Die Pest, die, eine grause Siegerin,
Des Ostens Land durchzieht, ist minder furchtbar.
Mit Gold und Ruhmeshoffnung schmeicheln sie
Dem Jüngling, dem gedankenlosen Thoren,
Den schon die Sklaverei gebeugt; zu spät
Erkennt sein Elend er, und bitterlich
Bereut er sein Verderben, wenn sein Loos
Mit Gold und Blut besiegelt ist!

Tyrannendiener sind auch, die geschickt
Das Recht in der Gesetze Netz verstricken,
Den Schwächern zu bedrücken stets bereit;
Ob Recht, ob Unrecht, ihnen ist für Gold
Jedwedes feil; mit Hohn belächeln sie
Die schlichte Tugend, die, erbarmungslos
Von ihrem Tritt zermalmt, im Staube liegt,
Derweil man hoch der Wahrheit Schänder ehrt.

Auch ernste Heuchler mit ergrautem Haar,
Die, ohne Hoffnung, Lieb' und Leidenschaft,
Sich durch ein üppig Leben voller Lug
Mit Schmeichelei zum Sitz der Macht empor
Gewunden, stützen eifrig das System,
Das sie zu Rang und Ehr' und Würden hob.
Drei Worte haben sie, — und wohl verstehn
Tyrannen sie zu brauchen; trefflich zahlen
Mit Wucherzinsen, die der blutenden Welt
Entrissen, sie der Worte Darlehn ab!
Gott, Höll' und Himmel! — Ein erbarmungsloser,
Rachsuchterfüllter und allmächt'ger Dämon,
Deß Gnade nur ein Hohnwort für die Wuth
Der wilden, blutbegier'gen Tiger ist.
Die Höll' — ein rother Schlund voll ew'gen Feuers,
Wo gift'ge Schlangen ew'ge Qualen noch
Den armen Sklaven schaffen, deren Leben
Die Strafe schon für ihre Sünden war.
Der Himmel — jenes Bösewichtes Lohn,
Der seine menschliche Natur entweiht,
Der glaubt und zittert, und im Staube kriecht
Vorm eitlen Tand der irdischen Gewalt.

Die Instrumente dies, die der Tyrann
Zu seinem Werk sich schmiedet, zürnend schwingt,
Und, wenn sein Wille es erheischt, zerstört,
Allmächtig in Verruchtheit. Unterdeß

Entsprießt die Jugend, welkt das Alter hin,
Erfüllt die Mannheit sklavisch sein Gebot,
Die er durch flüchtigen Genuß besticht,
Der Schwäche seines Armes Kraft zu leihn.
Sie steigen, und sie fallen; Ein Geschlecht
Weiht seine Ernte der Vernichtung Sichel;
Es welkt, ein andres blüht; doch sieh, es flammt
Auf seiner Stirn der Stempel des Tyrannen,
Der in dem Keime schon den Lenz ertödtet.
Er hat erfunden lügnerische Worte,
So hohl und nichtig wie sein falsches Herz,
Zweizüngige Phrasen, tönenden Bombast,
Die Opfer, die sich arglos nahn, ins Netz
Zu locken, das ihr Paradies umspannt.

Beschau dich selbst, Erobrer, Priester, Fürst,
Ob all dein Thun nicht Lug ist, deine Lüste
Nicht schwelgen in dem Schweiß des armen Manns,
Mit dem dein Heiland war; — ob du entzückt
Die Tausende Erschlagener nicht zählst,
Und alles Elend Nichts dir wiegt, wenn nur
Die Schale deines kurzen Ruhms sich füllt; —
Ob du nicht Feigheit und Verbrechen häufst
Aufs seufzende Land, ein prunkgenährter König?
Beschau dein elend Selbst! Ach, bist du nicht
Der jammervollste Sklav, der jemals noch
Umherschlich auf der Erde, die ihn haßt?
Sind deine Tage nicht voll ekler Unlust?
Rufst du nicht, eh' die lange Qual der Nacht
Vorbei: „Wann kommt der Tag?" — Ist deine Jugend
Nicht nur ein Fiebertraum der Sinnlichkeit,
Und deine Mannheit vor der Zeit verheert
Durch Krankheit? Blickst du trostlos nicht entgegen
Und schaudernd einem unbeweinten Tod?
Ist nicht dein Geist, wie dein entnervter Körper,
Siech, ohne Kraft zu denken, hoffen, lieben?

Soll dich der Irrthum, der dir jegliches
Gefühl für Tugend raubte, überleben,
Nachdem er dir so jammervoll gelohnt,
Daß du ihn stütztest? Wenn das Grab dich selbst
Und dein Gedächtniß einst verschlang, begehrst du,
Daß sich das Giftkraut, das die Welt verpestet
Um deinen eingesargten Moder schlingt,
Deinem Gebein entsprießt, und wächst und blüht
Auf deinem Grab, damit an seiner Frucht
Sich deine Kinder sättigen und sterben?

---

V.

So steigen die Geschlechter dieser Erde
Ins Grab, und gehn aus ihrem Schooß hervor,
Und überdauern jenen ew'gen Wechsel,
Der stets die Welt erneut; dem Laube gleich,
Mit dem des Herbstes eisig scharfer Wind
Den Waldesgrund bestreut, und das, seit Jahren
Dort angehäuft, mit widerwärt'gem Moder
Das Land bedeckt und jeden Zukunftskeim
Für lange Zeit erstickt. Doch wenn die Bäume,
Von denen es verwelkt herniederfiel,
Des schönen Schmucks beraubt am Boden liegen,
Dort zu verwittern, so befruchtet es
Das Land, dem lang es eine Unzier war,
Bis auf dem freien Plan ein Wald entsprießt
Voll jugendlicher Pracht und Lieblichkeit,
Um jenem gleich, der ihm das Leben gab,
Zu grünen und zu sterben. Also muß
Die Selbstsucht, die das edelste Gefühl
Des jungen Herzens mörderisch erstickt,
Hinwelken und vergehn, und aus dem Boden
Wird Tugend, Lust und Liebe rings erblühn,
Und enden wird des Kampfes Unnatur,
Den mit der Leidenschaft die Einsicht kämpft.

Du Zwillingsschwester der Religion,
Selbstsucht! du ihre Nebenbuhlerin
In Falschheit und Verbrechen, die nachäfft
Die tollen Schrecken ihres blut'gen Spiels;
Doch frostig, geistlos, ohne Leidenschaft,
Lichtscheu, und deinen Namen feig verhehlend,
Durch deine Mißgestalt gezwungen, dich
In Flitter der Gerechtigkeit zu hüllen,
Weil deine reizlos schale Larve Alles
Hinwegscheucht, nur die Brut der Dummheit nicht,
Die Ursach ist und Frucht der Tyrannei;
Schamlos, verhärtet, sinnlich und gemein;
Nichts liebend, als die eigne Niedrigkeit,
Mit einem Herzen, das kein Trieb bewegt,
Als ungetheilte Lust, Habgier und Ruhm;
Dein eignes jämmerliches Sein verachtend,
Das seiner Bande zu entäußern, du
Den Wunsch vielleicht und doch den Muth nicht hast!

Der Handel stammt aus diesem Quell, der Schacher
Mit Allem, was Natur und Kunst uns beut;
Was Reichthum nicht erkaufen, sondern Noth
Begehren und die angeborne Güte
Frei spenden sollte aus dem reichen Quell
Der unermess'nen Liebe, welcher, ach!
Für immer nun befleckt, vertrocknet ist.
Der Handel, unter dessen gift'gem Schatten
Nicht Eine Tugend zu entsprießen wagt,
Nein, Dürftigkeit und Reichthum gleichgewaltig
Vernichtenden Fluch auf Alles niederstreun,
Und frühen, jähen Todes Thore öffnen
Der gier'gen Hungersnoth, dem Prassersiechthum
Und Allem, was das Loos der Menschheit theilt,
Die, krank an Seel' und Leib, die Kette kaum
Zu schleppen mehr vermag, die länger wird
Bei jedem Schritte und ihr klirrend folgt.

Der Handel stempelt mit der Selbstsucht Marke,
Dem Siegel allbedrückender Gewalt,
Ein glänzendes Metall, und nennt es Gold;
Vor seinem Bild neigt sich die niedre Größe,
Der eitle Reichthum, der gemeine Stolz,
Die Pöbelbrut der Bauern, Adligen,
Der Priester und der Könige; sie ehren
Verblendeten Sinnes allzumal die Macht,
Die sie hinabtritt in des Elends Staub.
Denn in dem Tempel ihres feilen Herzens
Ist ein lebend'ger Gott das Gold, und herrscht
Ob allem Ird'schen, nur der Tugend nicht.

Seitdem Tyrannen, durch Verkauf und Kauf
Von Menschenleben, ihre Sinnenlust
Mit Pracht umgeben, und den nimmersatten
Verwüster Stolz befriedigen mit Ruhm,
Hat der Erfolg die Schmach, das Weh, den Greuel
Des Kriegs geheiligt der bethörten Welt.
Die Heere blindergebener Betrognen
Zählt der Despot; aus seinem Kabinett
Lenkt er nach Lust die Puppen seiner Pläne, —
Wie Sklaven auf den Wink des rohen Herrn,
Von Hunger oder von Gewalt getrieben,
Ein Werk grausamer Plackerei verrichten,
Der Hoffnung baar, gefühllos gegen Furcht,
Die kaum lebend'gen Kloben einer todten
Maschine, Räder nur und Handelswaaren,
Des Reichthums prahlerischem Pomp zur Frohn.

Die Eintracht und das Glück des Menschen werden
Des Völkerreichthums Raub; was ihn erhebt
Zur Himmelshöhe seiner stolzen Kraft,
Verschachert er für seiner Seele Gift;
Und das Gewicht, das sein erhabnes Sehnen
Zur Erde zieht, von allen Hoffnungen
Nur die auf Geldgewinn ihm nicht versehrt,

In seinem Herzen alle Leidenschaften,
Nur nicht die feige, sklavische Furcht, erstickt,
Und jede freie Lust zu edlen Thaten
Vernichtet: — es zerstört den Funken selbst,
Den Phantasie im Menschenherzen weckt,
Daß er entflamme das Gefühl, — und läßt
Nichts übrig, als die schmutz'ge Eigenliebe,
Die gierige Hoffnung auf Gewinn und Gold,
Nackt, ungemildert, nicht einmal verdeckt
Durch Heuchelei.
Und dennoch rühmt der Staatsmann
Des Reichthums sich! Der vielberedte Mund,
Der mit dem Tod des Herzens nicht verstummt,
Kann selbst des Völkerelends bittres Gift
Vergolden, kann des knechtischen Volks Verehrung
Hinlenken von der Tugend, die im Staub
Zertreten wird, auf jenes gleißende,
Verderbte, hohle Götzenbild des Ruhms,
Ob auch sein prunkend Mal errichtet sei
Auf leichenübersätem Schlachtgefild,
Von der Verheerung schwarzem Rauch umwallt.
Der Mann des Wohlstands, der am warmen Herd
Die strebende Natur des Menschenherzens
Auf Thaten gütiger Barmherzigkeit
Und auf Erfüllung der Gemeingesetze
Des Anstands und des Vorurtheils beschränkt,
Er wird bethört durch kalter Rede Trug;
Vielleicht vergießt er eine flücht'ge Thräne
Um dieser Erde hingeschwundnen Frieden,
Wenn nah an seiner stillen Wohnung Thür
Die Schreckenswoge brandet, — wenn sein Sohn
Ein Opfer des Tyrannen, wenn sein Weib
Des Wahnsinns Raub durch Priestermärchen wird.
Allein der Arme, dessen Leben Elend
Und Angst und Sorge, den der Morgen weckt
Zu unbelohnter Müh', der seine Kinder

Nach Brot nur wimmern hört; und Nichts erblickt,
Als ihrer Mutter klaglos bleiches Antlitz,
Des Reichen stolz gebieterisches Auge,
Und, ach! das Jammerbild von Tausenden,
Gleich ihm verwaist, — ihn kümmert wenig nur
Das Wortgepräng der Tyrannei; sein Haß
Ist unauslöschlich wie sein Leid; er lacht
Des höhnisch eitlen Gaukelspiels der Worte,
Er fühlt den Schrecken der Tyrannenthat,
Und nur der Arm der Macht hält ihn gefesselt,
Die seine Feindschaft kennt und fürchtet.

Des Mangels Eisenscepter zwingt noch immer
Den Sklaven, vor dem Reichthum sich zu beugen
Und zu vergiften mit nutzloser Müh'
Ein Leben, das zu baar des Trostes ist,
Um jene Ketten zu befestigen,
Die ihn an sein unselig Schicksal binden.
In unparteiischer Großmuth hat den Menschen
Mit kräft'gem Willen die Natur begabt;
Der Stoff in wechselnden Gestalten liegt,
Der Bildung harrend, stets zu seinen Füßen,
Die zitternd wandeln, matt vom Sklavenjoch.
Wie mancher Milton schritt im Bauernkleid
Vorüber, seines Herzens wortlos Sehnen
In ruheloser Plag' und Müh' erstickend!
Wie mancher Cato aus dem Volk verwandte
Des Lebens Kraft, gebrochen und gelähmt,
Um Nadeln oder Nägel zu verfert'gen!
Wie manches Newton's unbelehrtem Blick
Erschienen jene Sphären, die voll Pracht
Am unbegrenzten Himmelsdom erstrahlen,
Als Flitter nur, am Himmel aufgehängt,
Um seines Städtleins Nächte zu erhellen!

Doch jedes Herz trägt der Vollendung Keim.
Der weiseste der Weisen dieser Erde,

Der jemals aus des Geistes Schätzen Wahrheit
Und Wissenschaft und Tugendmuth geschöpft,
Wär' nur ein schwacher, unerfahrner Knabe,
Stolz, sinnlich, ohne Eifer, nicht durchhaucht
Von allgemeiner Lieb' und reinem Streben,
Vergliche man ihn jenem hohen Wesen
Von unumwölktem Sinn, tief edler Gluth
Und hoch erhabnem Willen, den der Tod
(Der lang in Ehrfurcht harrend zaudern würde
Vor seiner Lichtgestalt und seines Auges
Furchtlosem Strahl) alleine beugen mag.
Ihm könnte jeder Sklav, der durch den Schmutz
Verderbter Städte jetzt sein Trauerleben
Hinschleppt, von Hunger matt und Prasserei;
Der seines Geistes kühne Schwingen lähmt
Durch niedre Pläne und unwürd'ge Sorgen,
Oder sich toll in jeden Frevel stürzt,
Daß er der Seele schlammige Fluth errege,
Nachahmend gleichen.

Aber rohe Lust
Umschlang die Erde mit so festen Banden,
Daß Alles, — nur der Tugendhafte nicht, —
Erkäuflich ist. Gold oder Ruhm bezahlt
Den Preis, den Selbstsucht Jeglichem bestimmt,
Nur ihm nicht, dessen Wille fest und rein;
Denn ihn besticht des Pöbels Beifall nicht,
Und nicht die niedre Lust der Schlemmerei,
Der Seele hohe Würde hinzuopfern
Der Tyrannei und Lüge, ob sie auch
In blut'ger Hand das Weltenscepter schwingen.

Verkauft wird Alles; selbst das Licht des Himmels
Ist feil; — der Erde reiche Liebesgaben,
Die kleinsten und verächtlichsten Geschöpfe,
Die in der Tiefe dunklem Abgrund hausen,
Des Lebens Nothdurft, ja das Leben selbst,

Das Scherflein Freiheit, welches die Gesetze
Uns gönnen, der Verkehr mit unsern Brüdern,
Die Pflichten, die aus Menschenliebe schon
Zu üben uns das Herz ermahnen sollte,
Sind käuflich, wie auf öffentlichem Markt,
Und unverhüllte Selbstsucht zeichnet Jedes
Mit seinem Preis, dem Stempel ihrer Herrschaft.
Die Liebe selbst ist käuflich; sie, der Trost
Für alles Wehe, wird zur Todesqual,
Das greise Alter bebt im schaudernden Arm
Selbstsücht'ger Schönheit, und der Jünglingsgluth
Verderbte Triebe schaffen aus dem Gift
Des Handels ein entsetzenvolles Dasein,
Indeß aus freudeloser Sinnenlust
Die Pest erzeugt wird, die das ganze Leben
Des Menschen füllt mit hydraköpfigem Leid.

Nur Gold verlangt die Heuchelei, die Qualen
Des zürnenden Gewissens zu beschwicht'gen;
Denn hoch nicht achtet seinen Söldlingsglauben
Der knechtische Pfaff; ein wenig eitler Prunk,
Und ein paar Sklavenseelen (die sogar
Die Feigheit sonder Müh' in Fesseln schlüge,
Und die des Geizes karger Lohn bestäche,
Des lauen Eifers Sieg glorreich zu feiern)
Genügen, ihn zum Fürstenknecht zu machen.
Kühnres Verbrechen fordert höhern Lohn —
Und sonder Schaudern leiht der Miethsoldat
Den Arm zum Morde dar, und stählt sein Herz,
Wenn die entsetzliche Beredtsamkeit
Der Sterbenden, erstöhnend auf des Ruhms
Verlass'nem Feld, sein Inneres ergreift,
Deß stillen Beifall er geopfert hat
Für eines Pöbels donnerndes Hurrah,
Für schlechten Dank herzloser Könige,
Und für der kalten Welt noch schlechtres Lob!

Doch giebt es einen edlern Ruhm, der lebt,
Bis unser Dasein schwindet, der, ein Trost
In jeder Noth, uns treu im Wechsel bleibt,
Die Tugend auch im Kerker nicht verläßt,
Und ihren Schritt in Fürstenhallen sicher
Hinlenkt durch jenes Sündenlabyrinth,
Ein unerschrocken Antlitz ihr verleiht,
Selbst wenn die Rächerhand der Macht die letzte
Und schönste Würde ihr verleiht, — den Tod; —
Ein unbefleckt Gewissen, das nicht Gold,
Noch schmutziger Ruhm, noch Hoffnung auf den Lohn
Des Himmels uns erkauft; nein, nur ein Leben
Voll Biederkeit, unwandelbarem Willen
Und heißer Sehnsucht nach der Menschheit Glück, —
Das Herz, das stets mit ihm im Einklang pocht, —
Das Hirn, deß immer wache Weisheit strebt,
Des Geistes Gut um ew'ges Heil zu tauschen.

Dieser Verkehr der reinsten Tugend braucht
Kein Mittlerzeichen eigennütz'ger Selbstsucht,
Kein eifersüchtig Trachten nach Gewinn,
Und nicht der Klugheit kaltes, langes Wägen;
Gerecht und gleich wird Alles hier gewogen,
In einer Schale liegt der Menschheit Wohl,
Und in der andern liegt des Edlen Herz.

Wie fruchtlos strebt der Selbstling nach dem Glück,
Das nur der Tugend wird! Verblendet ist,
Wer in der Sorgen Sturm auf Frieden hofft,
Wer Macht wünscht, die er nicht zu brauchen weiß,
Nach Freuden seufzt, die Andern er verwehrt; —
Zu nichte macht er toll die eignen Pläne;
Und wo er hofft, der Ruhe zu genießen,
Die uns die Tugend malt, da zehren Gram,
Selbstquälerei, Verbittrung, eitle Reue,
Siechthum und Ekel und Verdrossenheit
Sein werthlos jammervolles Leben auf.

Allein die Selbstsucht mit dem Greisenhaupt
Empfing den Todesstreich und wankt zu Grabe: —
Ein schönrer Morgen wird der Menschheit tagen,
Wo jeder Tausch der Gaben der Natur
Ein Austausch guter That und Rede ist;
Wo Reichthum, Armuth und der Durst nach Ruhm,
Die Furcht vor Schande, Siechthum und Verderben,
Des Krieges Schrecken und der Hölle Graus
Nur im Gedächtniß leben wird der Zeit,
Die, gleich der reuigen Sünderin, erschaudernd
Rückblicken wird auf ihrer Jugend Tage.

---

## VI.

Ganz Auge, Ohr, Gefühl,
Vernahm der Geist der Kön'gin Feuerrede.
Sein zartes Antlitz spiegelte
In Wechselgluth der Worte Eindruck ab,
Wie an dem Sommerabend,
Wenn zaubervolle Musik rings ertönt,
Des Seees reiner Spiegel
Die Abenddämmrung wiederstrahlt,
Und seine Purpurschatten mit dem Gold
Des Sonnenuntergangs vermischt.

Dann also sprach der Geist:
„Wie schlimmverstört und elend ist die Welt,
Wie dornig und voll Jammer,
Von jedes Dämons Willkür leicht gelenkt!
O Fee! erblinkt kein Hoffnungsstern
Uns in der Jahre Lauf?
Und werden jene Sonnen
Allewig kreisen, stets erleuchtend

So mancher gramgebeugten Seele Nacht,
Und keine Hoffnung schaun?
Wird nimmerdar der Weltgeist neu beleben
Dies welke Himmelsglied?"

Sanft lächelte die Fee
Mit Trostesblicken, und ein Hoffnungsstrahl
Durchflog des Geistes Angesicht.
„Sei ruhig! scheuche fort die grausen Zweifel,
Die nimmer einen ew'gen Geist gequält,
Der seines Schicksals Fesseln sieht und kennt.
Ja, Elend und Verbrechen, Irrthum, Lüge
Und Wollust hausen auf der Erde.
Allein die ew'ge Welt
Enthält die Heilung für das Uebel auch.
Es werden edle Männer selbst erstehn
In allerschlimmster Zeit;
Die Wahrheit ihrer reinen Lippen wird
Der Lüge Skorpion mit einer Gluth
Von ew'gem Licht umgeben,
Bis sich das Ungeheuer selbst ersticht.

Wie schön wird dann die Erde sein,
Der reinsten Geister reines Heimatland,
Im Einklang mit der Sphären Harmonie,
Wenn, mit der ewigen Natur verbündet,
Der Mensch des neuen Lebens Werk beginnt,
Wenn ihre öden Pole nicht mehr weisen
Zur düsterrothen Sonne,
Die dort unheimlich glimmt.

O Geist! auf jener Erde
Siegt jetzt die Lüge; tödliche Gewalt
Hat auf der Wahrheit Mund gesetzt ihr Siegel;
Wahnwitz und Elend walten dort!
Der Glücklichste sogar ist arm! Doch hoffe,
Bis aus dem Freudenkelch, wie Balsamthau,

Genesung auf die Welt herniederträuft.
Jetzt wende still zum Bild, das ich dir zeigte,
Den Blick, und lies den blutbefleckten Freibrief
Für alles Weh, den bald erbarmungsvoll
Die Hand der neu erschaffenden Natur
Auslöschen wird aus dieser Erde Buch.
Wie würde kühn der Leidenschaften Flug,
Wie schnell die festern Schritte der Vernunft,
Wie still und süß des Lebens Freudensieg,
Wie schreckenlos der Sieg des Grabes sein!
Wie schwach der Arm des mächtigsten Tyrannen,
Sein Dräun wie eitel und wie ohnmachtsvoll!
Wie lächerlich des Priesters Dogmenschwall,
Wie leicht sein zürnender Vernichtungsfluch!
Und seiner Menschenliebe Heuchelei,
Die wechselnd jedem Druck der Zeit sich fügt,
Welch offner Trug! — wenn du nicht Helfrin wärst,
Religion! furchtbarer Teufel du,
Der rings die Erde mit Dämonen füllt,
Den Höllenschlund mit Menschen, und mit Sklaven
Das Himmelreich!

Befleckt wird Alles, was dein Auge trifft!
Die Sterne, die an deiner Wiege strahlten
So hold und süß, sie wurden Götter bald
Für deiner Kindheit spielerischen Sinn;
Und Bäume, Gras und Wolken, Berg und Meer,
Und was da lebt und schwimmt und kreucht und fliegt,
Jedwedes Lebende, es ward zur Gottheit;
Der Sonne galt, dem Monde dein Gebet.
Dann reiftest du zum Knaben, kühner ward
Dein Fieberwahn; und jegliche Gestalt,
Großartig, furchtbar oder wild erhaben,
Die aus der Sinne Reich die Phantasie
Entlehnt; der Lüfte Geister, das Gespenst
Der Gruft, der Elemente Genien,

Die Kräfte, welche Form und Körper geben
Den vielgestaltigen Werken der Natur,
Sie nahmen Leben an und Wesenheit
Im Aberglauben deines blinden Herzens;
Doch war noch deine jugendliche Hand
Von Menschenblute rein. Dann lieh die Mannheit
Dem tollen Hirn ihr Feuer, ihre Kraft;
Dein Blick durchforschte rings des Weltalls Wunder,
Die deiner Kenntniß Stolz verspotteten;
Ihr ewig und unwandelbar Gesetz
Verhöhnte stumm die Ohnmacht deines Wissens.
Betroffen, düster standest erst du da; —
Dann faßtest du in Eins die Elemente
Von Allem, was bewußt dir und bekannt;
Der Jahreszeiten Wechsel und des Winters
Laublose Herrschaft, und das Neuergrünen
Der Bäume, die des Himmels Lüfte athmen,
Die ew'gen Sterne, die die Nacht verschönen,
Den Sonnenaufgang und des Mondes Sinken,
Erdbeben, Kriege, Gift und Pestilenz,
Und aller Dinge Ursach zwängtest du
In ein abstraktes Sein, und nanntst es Gott!
Den selbstgenügenden, allmächtigen,
Den gnädigen und rachevollen Gott!
Ein Urbild menschlicher Tyrannenherrschaft,
Sitzt er im Himmel hoch auf goldnem Thron,
Gleich Erdenkön'gen; und sein finstres Schreckbild,
Die Hölle, sperrt den Rachen gierig stets
Nach des Geschicks unsel'gen Sklaven auf,
Die er zum Spielwerk sich erschuf, daß er
An ihrer Qual sich weide, wenn sie fielen!
Der Erde ward sein Name kund; sie bebte,
Als seiner Rache Qualm gen Himmel stieg,
Verdunkelnd die Gestirne; als das Stöhnen
Von Millionen, die in süßem Frieden
Vertrauensselig hingeschlachtet wurden,

Zur selben Zeit, wo ihre Sicherheit
Mit heil'gen Eiden just beschworen ward
In seinem gräusen Namen, durch das Land
Erscholl, indeß an deinem harten Speer
Schuldlose Säuglinge sich wimmernd wanden,
Und lachend du vernahmst der Mutter Schrei
Wahnsinniger Freude, wenn den heil'gen Stahl
Sie wühlen fühlte in der eigenen,
Von Schmerz zerrissnen Brust!

Religion! Das war dein Mannesleben;
Doch schleichend nahte sich das Alter dir;
Ein Gott genügte nicht dem kindischen Greise;
Ein Märchen sannst du aus, wie es sich ziemte
Für deine stumpfe Faselei, an dem
Sich deine jammerdurst'ge Seele letze,
Damit der tolle Dämon, welchen nur
Sich deine Bosheit ausgemalt, ein Vorwand
Dir sei, die unnatürliche Begier
Nach Mord, Gewalt, Verbrechen, Raub zu löschen,
Die dich verzehrte, selbst als schon den Schritt
Des Schicksals du vernahmst; — damit die Gluth
Der Flammen um dein Sterbelager lohe; —
Damit der schrille Jammerschrei der Eltern,
Die auf dem Holzstoß starben, dessen Brand
Den Kindern leuchtete zu deinem Pfad,
Der Flammen Gluthgeprassel und das Jauchzen
Von deinen Jüngern, das dazwischen gellte,
Dein gierig Ohr ersätt'ge
Selbst auf dem Todtenbett!

Doch höhnt Verachtung jetzt dein graues Haar;
Du steigst hinunter in das finstre Grab,
Und Ehr' und Mitleid wird dir nur gezollt
Von Jenen, deren Stolz vergeht gleich deinem,
Und, deinem gleich, ein trübes Licht verstrahlt,

Das vor der Wahrheit Sonne schnell erbleicht
Und nur erschimmert in der grausen Nacht,
Die lang schon die verderbte Welt umdunkelt.

All diese zahllos leuchtenden Gestirne,
Von denen eines jene Erde ist,
Durchwebt ein Geist der Lebensthätigkeit,
Der sonder Aufhör, Grenzen und Verfall;
Der, wenn des Erdenlebens Licht, erloschen
Im feuchten Grabe, dort ein Veilchen schlummert,
Nicht mehr vergeht, als wenn der schwache Säugling
In seines Daseins trübem Dämmerschein
Der ird'schen Dinge Wirkung fühlt, und Alles
Dem unerfahrnen Sinn ein Wunder ist; —
Nein, der allregsam, stetig, fort und fort
Die Stürme lenkt, im Ungewitter tost,
Im Tag sich sonnt, in duftigen Hainen athmet,
Im Wohlsein stärkt, in Seuchen Gift verhaucht,
Und in dem Wechselsturm, der sonder Ende
Das ew'ge All umbraust und seine Veste,
Die nie zerfallende, erschüttert, thront,
Nach unerläßlichem Gesetz bestimmend
Jedwedem Ding den Platz, wo es als Feder
Und Rad des Weltgetriebes wirken soll;
Sodaß — wenn Wog' um Woge stürmisch sich
Zum Himmel aufthürmt, und die grellen Blitze
Des aufgerissnen Meeres Schlund versengen,
Indeß dem Aug' des Schiffers, der, gestrandet,
Auf nackter Klippe einsam wimmert, Alles
Ein regelloses Spiel des Zufalls scheint —
Nicht Ein Atom in diesem wilden Aufruhr
Ein unbestimmt gesetzlos Werk erfüllt,
Noch anders handelt, als es handeln muß.
Ja, selbst das winzig kleinste Stäubchen Licht,
Das in des Lenzes flücht'gem Sonnenstrahl
Sein vorbestimmt unsichtbar Werk vollzieht,

Wird von dem Geist der Welt gelenkt; und wenn
Erbarmungsloser Ehrgeiz, toller Eifer
Zwei Heere thörichter Betrogener
Aufs Schlachtfeld führt, daß sie das Grab einander
Verblendet graben, und das Trauerwerk
Ruhmvolle That benennen, so ist er's,
Der ihre Leidenschaften schürt und leitet;
Nicht ein Gedanke, Wunsch, nicht eine That,
Kein Plan der finstern Seele des Tyrannen,
Kein Angstgefühl der Sklaven, welche sich
Der Knechtschaft rühmen, ihre Scham zu bergen;
Nicht die Ereignisse, die jeden Willen
Einengen und aus langverschollner Zeit
Der Tugend Allgewalt heraufbeschworen,
Gehn unbemerkt und unvorhergesehn
Vor dir vorüber, Weltgeist! ew'ger Quell
Des Lebens und des Todes, Glücks und Wehs,
Und alles Dessen, was das Zauberbild
Der bunten Scene schmückt, die unsern Augen
Vorüberzieht im flimmernd bleichen Licht,
Das nur erleuchtet unsres Kerkers Dunkel,
Deß Ketten wir und starre Mauern
Nur fühlen, nicht erschaun.

Geist der Natur, du allgewalt'ge Macht!
Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!
Ungleich dem Gott des Menschenwahns, verlangst
Du nicht Gebet, noch Lobgesang; die Laune
Des schwachen Menschenwillens hat nicht mehr
Gemein mit deinem Thun, als seiner Brust
Veränderliche, flücht'ge Leidenschaften
Mit deiner ew'gen Harmonie; der Sklav,
Deß grausenhafte Lüste rings umher
Elend verbreiten, und der Biedermann,
Dem Angesichts des Glücks, das seinen Thaten
Entkeimt, die Brust in edlem Stolze schwillt;

Der Giftbaum, unter dessen Schatten Alles,
Was lebt, verdorrt; die Eiche, deren Dach
Ein laubiger Tempel ist, wo sel'ge Liebe
Die Schwüre tauscht, sind gleich vor deinem Blick.
Du nährst nicht Haß, noch Liebe, kennst nicht Gunst,
Noch Rache, noch die schlimmste Gier nach Ruhm;
Und Alles, was die weite Welt umfaßt,
Ist nur dein willenloses Werkzeug, du
Betrachtest Alles unbestochnen Blicks,
Und fühlst nicht seine Lust, noch seine Leiden,
Denn menschlich nicht sind deine Sinne,
Und menschlich deine Seele nicht.

Ja! wenn der Reinigungssturm der Zeit
Sein Todeslied gesungen auf den Trümmern
Der umgestürzten Tempel und Altäre
Des allgewalt'gen Dämons, dessen Name
Sich schmückt mit deinen Ehren; wenn das Blut,
Das seit Jahrhunderten dort haftete,
Hinabfloß den befleckten Strom der Zeit,
Dann wirst du leben unveränderlich!
Ein Tempel, ein Altar ist dir errichtet,
Den nicht der Sturmeshauch der Zeit,
Und nicht die endlos wogende Fluth,
Die über dieser Erde Flitterprunk
Dahinrollt, je vernichten kann: —
Die selbstbewußte Wirkenskraft der Welt;
Der wunderbare, ew'ge Tempel,
Wo Schmerz und Wonne, Gutes sich und Böses
Vereinen, um den Willen der gestrengen
Nothwendigkeit gehorsam zu erfüllen,
Und wo das Leben, vielgestaltig
Zum unbegrenzten Ziele vorwärts strebend,
Sich um die ew'gen Säulen seiner Kraft,
Der gierigen Flamme gleich, hinaufwärts windet."

---

VII.

## Geist.

Ich war ein Kind, als meine Mutter einst,
Um eines Atheisten Flammentod
Zu sehn, hinausging; und sie nahm mich mit.
Die schwarzen Priester standen um den Holzstoß,
Die Menge gaffte rings in dumpfem Schweigen,
Und als der Frevler unerschrocknen Blicks
Vorüberschritt, da strahlt' ein ruhig Lächeln,
Verächtlich halb, um seine Züge her.
Das gierige Feuer züngelte empor
Um seine männliche Gestalt, versengt
Zu Blindheit wurde bald sein kühnes Auge;
Sein Todeskampf zerriß mein Herz! Der Pöbel
Erhob ein tolles Siegsgeschrei, — ich weinte.
Da sprach die Mutter: „Weine nicht, mein Kind!
Denn Jener lästerte: Es ist kein Gott.“

## Fee.

Es ist kein Gott! Das ganze All bestätigt
Den Glauben, den sein Tod besiegelte.
Mag Erd' und Himmel, mag das wechselnde
Geschlecht der Menschen ihren Spruch verkünden;
Mag jeden Ring, der an der Kette hängt
Und ihn ans Ganze fesselt, auf die Hand
Hindeuten, die ihr Ende hält und trägt!
Mag jedes Saatkorn, das zur Erde fällt,
Sein Zeugniß still beredt vor uns entfalten: —
Drinnen und draußen zeiht Unendlichkeit
Die Schöpfung doch der Lüge; und der Geist,
Der wandelbare, welcher die Natur
Durchdringt, ist ihr alleinz'ger Gott; doch weiß
Der Stolz des Menschen seines Wissens Ohnmacht
Geschickt mit hohen Worten zu verhüllen.

Der Name Gottes hat schon jeden Frevel
Mit Heil'genschein umstrahlt, und doch ist er
Nur das Geschöpf der Menschen, die ihn ehren;
Und mit den Thoren, die ihm Tempel baun,
Verändern seine Namen und Begierden
Und seine Eigenschaften rastlos sich:
Fo, Siva, Buddha, Gott, Jehovah, Herr —
Stets dienet er der kriegbefleckten Welt
Als Stichwort der Verheerung; ob das Blut
Zermalmter Leiber seines Wagens Räder
Im Siegeslauf bespritzt, indeß Brahminen
Ein heilig Lied zu Todesseufzern plärren;
Ob hundert Mitregenten seine Macht
Sich theilen, daß sie schier zur Ohnmacht wird;
Ob brennender Städte Qualm, das Wehgeschrei
Hülfloser Frauen, hingemordeter
Wehrloser Greise, Jünglinge und Kinder
Gen Himmel steigt zu seines Namens Ehr';
Ob endlich — schlimmstes Loos! — das Eisenalter
Der Religion die Erde seufzen macht,
Und Priester von dem Gott des Friedens schwatzen,
Zur selben Zeit, wo ihre Hand vom Blut
Unschuldiger triest, und wo sie jeden Keim
Der Wahrheit unterdrücken, Alles morden,
Die Erde wandeln in ein Schlächterhaus!

O Geist! durch jenen Sinn,
Der dich die Außenwelt erkennen lehrte,
Sind dunkle Träume hingewogt,
Und die Erinnrung weckte Bilder,
Die nimmerdar vergehn;
Und Alles ward dort eingeprägt,
Das Meer, die Sterne, Erd' und Himmel;
Ja, selbst der flücht'gen Phantasie
Gestaltlos wirrer Schatten

Ließ eine Spur zurück,
Die von der Erde zeugt.

Mein Reich sind diese Bilder; denn die Wunder
Der Menschenwelt zu wahren, ist mein Amt,
Und mit Gestalt, mit Sein und Wirklichkeit
Der Phantasie Geschöpfe zu bekleiden;
Drum will ich aus den Träumen, die des Wahns
Und Menschenirrthums blöder Glaube schuf,
Ein wunderbar Phantom heraufbeschwören,
Das deiner Frage Antwort geben soll.
Erscheine, Ahasver!"

Ein seltsam, gramvoll Wesen
Erhob sich an der Feenhalle,
Und blieb dort reglos stehn.
Sein wesenloses Bild warf keinen Schatten
Auf ihren goldnen Estrich;
Sein Antlitz trug den Stempel vieler Jahre,
Und in dem strahlenlosen Auge stand
Die Chronik langverschollner Zeit zu lesen;
Doch Jugendröthe glomm auf seiner Wange,
Und seine Glieder schwellte Manneskraft;
Des Greisenalters Weisheit war gepaart
Mit früher Jugend keckem Trotz;
Und ein unsagbar Weh,
Das der Ergebung Muth gemildert hatte,
Gab dem beredten Antlitz düstern Reiz.

**Geist.**

Giebt's einen Gott?

**Ahasver.**

Giebt's einen Gott! — Ja, ein allmächt'ger Gott,
Rachsüchtig wie allmächtig! Einst vernahm
Die Erde seinen Ruf, und schauderte;

Des Himmels Feuerantlitz sprach Entsetzen,
Das Grab der Schöpfung gähnte weit, um all'
Die Kühnen und die Guten zu verschlingen,
Die es gewagt, zu trotzen seinem Thron,
Dem machtumgürteten. Nur Sklaven blieben
Am Leben, — kalte Sklaven, die das Werk
Tyrannischer Allgewalt verrichteten,
Und deren Seelen niemals edler Zorn
Zu kühnem Thun gedrängt, zu einer That,
Die nicht der Selbstsucht Schmutz besudelte.
Sie bauten dem allmächt'gen Dämon Tempel,
Prunkvoll und groß; der goldne Altar dampfte
Von Menschenblüt, und durch die weiten Hallen
Erscholl der grausen Hymnen Ton. Ein Mörder
Vernahm am Nil den Ruf des Herrn, — ein Mann,
Den sein Talent zu großer Macht erhob,
Genosse des Allmächt'gen im Verbrechen,
Und ein Vertrauter des Allwissenden.

So sprach zu ihm Jehovah:
„Aus einer Ewigkeit der trägen Ruh'
Erwacht' ich, Gott; erschuf in sieben Tagen
Die Erd' aus Nichts; ruht' aus, und schuf den Menschen;
Ich setzt' ihn in ein Paradies, und pflanzte
Den Baum des Uebels dort, damit er esse
Von seiner Frucht und sterbe, und an Etwas
Sich meiner Seele Bosheit sättige,
Und, wie der Erde tückischen Erobrern,
Sich alles Elend mir zum Ruhme wende.
Das Volk, das ich vor allen andern mir
Zur Ehr' erwählt, mag ungestraft befried'gen
Die Lüste, die ich ihm ins Herz gepflanzt!
Und dir befehl' ich, Führer ihm zu sein,
Bis der Erobrer ehrne Tritte waten
Durch Weiberblut in dem verheißnen Land,
Und meinen Namen rings gefürchtet machen.

Doch ew'ge Flammengluth, endlose Qual
Soll ihrer ew'gen Seelen Schicksal sein,
Wie Aller auf der undankbaren Erde,
Ob gut, ob lasterhaft, schwach oder stark —
Ja, Alle sollen untergehn, die Wuth
Der blinden Rache ihres Gotts (die du
Vor Menschen nennst Gerechtigkeit) zu stillen."

Des Mörders Stirn erbebte vor Entsetzen:

„„Allmächt'ger Gott! o kennst du kein Erbarmen?
Soll unsre Strafe ewig sein? Der Strom
Der Jahre rollen und kein Ende sehn?
Weshalb erschufest du in Hohn und Groll
Die jammervolle Erde? Gnade ziemt
Dem Mächtigen — sei nur gerecht, o Gott!
Verzeih und rett uns!"" —

„Nur Ein Mittel bleibt:
Ich werd' erzeugen einen Sohn; der soll
Die Sünden tragen dieser ganzen Welt;
In einem unbekannten Erdenwinkel
Soll er erstehn, und dort am Kreuz verenden,
Wegwaschend alle Frevel, jede Schuld;
So daß die Wen'gen, denen mein Erbarmen
Zu Theil wird, die ich als Gefäße mir
Zu meiner Ehr' erwähle, glauben sollen
An dieses wunderbare Sühnungsopfer,
Und ihre Seelen lebend retten. Doch
Millionen sollen leben und vergehn,
Die nie zu ihres Heilands Namen rufen,
Und unerlöst hinsinken in das Grab.
Für Tausende soll's eine Fabel sein,
Ein Ammenmärchen, Kinder zu erschrecken;
Sie sollen in dem Schlund von Qual und Flammen
Verwünschen ewig ihren Widerspruch,
Zehnfache Marter soll sie nöthigen,

Selbst auf dem Folterbett mit Schmerz und Wimmern
Zu künden meinen Ruhm und ihres Schicksals
Gerechtigkeit. Was frommt nun ihre Tugend,
Was ihre Lichtgedanken, vom Genie
Erleuchtet oder von dem Erdenstrahl
Der menschlichen Vernunft erhellt? Berufen
Sind Viele, aber Wenige erwählt.
Moses, erfülle mein Gebot!"

Die Wange
Des Mörders wurde von Entsetzen bleich,
Und seine Lippe stammelte mit Beben:
„„Allmächtiger, ich zittre und gehorche!""

O Geist! es haben schon Jahrhunderte
Ihr Siegel auf dies wundenvolle Herz
Und schwerbelastete Gehirn geprägt,
Seitdem der Fleischgewordene erschien.
Demüthig kam er, und in Knechtsgestalt
Verhüllend seine grause Göttlichkeit,
Verspottet von der Welt, und ungenannt,
Nur vom Gesindel seiner Vaterstadt
Als Freigeist angestaunt. Er war der Führer
Der Massen, und er lehrte sie den Schein
Der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Friedens;
Doch facht' er an des Eifers wilde Flammen
In ihrem Geist, und heiligte das Schwert,
Das er der Erde brachte, mit dem Blut
Der Wahrheit und der Freiheit seine Seele,
Die boshaft tückische, zu sättigen.
Zuletzt ward er als Mensch zum Tod geführt.
Ich stand bei ihm; am Marterkreuz durchzuckte
Kein Schmerz sein überirdisches Gefühl,
Und dennoch stöhnt' er. Mit Entrüstung dacht' ich
Der Metzelei'n und Leiden, die sein Name
In meinem Land geheiligt, und voll Spott
Rief ich ihm zu: Geh hin!

Ein Lächeln göttergleicher Bosheit flog
Um sein erblassend Angesicht. — Er sprach:
„Ich gehe, aber du sollst ewiglich
Fortwandern auf der ruhelosen Erde.“ —
Des Grabes feuchter Dunst benetzte mir
Die Stirn, die unvergängliche. Ich sank
In tiefem Zauberschlaf zur Erde hin.
Als ich erwachte, brannte Höllengluth
In meinem Hirn, das taumelnd wirr sich drehte;
Denn ringsum lagen die vermodernden
Gebeine meiner Brüder, wie der Zorn
Des allgewalt'gen Gottes sie getroffen,
Und mit dem grausen Blick des Todes grinsten
Die Schädel meiner hingewürgten Kinder,
Stumm, augenlos, gespensterhaft mich an.

Doch angeekelt vom Gefühl und Anblick
Des Waltens der Tyrannen, hatte längst
Mein Geist gelernt, der Hölle stolze Freiheit
Der Sklaverei des Himmels vorzuziehn.
Also erhob ich mich, und unerschrocken
Begann ich meine ew'ge Wanderschaft,
Entschlossen, unermüdet Krieg zu führen
Mit meinem allgewalt'gen Peiniger,
Und Hohn zu sprechen seiner Ohnmacht, mich
Mit einem schlimmern Fluche zu belasten.
Dieselbe Hand, die mir den Weg verwehrt
Zum stillen Grab, hat Elend auf die Erde
Gehäuft und den Erkornen seiner Sklaven
Ihr Reich geschenkt. Ich habe sie gesehn
Vom ersten Dämmerlicht der wankenden,
Der schwachen, ungewissen Herrschaft an,
Den Frieden predigend, wie jetzt den Krieg.
Und wenn sie heimgekehrt vom blut'gen Morden
Harmloser Heiden, stillten sie im Blut
Der eignen Brüder der Vernichtung Durst,

Und mitleidloser Eifer ließ zu Eis
Erstarren jedes menschliche Gefühl.
Die Gattin tauchte in des Gatten Brust
Den heil'gen Stahl im selben Augenblick,
Wo hoffend er von ihrer Liebe träumte;
Und Freunde standen Freunden, Brüder Brüdern
Auf blut'gem Schlachtfeld gegenüber, kaum
Gesättigt durch den letzten Sterbeschrei,
Trunken vom Zorne des Allmächtigen,
Indeß das rothe Kreuz, ein Hohn des Friedens,
Zum Sieg entflammte. War die Metzelei
Geschehn, so blieb von dem vertilgten Glauben
Kein Zeuge übrig, seinen Untergang
Zu künden, als die Leichen, die die Luft
Mit grausem Pestgeruch vergifteten
Und auf dem halb erloschnen Holzstoß faulten.

Die Diener Gottes sah das Racheschwert
Ich zücken, als die Gnade niederstieg
Und, der Verheerung Werk zu heiligen,
Jedweden Frevels Trieb bestätigte;
Wahnwitzige Priester schwangen ob der Welt
Das unheildräunde Kreuz; die Sonne schien
Auf Ströme Bluts herab, vom blanken Stahl
Des Meuchelmords vergossen; jegliches
Verbrechen ward entsühnt vom Geist des Herrn,
Und über allem Land war blutigroth
Des Friedens Regenbogen ausgespannt.

O Geist! kein Jahr in meinem langen Leben
Schwand unbefleckt vom Jammer und Verbrechen,
Die Gottes auserkorner Glaube zeugt.
Ich sah, wie seine Sklaven, deren Mund
Von gift'ger Lüge troff, den tollen Pöbel
Bethörten, und, die eine Hand von Mord
Geröthet, heuchlerisch die andere

Zu Bruderschaft und Frieden dargereicht;
Ich hörte sie von Lieb' und Gnade schwatzen,
Indeß ihr Thun voll jener Niedrigkeit
Und Sünde war, die noch der junge Arm
Der Freiheit nicht nach Fug zu zücht'gen wagt.
Dank sind wir schuldig der Vernunft, die jetzt
Den unerschütterlichen Thron der Wahrheit
Und Tugend gründet und zu nichte macht
Die wirkungslose Tücke meines Feindes,
Deß nichtiger Zorn die Guten quält, und noch
Zur Pein ohnmächt'ge Ewigkeiten fügt,
Indeß ihn selbst verbiss'ner Groll zerfleischt,
Weil Friedenslächeln ihren Mund umspielt,
Ihr Loos zu wenden oder es zu heil'gen.

So stand ich, — durch der Jahre wilde Fluth
Mit Wirbelwinden toller Qualen kämpfend,
Doch ruhig, heiter, in mich selbst verschlossen,
Hohn sprechend des Tyrannen grausem Fluch
Mit trotzigem, unwandelbarem Willen,
Gleich einer Rieseneiche, die der Blitz
Des Himmels in der Wüstenei versengte,
Daß sie, ein Denkmal unvergänglicher
Zerstörung, ihren kahlen Stamm erhebe;
Doch trotzt sie ruhevoll und unbewegt
Des Wintersturmes mitternächt'gem Kampf,
Wie sie im hellen Sonnenlicht
Die welken, abgestorbnen Arme
Des Sommermittags Ruh' entgegenstreckt.

Die Fee schwang ihren Stab,
Und Ahasver entfloh,
Schnell, wie die nebelhaften Schatten,
Die in des Haines Dämmerschluchten hausen,
Vorm Morgenstrahl entfliehn, —
Die Traumeswesen, die nicht mehr

Mit Lebenswirklichkeit begabt,
Als dies phantastische Gebild
Des irren Menschenwahns.

---

## VIII.

Du sahst Vergangenheit und Gegenwart;
Es war ein trüber Anblick! Lerne, Geist,
Jetzt die Geheimnisse der Zukunft. — Zeit!
Entfalte deines Dunkels nächt'ge Schwingen,
Die halbverschlungnen Kinder gieb zurück,
Und von dem Wiegenbett der Ewigkeit,
Wo Millionen, eingelullt in Schlummer
Vom rauschenden Strom vergehnder Dinge, liegen,
Reiß fort das düstre Tuch! — Betrachte, Geist,
Dein herrliches Geschick!

Entzücken hob den Geist.
Der Zeiten ew'ger Schleier theilte sich,
Und Hoffnung strahlte durch der Furcht Gewölk.
Die Erde war nicht Hölle mehr;
Sie war in Liebe, Freiheit, Glück
Zu vollster Manneskraft herangereift,
All' ihre Pulse schlugen
In Harmonie mit der Planeten Lauf;
Ein sanft Getön erscholl,
Im Einklang mit der Seele Lebenssaiten;
Sie bebt' in süßen, sehnsuchtweichen Schlägen,
Und neues Leben blüht' aus kurzem Tod. —
Des Abendwindes schwachen Seufzern gleich,
Der Wellen aus des Meeres Spiegel weckt
Und auf der Schöpfung seines Odems stirbt,
Und wechselnd fällt und steigt und wieder ruht,
War des Gefühles reiner Strom,
Der aus den süßen Tönen quoll,
Und der des Geistes menschlich Mitempfinden
In sanftbewegter Wallung still umfloß.

Entzücken hob den Geist,
Wie wenn ein Liebender gesehn
Die Seligkeit, den stillen Frieden
Der auserkornen Braut,
Bei deren Schmerz ihn Todesweh durchzuckt;
Und ihre frische Wange
In der Gesundheit Fülle glühen sah,
Und in die holden Augen ihr geblickt,
Die gleich zwei Sternen im erregten Meer
Durch selig Naß erstrahlen.

Dann sprach die Feenkön'gin siegesfroh:
„Ich rufe nicht den Geist entschwundner Tage,
Daß seine Schreckensräthsel er enthülle;
Die Gegenwart ist jetzt verrauscht,
Und jene Thaten, die die Welt verheerten,
Erblaßten im Gedächtnisse der Zeit,
Die dem, was ich vernichtet wissen will,
Nicht Wirklichkeit verleihen darf. Die Wunder
Der Menschenwelt zu wahren, ist mein Amt,
In Raum und Stoff, in Zeit und Geist. Die Zukunft
Enthüllt jetzt ihre Schätze; laß den Anblick
Dein wankend Hoffen kräft'gen und erneun!
O Menschengeist, beflügle dich zum Ziel,
Wo Tugend aller Welt den Frieden gründet,
Und in der Ebb' und Fluth der irdischen Dinge
Steh du, ein fester Punkt im Wechsel, da,
Ein Leuchtthurm ob dem finstern Wogenschwall.

Die rings bewohnte Welt ist voller Segen;
Die Eisgefilde, die ein steter Sturm
Von Schnee erkältend um die Pole häufte,
Wo jedes Leben kummervoll erstarb
Und wo endloser Frost mit Grabesstille
Die öde Flur umfing, sind weggethaut;
Und linder Weste Hauch, von würzigen Inseln

Herwehend, kräuselt dort das stille Meer,
Das seine breiten, lichten Wogen rollt
Zum Uferabhang und ein Echo weckt,
Das sanft und flüsternd durch die Haine klingt
Und zu des Menschen sel'gem Wesen stimmt.

Die ungeheuren Sandeswüstenein,
In deren stets erneuten Gluthen kaum
Ein Vogel lebte, kaum ein Grashalm sproß,
Wo nur der grünen Eidechs liebendes
Geschrill die schwüle Stille unterbrach,
Sind jetzt belebt von Bächen, schattigen Hainen,
Kornfeldern, Triften, weißer Hütten Zahl;
Und wo die aufgeschreckte Wildniß einst
Den blutbesudelten Erobrer sah,
Wo mit der Lämmer Fleisch die Tigerin
Die Fraßbegier zahnloser Jungen stillte,
Indeß Geheul der Wüste Reich durchscholl,
Haucht jetzt die maßliebüberdeckte Flur
Dem Sonnenaufgang ihre Düfte zu,
Und lächelt, wenn vor seiner Mutter Thür
Das Kind sein Morgenmahl
Mit einem Basilisken theilt,
Der ihm die Füße leckt.

Die Tiefen ohne Pfad, — wo manches Schiff
Ermüdet überm unbegrenzten Plan
Morgen auf Nacht und Nacht auf Morgen wieder
Anbrechen sah, und immer noch kein Land
Zum Gruß dem Wandrer seine schattigen Berge
Ueber dem sonnenhellen Meer erhob;
Wo sich der Sturmeswogen laut Gebrüll
So lange mit der Winde Brausen einte
In trüber Einsamkeit, aufregend wild
Des Meeres ödverlass'ne Wüstenei,
Die nur der Möwen schrill Gekrächz, das Heulen

Der Ungeheuer und der Sturm durchscholl, —
Entsprechen jetzt in süßem Wiederhall
Dem sanftesten Gefühl der Menschenbrust.
Geschmückt mit Paradiesesinseln ist
Das stille Wasserreich, von lichten Wolken
Bestrahlt, dazwischen glanzerhellte Seen,
Fruchtbare Thäler, lust- und glückdurchhallt,
Und Waldesgrün beschattet kühl die Welle,
Die, wie ein Arbeitsmüder, hüpft zum Strand,
Um dort der Blumen Küsse zu empfangen.

Alles ist neu erschaffen, und durchhaucht
Von wechselseit'ger Lieb' ist alles Leben;
Der Erde reicher Schoß nährt Myriaden,
Die unter ihrer treuen Hut gedeihn
Und mit vollkommner Reinheit Glanz ihr lohnen;
Der Winde Balsamhauch verbreitet rings
Die Tugenden, die er einathmete;
Gesundheit fluthet durch die milde Luft,
Glüht in den Früchten, steigt vom Strome auf;
Kein Sturm entstellt des Himmels strahlend Antlitz
Und streut der immergrünen Bäume Laub
In seiner Jugendfrische Pracht herab;
Stets reif sind Früchte, Blumen immer schön,
Der Herbst trägt würdig sein Matronenloos,
Und läßt des Frühlings Wange hold sich färben,
Deß jungfräuliche Blüthe wiederstrahlt
Die Gluth der Frucht und sich in Liebe röthet.

Den Durst nach Blut vergißt der Löwe jetzt;
Dort siehst du ihn im Sonnenscheine spielen
Mit dreisten Zicklein; seine Klauen ruhn,
Sein Zahn ist friedlich, der Gewohnheit Macht
Hat die Natur des Lamms ihm aufgezwungen.
Nicht mehr vergällt der bunte Fingerhut
Durch gift'gen Hauch den Anblick seiner Pracht;

Vorbei ist jeder Schmerz; der Freudenbecher
Schäumt unverbittert über bis zum Rand,
Und letzt die durst'gen Lippen, die der floh.

Und gar der Mensch, der zwiegestaltige,
Der mehr als Alle tiefes Weh erfahren
Und Wonne mehr als Alle träumen kann;
In dessen Brust sich der Empfindung Gluth
Mit einem hoch erhabnen Trieb vereint
Und ihre Macht dem Schmerz leiht wie der Lust,
Doch beide hebt, verfeinert und verschärft; —
Der in der ewig wechselvollen Welt
Dasteht als Schande oder Ruhm der Erde:
Er fühlt vor Allen die Veränderung,
Sein Wesen spiegelt die allmähliche
Wiedergeburt, und jegliche Bewegung
Des Fortschritts prägt in seinem Geist sich ab.

Wo überm schneebedeckten Felsenufer
Sich lagerte die lange Nordpolnacht,
Wo kaum das härtste Moos, dem Froste trotzend,
Ergrünte bei des Mondes kaltem Strahl,
Da wurde finster wie die Nacht der Mensch,
Und wie die Pflanze mußt' er trüb verkümmern;
Die abgestumpfte Willenskraft, das Herz,
Für Wahrheit, Muth und Liebe unempfindlich,
Die unentwickelt schwächliche Gestalt
Kennzeichneten als eine Fehlgeburt
Der Erde ihn, bestimmt, ein passender
Genoß der Bären um ihn her zu sein,
An Sitten und Genüssen ihnen gleichend;
Ein Fiebertraum des Jammers war sein Leben,
Deß karge Nothdurft, spärlich zugetheilt,
Ihn ewig an die freudenlose Länge
Der kurzen Daseinslast erinnerte;
Sein Tod war eine Qual, die Hunger, Kälte

Und Arbeit längst dem Geist schon vorgeführt,
Als noch der Lebensfunk' am Körper hing;
Von allen Strafen, die der Erde Rache
Auf die Verletzer ihrer ewigen
Gebote häuft, blieb nur ein einz'ger Fluch
Dem Unglücksland erspart, — der Name Gottes!

Auch wo des Mittags Reich die Wendekreise
Mit einem Gürtel von Gewölk und Gluth
Umspannten, wo die blauen Nebel trugen
Den Pesthauch durch die unbewegte Luft,
Und eine krankhaft üppige Pflanzenwelt
Ernährten, — wo das Land mit Erderbeben,
Mit Seuchen und Gewittern schwanger ging, —
Auch dort war nicht der Mensch ein edler Wesen.
Ihn hatte in den blutbefleckten Staub
Des Heimatlands die Sklaverei getreten;
Mißhandelt wurde er zum Ruhm der Macht,
Die, jedes heilige Gefühl vernichtend,
Den Menschenwillen selbst zur Waare macht;
An Christen ward er um ihr Gold verfeilscht,
Nach fernen Inseln hingeschleppt, um dort
Beim Schall der Peitsche, der zerfleischenden,
Des allbesudelnden Luxus Werk zu thun,
Der ihres Wehs langdauerndes Entsetzen
An der Tyrannen Häuptern doppelt rächt;
Oder im Namen des Gesetzes führte
Man ihn zur Schlachtbank, gab zur Speise ihn
Den Würmern unter jener glühnden Sonne,
Wo Könige zuerst den Bund geschlossen
Wider die Menschenrechte, und zuerst
Die Priester schacherten mit Gottes Namen.

Selbst wo die mildre Zone Schutz zu bieten
Dem Menschen schien, drang der Befleckung Pest
Wie unlöschbares Feuer ein, vergiftend

Mit ungezählten Uebeln sein Geschick;
Und ihren Fortschritt hemmt erst jetzt die Wahrheit,
Und schafft den Frieden, der sein weißes Banner,
Unblutig siegend, endlich wallen läßt
Hin über dies beglückte Reich, wo lange
Der Mensch der Sklaven Schleppenträger war,
Das Schattenspiel des rings erschauten Elends,
Der Schakal, den der Ehrsucht Leu zerriß,
Der Bluthund mordbegierigen Glaubenseifers.

Dort ziert der Mensch mit unbeflecktem Körper
Und Geist die lieblich holde Erde jetzt,
Von Jugend auf mit allen sanften Trieben
Gesegnet, die nur edle Leidenschaften
Und reines Sehnen in der Brust ihm wecken.
Indeß von Hoffnung er zu Hoffnung stets
Dem Segen nacheilt, den der reiche Schatz
Des Menschenwohls dem Tugendhaften spendet,
Verleihen die Gedanken, die entstehen
In zeitzerstörender Unendlichkeit,
Ein ewig Wesen ihm, das in sich selbst
Verschlossen ruht, der wirkungslosen Macht
Des Alters spottend. Und der Mensch, der einst,
Ein flücht'ges Traumbild, durch die flücht'gen Jahre
Dahinschritt, weilt unsterblich jetzt auf Erden.
Nicht mehr das Lamm, das ihm ins Antlitz schaut,
Erschlägt er, sich an seinem Fleisch zu letzen,
Das, der Natur beleidigt Recht zu sühnen,
Die Säfte seines Körpers faulen machte,
Und böse Leidenschaften, eitlen Wahn,
Verzweiflung, Ekel, Haß in seiner Seele
Erzeugte, — des Verbrechens und der Seuchen,
Des Elends und des Todes Wucherkeime.
Es fliehen die beschwingten Hainbewohner,
Die im Gesang ihr Leben hold verhauchen,
Nicht mehr den Menschen; sie umflattern ihn,

Und putzen ihr Gefieder auf den Händen
Der Kinder, die nach ihren heiteren
Gespielen sich in frohem Scherze strecken.
Des Schreckens baar sind alle Dinge jetzt;
Sein grausig Vorrecht hat der Mensch verloren,
Und gleichberechtigt steht er unter Gleichen;
Die lautre Wahrheit und das Glück sind endlich,
Wenn spät auch, dieser Erde aufgegangen;
Der Friede stählt den Geist, Wohlsein den Leib,
In diesem mischt sich Lust nicht mehr mit Pein,
Vernunft und Leidenschaft befehden sich
Nicht mehr in jenem; Leib und Geist entfallen,
Der Fesseln ledig, beide rings auf Erden
Nun ihre allbezwingende Gewalt,
Und schwingen dort das Scepter ihrer Herrschaft;
Jegliche Art des Stoffes leiht der Allmacht
Des Geistes ihre Kraft, der aus dem Dunkel
Ans Licht den Edelstein der Wahrheit fördert,
Zu schmücken seines Friedens Paradies.

---

## IX.

O sel'ge Erde! Himmelswirklichkeit,
Nach der die ruhelosen Geister streben,
Die ewig durch die Menschenwelt sich drängen!
Du aller irdischen Hoffnung Inbegriff!
Du hehrer Lohn des blindvollziehnden Willens,
Deß Strahlen sich, durch Raum und Zeit verbreitet,
In Einem Punkt für immerdar vereinen!
Der reinsten Geister reine Heimat du,
Wo Schmerz und Sorge, Ohnmacht und Verbrechen,
Unwissenheit und Krankheit unbekannt!
O sel'ge Erde, Himmelswirklichkeit!

Dich sah der Genius in kühnstem Traum,
Ein dunkles Vorgefühl von deiner Schönheit
Durchzog das Menschenherz und wob hinein
Die feste Hoffnung auf ein Paradies,
Wo Liebende und Freunde sich begegnen,
Um von einander nie zu scheiden mehr.
Du bist das Ziel von jedem Wunsch und Willen,
Der Lohn jedweder Handlung; und die Seelen,
Die auf den Pfaden der Vollendungsbahn
Den Hafen deines stillen Friedens fanden,
Ruhn dort von jener ew'gen Arbeit aus,
Die deines Baus Vollkommenheit erschuf.

Selbst der Erobrer „Zeit" entfloh vor dir, —
Der alte Riese, der so lang die Welt
In stolzer Einsamkeit regiert, daß Völker
Hinsanken unter seinem stummen Tritt.
Die Pyramiden, die Jahrtausende
Getrotzt der Fluth der Menschendinge, trieb
Sein Sturmeshauch, zu Sand zerbröckelt, durch
Die Wüste hin, wo ihre Trümmer noch
Den Namen Dessen überdauerten,
Der sie in eitlem Stolze aufgethürmt.
Der mächt'ge Fürst in seiner öden Pracht
War nur der Giftpilz eines Sommertags,
Den sein beschwingter Fuß zu Staub zertrat;
Der Erde König war die Zeit; ihm beugte
Sich Alles, außer tugendhaftem Willen
Und des Gemüthes heil'gen Sympathien,
Die ihm getrotzt und seinen Fall bereitet.

Doch mählich dämmerte der Liebe Morgen;
Dunkles Gewölk umhüllte lang die Erde,
Bis von des Himmels Zelt es sich verzog.
Zuerst hielt das Verbrechen seinen Lauf
Des Sieges über alle Hoffnung hin,

Frech, schamlos, unverhüllt, mit ehrner Macht;
Und im Gewand der Tugend heiligte
Die Lüge jede Unthat, jedes Weh,
Bis, von des eignen Stachels Gift getödtet,
Sie jedes Zwangs die geistige Welt enthob,
Den kühnsten Flug der Leidenschaft entfesselnd,
Und Gottes Namen nicht mißbrauchend mehr
Als Brandmal, um zu ächten die Vernunft.
Dann wirkte fort der edle Gährungsstoff;
Befreit war die Vernunft, und ob auch wild
Die Leidenschaft durch dichtbewachsne Schluchten
Und waldesnachtumhegte Wiesen schweifte,
Und einen Kranz von seltnen Blumen wand:
Doch schlang die schönsten sie, der Biene gleich,
Die zu der Kön'gin stets zurück sich wendet,
Um ihrer Schwester Stirn, die sanft und ernst
Das heitre Kind umarmte, das nicht mehr
Vor der zerbrochnen Ruthe Schlag erbebt.

Mild war des Todes langsam nahnder Zwang:
Der Geist schwand friedlich unter seiner Hand,
Ohn' einen Seufzer, ohne Fürchten fast,
So ruhig wie ein Pilger, der da geht
Nach einem fernen Land, und, Jenem gleich,
Von Hoffnung und von Wißbegier erfüllt.
Des Siechthums und der Schlaffheit Todeskeime
Erstarben in der menschlichen Gestalt,
Und ihre Segensgaben spendete
Die Reinheit ihren irdischen Verehrern.
Wie kraftvoll ungeschwächt des Alters Glieder!
Wie klar die offne, runzellose Stirn,
Wo weder Geiz, noch Trug, noch Stolz und Sorge
Auf jener vielverschlungnen Züge Bild
Das Siegel grauer Häßlichkeit geprägt!
Wie lieblich war der Jugend kühne Stirn,
Die sanftgeaugter Muth mit Anmuth zierte,

Der Muth der Seele, den kein Name schreckte,
Und hoher Wille, welcher furchtlos kühn
Hin durch des Lebens Traumgefilde schritt,
Mit Tugend, Lieb' und Freude Hand in Hand.

Der Freiheit Wesen, jener süße Zwang,
Der mit den sanftesten Banden des Gefühls
Verwandte Sympathien der Menschenherzen
Zusammenkettet, brauchte nun nicht mehr
Tyrannischer Gesetze Fesselband;
Die schüchternen und zarten Triebe wagten
In Paradiesesunschuld sich ans Licht,
Und sprachen offen und vertrauensvoll
Das Sehnen der erwachten Liebe aus,
Gezügelt nicht von selbsuchttrüber Keuschheit,
Der Tugend jener wohlfeil Tugendhaften,
Die ihrer Kälte sich und Stumpfheit rühmen.
Der mercenären Liebe Gift befleckte
Nicht mehr des Glückes und des Lebens Quell;
Und Mann und Weib, sie wandelten in Liebe
Und in Vertrauen, frei, und gleich, und rein,
Der Tugend steile Pfade, die nicht mehr
Befleckt vom Blut so manches Pilgerfußes.

Dort, wo durch lange Jahre der Palast
Des Herrscherſklaven sich erhob, verhöhnend
Des Hungers Schrei, des Elends stille Thräne,
Stand jetzt ein morscher Trümmerhauf, und ließ
Die Steine Jahr auf Jahr ins Blachfeld rollen,
Ein einsam Echo weckend; und die Blätter
Des alten Dornstrauchs, der auf höchstem Thurm
Des Königsbanners Platz sich angemaßt,
Erbebte vor der wilden Stürme Wuth,
Die jenen Thurm umschnob, und flüsterte
Seltsame Märlein in des Sturmwinds Ohr.

Es sangen durch des Doms verfallne Gänge
Schwermüthige Winde leis ein Todtenlied.
Ein furchtbar trüber Anblick war's, die Werke
Des Glaubens und der Sklaverei zu sehn,
So groß, so prächtig, und doch so verweslich,
Dem Leichnam gleich, der unter ihnen ruht.
Heut folgen Tausende dem Trauerzug,
Ihm zum Gedächtniß prangt ein Marmormal,
Und tausend Zungen preisen ihn; — doch morgen
Ist er in finstrer Gruft der Würmer Raub.

In mächt'ger Kerker düstern Höfen spielten
Rothwangige Kinder furchtlos nun und frei,
Sich heitre Kränze windend um die Stirn
Aus grünem Epheu und aus rothen Malven,
Zum Hohn des Kerkers nicht'ger Dunkelheit;
Die schweren Ketten und die Eisengitter
Verrosteten auf moderndem Gestein,
Das langsam sank zum mütterlichen Staub.
Der volle Strahl des Tages, der nur schwach
Das hagre Antlitz des Gefangnen einst
Mit siechem, blassem Schein erhellte, schien
Jetzt frei herab aufs Lächeln kind'scher Lust.
Die hohle Stimme der Verzweiflung scholl
Nicht durch die hallenden Gewölbe mehr,
Nein, rings ertönte nur das sanfte Rauschen
Des lauen Windes, der im Epheu spielt,
Der Vögel muntrer Sang und Fröhlichkeit.

Bald schwand die letzte Spur von diesen Trümmern,
Und ihre Stoffe, weithin ausgestreut,
Sie formten sich zu edleren Gestalten,
Und dienten jedem segensreichen Drang.
So nahte sich die Menschheit der Vollendung,
Und wie das Kind, von Mutterlieb' beschirmt,

Nahm zu an jeglicher Vortrefflichkeit
Die Erde, sich verschönend Jahr um Jahr.

Jetzt hüllt die Zeit mit ihrem schwarzen Fittich
In Nacht, was wir geschaut, und unserm Blick
Entschwindet der Vergangenheit Gesicht.
Mein Werk ist nun vollbracht. Du hast gelernt,
Was dir zu wissen noth. Der Erde Wunder,
Mit ihrer Furcht und Hoffnung all, sind dein.
Mein Zauber ist dahin — das Jetzt kehrt wieder.
Weh! eine pfadlos öde Wüste bleibt,
Noch unveredelt von des Siegers Hand.

Doch, Menschengeist, geh muthig deinen Pfad!
Die Tugend lehre dich mit festem Sinn
Die Stufen der Vollendungsbahn erklimmen;
Denn die Geburt, das Leben und der Tod,
Und jener wunderbare Zustand, eh'
Die nackte Seele ihre Heimat findet,
Befördern all' dich zu vollkommnem Glück,
Sie treiben fort auf ihrer Bahn des Seins
Ruhlose Räder, deren Flammenspeichen,
Des ewigen Lebens sich bewußt, erglühn,
Dem vorbestimmten Ziele sich zu nahn.
Denn die Geburt weckt nur den Geist zum Anschaun
Der Außendinge, deren unbekannte
Gestalt ihm neue Triebe leihen mag;
Das Leben ist der Zustand seines Wirkens,
Und Alles, was geschieht, die ew'ge Welt
Zu ändern und gestalten, eint sich dort;
Der Tod ist eine traurig finstre Pforte,
Die zu azurnen Inseln, lichten Himmeln
Und Glückgefilden ew'ger Hoffnung führt.
Deshalb, o Seele, schreite muthig fort!
Ob Stürme auch der Primel Stengel knicken
Und Frost die Jugend ihrer Blüthe trifft,

Doch wird des Frühlings Auferstehungshauch
Die Erd' umwehen und mit frischem Thau
Die Lieblingsblume nähren, die, erblüht
An moosigen Ufern und in dunkler Schlucht,
Des Waldes Grün mit sonnigem Lächeln hellt.

So fürchte, Geist, die Hand des Todes nicht,
Die hochwillkommen, wenn Tyrannen walten,
Und wenn des Frömmlers Höllenfackel flammt;
's ist einer dunklen Stunde Wandrung nur,
Der flücht'ge Abgrundstraum schreckvollen Schlummers.
Der Tod ist nicht der Tugend Feind; es sah
Auf dem Schafott der Liebe schönste Rosen
Die Erde blühn und mit dem Lorbeerkranz
Der Freiheit dort sich einen, um die Wahrheit
Der hehrsten Träume zu verkündigen.
Lebt keine Hoffnung in dem Herzen dir,
Die durch den Anblick dieses vielverschlungnen
Und stufenweisen Seins bestätigt ward?
Die dich entflammte, tiefer hinzuschaun,
Wenn du, an Henry's Arm im Mondlicht wandelnd,
Schwermüthig hold mit ihm vom Tode sprachst?
Und willst du rauh sie aus der Brust dir reißen;
Des Frömmlers Glauben träg dein Ohr zu leihn,
Und feig des Zwingherrn Geißel dich zu beugen,
Die von der Brüder rothem Blut befleckt?
Nein, muthig kämpfe fort! dein Wille soll
In ew'gem Kampf mit Tyrannei und Lüge
Sein hohes Ziel erfüllen, und die Keime
Des Elends tilgen aus der Menschenbrust.
Dein ist die Hand, die mild zu glätten weiß
Den Dornenpfühl unseligen Verbrechens,
Deß Ohnmacht leicht Verzeihung sich gewinnt,
Und dessen Irrungen du überwachst,
Wie eines Freundes Krankheit; — dein die Stirn,
Die seinem wildsten Zorn voll Sanftmuth trotzt,

Und nicht sich beugt vor seinem finstern Willen,
Und wär' er reich an Macht, und Herr der Welt.
Denn du bist wahr und gut, entschloss'nen Sinns,
Frei von der Satzung herzerkältendem Zwang,
Und voll erhabner, reiner Leidenschaft.
Der Erde Stolz und Niedrigkeit besiegte
Dich nicht, deshalb bist du der Gabe werth,
Die du empfingst: — Die Tugend soll dich stets
Auf dem von dir betretnen Pfad geleiten,
Und hoffnungsglanzerfüllter Tage Zahl
Soll deiner Liebe heil'ges Loos beglücken.
Geh, Sel'ge, nun und Freude gieb der Brust,
Die schlummerlosen Geistes wacht,
Und Licht, Luft, Leben nur
Aus deinem Lächeln schöpft!" —

Die Fee schwingt ihren Zauberstab.
Sprachlos entzückt besteigt der Geist den Wagen,
Der an dem Rand der Zinne hielt,
Und senkt die Strahlenaugen dankend nieder.
Die Himmelsrosse wurden angeschirrt,
Und wieder von den Flammenrädern
Erglomm des Himmels unbetretner Pfad.
Schnell flog der Wagen fort;
Die ungeheuren Feuerbälle,
Die um den Zauberpalast kreisten,
Erglänzten schwächer mählich, und erschienen
Bald matte Leuchten nur, Planeten gleich,
Die mit erborgtem Licht, der Sonne dienend,
Verfolgten ihre engre Himmelsbahn.

Dann war die Erd' erreicht.
Der Wagen hielt dort einen Augenblick;
Die Seele stieg herab.
Die ruhelosen Rosse stampften wild
Den fremden Boden, athmeten

Die schwere Luft, und nach vollbrachtem Werk
Trug wieder sie ihr Flug gen Himmel auf.

Der Körper und der Geist vereinten sich.
Ein Zittern bebte leis durch Janthe's Glieder,
Und ruhig öffneten die Lider sich;
Die dunklen blauen Augen blieben starr
Noch einen Augenblick, dann schaute sie
Verwundert um sich, und erblickte Henry,
An ihrem Lager hingekniet, mit Blicken
Der Liebe still bewachend ihren Schlaf,
Und der Gestirne Leuchten,
Das hell durchs Fenster schien.



Shelley's

# Anmerkungen zur Königin Mab.

---

## I. S. 21.

Der helle Sonnenball
Schwamm durch die finstre Wölbung.

Jenseits unserer Atmosphäre würde die Sonne als ein strahlenloser Feuerball inmitten einer schwarzen Wölbung erscheinen. Die gleichartige Vertheilung ihres Lichts auf der Erde rührt daher, daß die Strahlen durch die Atmosphäre gebrochen und von anderen Körpern zurückgeworfen werden. Das Licht besteht entweder aus Schwingungen, welche sich durch ein subtiles Medium fortpflanzen, oder aus zahlreichen kleinen Theilchen, die der leuchtende Körper nach allen Richtungen hin abstößt. Seine Schnelligkeit übertrifft bei weitem die einer jeden uns bekannten Substanz; Beobachtungen, die man über die Verfinsterungen der Trabanten Jupiter's angestellt, haben gezeigt, daß das Licht nicht mehr als acht Minuten sieben Sekunden gebraucht, um von der Sonne nach der Erde zu gelangen, mithin eine Entfernung von 95,000,000 englischen Meilen zurückzulegen. Man kann sich von der ungeheuren Entfernung der Fixsterne einen Begriff machen, wenn man berechnet, daß viele Jahre vergehen würden, ehe das Licht des nächsten dieser Sterne die Erde erreichen könnte; und doch legt das Licht in einem Jahre einen Weg von 5,422,400,000,000 englischen Meilen zurück, — eine Entfernung, welche 5,707,600mal größer, als die der Sonne von der Erde, ist.

I. S. 21.

Indeß um das Gespann
Zahllose Welten kreisten.

Die Vielheit der Welten, die schrankenlose Unermeßlichkeit des Universums, ist ein Stoff zu den erhabensten Betrachtungen. Wer die geheimnißvolle Größe derselben recht empfindet, ist nicht in Gefahr, durch die Falschheit religiöser Systeme verführt zu werden, oder das Prinzip des Universums zu vergöttern. Es ist unmöglich zu glauben, daß der Geist, welcher dies unendliche Getriebe durchdringt, einen Sohn durch den Leib eines Judenweibs zeugte, oder sich über die Folgen einer Nothwendigkeit erbost, welche synonym mit ihm selber ist. Die ganze jämmerliche Fabel vom Teufel, von Eva und von einem Mittler, nebst den kindischen Mummereien des Judengottes, ist unvereinbar mit der Sternkunde. Das Werk seiner Hände hat Zeugniß wider ihn abgelegt.

Der nächste der Fixsterne ist undenklich weit von der Erde entfernt, und wahrscheinlich ist die Entfernung der Fixsterne von einander verhältnißmäßig ebenso groß. Nach einer Berechnung der Schnelligkeit des Lichtes vermuthet man, daß der Sirius mindestens 54,224,000,000,000 englische Meilen von der Erde entfernt ist.*) Was uns nur wie eine dünne silberweiße Wolke erscheint, die sich streifenförmig über den Himmel zieht, besteht in Wirklichkeit aus zahllosen Haufen von Sonnen, deren jede von ihrem eigenen Licht erglänzt und eine Anzahl sie umkreisender Planeten erhellt. Millionen und aber Millionen Sonnen umschweben uns, alle von zahllosen Welten begleitet, dennoch aber ruhig, regelmäßig und harmonisch, alle den Bahnen unwandelbarer Nothwendigkeit folgend.

---

IV. S. 44.

Dies die gedungnen Bravos des Tyrannen,
Die Kron' und Scepter ihm vertheidigen.

Den Mord als ein Mittel der Gerechtigkeitspflege zu gebrauchen, ist ein Gedanke, bei welchem kein Mensch von aufgeklärtem Geiste gern verweilen wird. In Reih' und Glied zu marschiren, mit allem Prunk der Fahnen und Drommeten, um nach unsern Nebenmenschen, wie nach einer Scheibe, zu schießen; ihnen alle Arten von Wunden und Qualen zuzufügen; sie in ihrem Blute schwimmend zurückzulassen; über das

*) Siehe Nicholson's Encyklopädie, Art. Light.

Feld der Verheerung zu wandern und die Todten und Sterbenden zu zählen, — das sind Dinge, die wir theoretisch für nothwendig erklären mögen, auf die aber kein guter Mensch mit Befriedigung und Freude hinblicken wird. Wir nehmen an, eine Schlacht sei gewonnen: — dadurch ist die Wahrheit gesichert, dadurch die Sache der Gerechtigkeit bestätigt worden! Es bedarf wahrlich eines mehr als gewöhnlichen Scharfsinns, um den Zusammenhang zwischen dieser ungeheuren Summe von Unheil und der Behauptung der Wahrheit oder der Aufrechthaltung der Gerechtigkeit zu entdecken.

Könige und Staatsminister, die wirklichen Urheber des Unheils, sitzen unbelästigt in ihrem Kabinett, während Die, gegen welche die Wuth des Kriegssturmes losgelassen wird, meistens Leute sind, die man hinterlistig zum Dienste verlockt, oder wider ihren Willen aus ihren friedlichen Hütten auf das Schlachtfeld geschleppt hat. Ein Soldat ist ein Mann, dessen Geschäft es ist, Leute zu tödten, die ihm nie Etwas zu Leide gethan haben und die unschuldigen Märtyrer fremder Unbilden sind. Was auch immer aus der abstrakten Frage werde, ob der Krieg zu rechtfertigen sei: jedenfalls scheint es unmöglich, daß der Soldat etwas Anderes als ein verderbtes, unnatürliches Geschöpf sein kann.

Es mag geeignet sein, diesen ernstern und wichtigern Betrachtungen eine Erinnerung an die Lächerlichkeit des Militärwesens hinzuzufügen. Das Hauptelement desselben ist der Gehorsam; der Soldat ist von allen Menschenklassen am vollständigsten eine Maschine; dennoch lehrt sein Beruf ihn unvermeidlich eine gewisse Pedanterie, Prahlerei und Wichtigthuerei; er gleicht der Puppe eines Marionettentheaters, die, während man sie stolziren und sich spreizen und die possierlichsten Mienen annehmen läßt, doch, wie wir wissen, nicht die unbedeutendste selbständige Geberde machen, sich weder nach rechts noch nach links im mindesten anders bewegen kann, als wie sie vom Puppenkastenmanne gelenkt wird. — Godwin's Enquirer, Essay V.

Ich will hier ein kleines Gedicht einschalten, welches meinen Abscheu vor Despotismus und Lüge so kräftig ausdrückt, daß ich fürchte, denselben nie wieder so lebendig geschildert zu sehn. Diese Gelegenheit ist vielleicht die einzige, die sich mir jemals bieten wird, dasselbe vor der Vergessenheit zu bewahren.

## Laster und Lüge.

### Ein Gespräch.

Als Fürsten lachten auf den Thronen
Des Aechzens darbender Nationen,

Und an dem reichen Gut sich letzten,
Das Völkerblut und Thränen netzten, —
Den Thronen, auf Gebein erbaut,
Wo stier und bleich der Hunger schaut,
Wo Sklaverei die Geißel schwingt,
Geröthet von dem Blut der Brüder,
Wo in das Sterbewimmern klingt
Das Jauchzen toller Siegeslieder, —
Da standen ob dem Unglücksland
Einst Lüg' und Laster, Hand in Hand.

Die Lüge.

Auf, Schwester! vom leckeren Mahl empor,
Das Tausender Schweiß und Blut dir gebracht!
Ein bess'rer Schmaus für dein hungrig Ohr
Ist der Menschheit Jammer, den ich erdacht.

Das Laster.

Was thatst du, sprich! und was rühmst du dich
In eitlem Stolze, mir gleich zu sein?
Mir, deren Zug durch des Jahres Fluch
Verzweiflung folgte und Todespein!

Die Lüge.

Was ich gethan? Ich entriß das Gewand
Des Kindes „Wahrheit" nackter Gestalt,
Und trug durchs verödete Erdenland
Meines irreleitenden Banns Gewalt.
Es schlugen der Unschuld kühnen Muth
Meine Herrscher-Sklaven in Kerkerhaft,
Und stromweis fließt ihr befruchtend Blut
Aus der Wunde, die jäh auf der Brust ihr klafft
Und die mein sicherer Dolch ihr gab . . .
Ich fürchte dies Blut nicht mehr — das Jetzt
Ist unser, ob ihr Strahl zuletzt
Auch scheint auf unser Grab.
Doch, stolzes Laster, hätt' ich das Gewand,
Das dem Himmel ich raubte mit frevler Hand,
Dir nicht verliehen, so täuschte nicht
Die Welt dein scheußliches Angesicht.

Das Laster.

Und hätt' ich gerastet thatenlos
In meiner widrigen Höhle Schooß,
Und den Himmelssöhnen niemals eben
Gold, Königthum und Mord gegeben,
So hättest du, Lüge, dein Spiel verloren,
Wie sehr du geprahlt auch und hoch dich verschworen,
Und jegliche List, gemein und verrucht,
Sammt all' deinen Künsten zu üben versucht.
Doch wozu streiten? — brüderlich
Nach Einem Ziel gehn du und ich;
Und drunten das Grab zu meinen Füßen
Wird unsre Hoffnung und Furcht umschließen.

Die Lüge.

Ich brachte der Erde die Religion,
Sie erschlug die Vernunft in der Wiege schon;
Doch sie scheute der Mutter strengen Blick, —
Das Krokodill wich schüchtern zurück,
Und sandt' ihre wilden Bluthunde hervor . . .
Sie schreckten aus Träumen des Mords empor,
Und übten auf Erden ihr Werk der Wuth
Bei ihres giftigen Auges Gluth;
Es befleckte der Fackeln gräßlicher Duft,
Genährt von menschlichem Fett, die Luft!
Und Flüche, Wimmern und Wehgestöhn
Erschollen in klagendem Schmerzgetön
Gen Himmel bei ihrem Erdengang,
Und kündeten meinen Siegsgesang.
Sprich, Schwester, was hast du gethan?

Das Laster.

Auslöscht' ich die Sonne auf meiner Bahn
In dem Blutbad=Dampf auf dem Schlachtenplan:
Mord, Hunger, Gewalt und Höllenschlich,
Sie letzten in jener Stunde sich,
Da des unerforschlichen Schicksals Macht
Mir seiner Gewißheit Kunde gebracht . . .
Denn der prassende Schuft auf dem Throne dort
Befahl den blutigen Völkermord —

Er freute, gleich mir, sich der wilden Qual,
Die ein Stöhnen entlockte der Sterbenden Zahl;
Indeß die Schlangen, die ihn selbst befleckten,
In tückischer Lust die Zungen bleckten:
Sie wähnten, daß ihre, nicht mein die That,
Die Saat ist ihre, doch mein die Mahd,
Und Tausenden Tod und Verderben naht.
Sie träumen, daß Zwingherrn sie bethören,
Die Welt mit giftigem Krieg zu stören;
Doch auf dem Dornenpfühle sorgen
Die Zwingherrn nur um Mörderruhm,
Und sinnen vom Abend bis zum Morgen,
Zu feiern mich und mein Heldenthum.
Ich, ich thu' Alles! Hätt' ich geruht,
So hätte niemals dein Kind voll Wuth
Die giftige Geißel, von Hohn durchdrungen,
An einem Sterbelager geschwungen.

Die Lüge.

Gut, Schwester! unser ist die Welt;
Seist du, sei ich die Siegerin:
Ob Allem unterm Himmelszelt
Schwebt finster doch die Pest dahin.
Unsre Freuden, Mühn und Ehren einen
Sich in des Grabtuchs wurmigem Leinen: —
Ein kurzes Hoffen, rastloser Kummer,
Ein herzlos flüchtiges Stoßgebet,
Ein finstrer Fluch, ein Wahnsinnsschlummer,
Eh' der Schlund des Grabes geöffnet steht;
Was der Zwingherr träumt, was den Feigling schreckt,
Das Eis, das Priesterherzen deckt,
Des Höflings Lächeln, des Richters Dräun,
Sind das große Ziel, dem wir uns weihn;
Und wenig, Schwester, liegt daran,
Ob du, ob ich das Werk gethan;
Denn alle deine Müh' und Pein
Würd' ohne mich vergeblich sein;
Und nimmer säß' als Pförtnerin ich
Am Thor des Himmels ohne dich.

V. S. 47.

So steigen die Geschlechter dieser Erde
Ins Grab, und gehn aus ihrem Schooß hervor.

„Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne geht auf, und geht unter, und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind geht gegen Mittag, und kommt herum zur Mitternacht, und wieder herum an den Ort, da er anfing. Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin."

Der Prediger Salomo, Kap. I, 4—7.

---

V. S. 47.

Dem Laube gleich,
Mit dem des Herbstes eisig scharfer Wind
Den Waldesgrund bestreut.

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.

Ilias, VI, 146 ff.

---

V. S. 49.

Die Pöbelbrut der Bauern, Adligen,
Der Priester und der Könige.

Süß ist's, Anderer Noth bei tobendem Kampfe der Winde
Auf hochwogigem Meer vom fernen Ufer zu schauen;
Nicht als könnte man sich am Unfall Andrer ergötzen,
Sondern dieweil man sieht, von welcher Bedrängniß man frei ist.
Süß auch ist es, zu schaun die gewaltigen Kämpfe des Krieges
In der geordneten Schlacht, vor eignen Gefahren gesichert.
Aber süßer ist Nichts, als die wohlbefestigten heitern
Tempel inne zu haben, erbaut durch die Lehre der Weisen,
Wo du hinab kannst sehn auf Andere, wie sie im Irrthum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen, und fehlen;
Streitend um Geist und Witz, um Ansehn, Würden und Adel;

Tag und Nacht arbeitend, mit unermüdetem Streben,
Sich zu dem Gipfel des Glücks, empor sich zu drängen zur Herrschaft.
O unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!
Lucretius, Buch II, Vers 1 ff.

---

## V. S. 50.

Und dennoch rühmt der Staatsmann
Des Völkerreichthums sich!

Es giebt keinen wahren Reichthum, außer der Arbeit des Menschen. Wären die Berge von Gold und die Thäler von Silber, so würde die Welt nicht um ein Getreidekorn reicher sein; nicht Ein Vortheil würde der Menschheit daraus erwachsen. In Folge des hohen Werthes, den wir den edlen Metallen beimessen, ist Ein Mensch im Stande, sich auf Kosten der Lebensbedürfnisse seines Nächsten mit Luxus zu umgeben; ein System, das wunderbar geeignet ist, all' die mannigfachen Arten von Krankheit und Verbrechen hervorzubringen, welche jederzeit die beiden Extreme von Reichthum und Armuth charakterisiren. Ein Spekulant ist stolz darauf, der Beförderer des Wohlstandes seiner Heimat zu sein, weil er eine Menge von Händen zur Bereitung von Gegenständen beschäftigt, die eingestandenermaßen keinen Nutzen haben oder nur den unheiligen Begierden des Luxus und der Prunksucht dienen. Der Edelmann, welcher die Bauern seiner Nachbarschaft verwendet, um ihm Paläste zu erbauen, bis „jam pauca aratro jugera regiae moles relinquent", schmeichelt sich, den Titel eines Patrioten verdient zu haben, weil er den Trieben der Eitelkeit folgte. Der Prunk und Pomp der Höfe rechtfertigt seine Fortdauer mit denselben Vertheidigungsgründen; und manche Fête ward gegeben, manche Dame verdunkelte ihre Schönheit durch ihren Putz, um den armen Arbeiter zu unterstützen und den Handel zu befördern. Wer sieht nicht ein, daß Dies ein Heilmittel ist, welches die zahllosen Krankheiten der Gesellschaft nur verschlimmert, während es sie oberflächlich heilt? Die Armen werden veranlaßt, zu arbeiten, — wofür? Nicht für das Brot, nach dem sie hungern; nicht für die Decken, deren Mangel ihre Säuglinge in der Kälte ihrer elenden Hütten erfrieren läßt; nicht für jene Bequemlichkeiten der Civilisation, ohne welche der civilisirte Mensch weit elender als der niedrigste Wilde ist, da er von all' ihren tückischen Uebeln erdrückt wird, während man ihm täglich den verhöhnenden Anblick ihrer zahllosen Wohlthaten eifrigst vor Augen stellt; — nein, für den Hochmuth der Gewalt, für die elende

Isolirung des Stolzes, für die falschen Freuden des hundertsten Theils der Gesellschaft. Es giebt keinen größern Beweis für die weitverbreiteten und tiefwurzelnden Fehlgriffe des civilisirten Menschen, als folgende Thatsache: — diejenigen Künste, die für sein wahres Sein wesentlich sind, werden am meisten verachtet; die Einträglichkeit der Beschäftigungen steht in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Nützlichkeit*); der Juwelier, der Galanteriewaarenhändler, der Schauspieler erwirbt Ruhm und Reichthum durch die Ausübung seiner unnützen und lächerlichen Kunst, während der Bebauer der Erde, ohne den die Gesellschaft aufhören muß zu bestehen, mit Verachtung und Armuth kämpft und durch den Hunger zu Grunde geht, der ohne seine unaufhörliche Anstrengung den übrigen Theil des Menschengeschlechts vernichten würde.

Ich will nicht den gesunden Menschenverstand dadurch beleidigen, daß ich auf der Lehre von der natürlichen Gleichheit der Menschen bestehe. Es handelt sich nicht darum, ob sie wünschenswerth, sondern ob sie ausführbar ist; so weit sie sich durchführen läßt, so weit ist sie wünschenswerth. Jener Zustand der menschlichen Gesellschaft, der sich einer gleichmäßigen Vertheilung ihrer Wohlthaten und Uebel am meisten nähert, sollte, ceteris paribus, vorgezogen werden; so lange wir aber wahrnehmen, daß eine muthwillige Vergeudung menschlicher Arbeit, nicht für die Lebensbedürfnisse, nicht einmal für den Luxus der Masse der Gesellschaft, sondern für den Egoismus und die Prunksucht einiger Wenigen ihrer Mitglieder, auf Grund öffentlicher Gerechtigkeit vertheidigt werden kann, so lange verabsäumen wir, uns der Erlösung des Menschengeschlechtes zu nähern.

Die Arbeit ist zum physischen, die Muße zum geistigen Fortschritte nöthig; von der ersteren sind die Reichen, von der letzteren die Armen durch die unvermeidlichen Bedingungen ihrer respektiven Lage ausgeschlossen. Ein Zustand, welcher die Vortheile beider vereinigte, wäre den Uebeln keiner von beiden unterworfen. Wem es an fester Gesundheit oder starker Geisteskraft fehlt, Der ist nur ein halber Mensch; daraus folgt, daß die arbeitenden Klassen zu unnöthiger Arbeit zwingen, sie jeder Gelegenheit zu geistiger Veredlung muthwillig berauben heißt, und daß die Reichen zu ihrem eigenen Unheil die Krankheit der Erschlaffung und Langeweile sich aufbürden, wodurch ihr Dasein zu einer unerträglichen Last wird.

Die englischen Reformer schreien gegen die Sinekuren, — aber die wahre Pensionsliste ist das Miethzinsbuch der Grundbesitzer; der Reichthum

---

*) Siehe Rousseau, De l'inégalité parmi les hommes, Anm. 7.

ist eine Macht, welche die Wenigen usurpirt haben, um die Vielen zu zwingen, für ihren Vortheil zu arbeiten. Die Gesetze, welche dies System stützen, schöpfen ihre Kraft aus der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit ihrer Opfer; sie sind das Resultat einer Verschwörung der Wenigen gegen die Vielen, welche selber genöthigt sind, diese Bevorzugung durch den Verlust aller wahren Zufriedenheit zu erkaufen.

Die Bequemlichkeiten, welche wesentlich zur Erhaltung des Menschengeschlechts beitragen, lassen sich rasch aufzählen, sie beanspruchen nur einen geringen Theil unsres Gewerbfleißes. Würden nur diese, und zwar in ausreichender Menge, herbeigeschafft, so würde die Menschengattung fortbestehen. Würde die zu ihrer Herbeischaffung nöthige Arbeit gleichmäßig unter die Armen, oder, besser noch, gleichmäßig unter Alle vertheilt, so wäre der Antheil jedes Menschen an der Arbeit leicht, und sein Muße-Theil groß. Es gab eine Zeit, wo diese Muße einen verhältnißmäßig geringen Werth gehabt hätte; es steht zu hoffen, daß die Zeit kommt, wo sie zu den wichtigsten Zwecken verwandt werden wird. Diejenigen Stunden, welche nicht zur Erzeugung der Lebensbedürfnisse erforderlich sind, mögen der Ausbildung des Verstandes, der Bereicherung unsrer Kenntnisse, der Veredlung unseres Geschmacks gewidmet werden, und uns solchergestalt neue und gewähltere Quellen des Genusses eröffnen.

* * *

Vielleicht war es nothwendig, daß eine Periode der Bevorrechtung und Unterdrückung herrschte, bevor eine Periode gebildeter Gleichheit existiren konnte. Wilde wären vielleicht nie zur Entdeckung der Wahrheit und zur Kunsterfindung angeregt worden, außer durch die beschränkten Anlässe einer solchen Zeit. Aber nachdem der Zustand der uncivilisirten Wildheit aufgehört hat, und die Menschen die glorreiche Laufbahn der Entdeckung und Erfindung betreten haben, können sicherlich Vorrechte und Unterdrückung nicht mehr nothwendig sein, um sie vor dem Rückfall in einen Zustand der Barbarei zu bewahren. — Godwin's **Enquirer, Essay II.** Siehe auch **Pol. Jus.,** Buch **VIII,** Kap. 11.

Dieser bewunderungswürdige Schriftsteller berechnet, daß alle Bedürfnisse des civilisirten Lebens erzeugt werden könnten, wenn die Gesellschaft die Arbeit gleichmäßig unter ihre Mitglieder vertheilte, und jeder Mensch täglich zwei Stunden in ihrem Dienst arbeitete.

---

V. S. 50.

Wenn sein Weib
Des Wahnsinns Raub durch Priestermärchen wird.

Ich kenne eine sehr gebildete Dame und Mutter einer zahlreichen Familie, welche durch die christliche Religion zu unheilbarem Wahnsinn geführt worden ist. Einen ähnlichen Fall hat, glaube ich, die Erfahrung jedes Arztes aufzuweisen.

Wurden am Vaterlande doch oft, an Freunden und Eltern,
Menschen Verräther, um nur zu entgehen des Acherons Schlünden!
Lucretius, Buch III, Vers 84.

---

V. S. 53.

Die Liebe selbst ist käuflich.

Nicht einmal der Verkehr der Geschlechter ist von dem Despotismus positiver Verordnungen befreit. Das Gesetz maßt sich sogar an, die unlenksamen Triebe der Leidenschaft zu beherrschen, den klarsten Schlußfolgerungen der Vernunft Fesseln anzulegen und, indem es an unsern Willen appellirt, die unwillkürlichen Neigungen unsrer Natur zu unterdrücken. Liebe ist eine unvermeidliche Folge der Wahrnehmung von Liebenswürdigkeit. Die Liebe welkt unter dem Zwang; ihr eigenthümliches Wesen ist Freiheit; sie verträgt sich weder mit Gehorsam, noch mit Eifersucht oder Furcht; sie ist dort am reinsten, vollkommensten und schrankenlosesten, wo ihre Jünger in Vertrauen, Gleichheit und offenherziger Hingebung leben.

Wie lange sollte denn die geschlechtliche Gemeinschaft währen? welches Gesetz hätte den Umfang der Leiden zu bestimmen, die ihre Dauer begrenzen sollten? Ein Ehemann und eine Ehefrau sollten so lange mit einander vereint bleiben, als sie einander lieben; jedes Gesetz, das sie zum Zusammenleben auch nur einen Augenblick nach dem Erlöschen ihrer Neigung verpflichtete, wäre eine unerträgliche Tyrannei, und höchst unwürdig zu ertragen. Als eine wie gehässige Bevormundung des Rechts individueller Urtheilsfreiheit würde man nicht dasjenige Gesetz betrachten, welches die Bande der Freundschaft unauflöslich machte, trotz der Launen, der Unbeständigkeit, der Fehlbarkeit und Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes? Und um so Viel

würden die Fesseln der Liebe schwerer und unerträglicher als diejenigen der Freundschaft sein, als die Liebe heftiger und launenhafter, abhängiger von jenen zarten Besonderheiten der Einbildungskraft und unfähiger ist, sich mit den augenfälligen Vorzügen ihres Gegenstandes zu begnügen.

Der Zustand der Gesellschaft, in welchem wir uns befinden, ist ein Gemisch feudaler Wildheit und unvollkommener Civilisation. Die beschränkte und unaufgeklärte Moral der christlichen Religion verstärkt noch diese Uebel. Erst seit Kurzem hat die Menschheit eingeräumt, daß Glückseligkeit das alleinige Ziel der Ethik, wie aller andern Wissenschaften ist, und hat die fanatische Idee, das Fleisch aus Liebe zu Gott kreuzigen zu wollen, verworfen. Ich habe wirklich einen unwissenden Kollegiaten zu Gunsten des Christenthums dessen Feindschaft gegen jedes weltliche Gefühl anführen hören!*)

Wenn aber Glückseligkeit das Ziel der Sittlichkeit, wie aller menschlichen Verbindungen und Trennungen ist; wenn der Werth jeder Handlung nach dem Grad angenehmer Empfindung geschätzt werden soll, den sie voraussichtlich hervorrufen wird, dann ist die Verbindung der Geschlechter so lange geheiligt, als sie zur Annehmlichkeit der Betheiligten beiträgt, und sie ist naturgemäß aufgelöst, sobald ihre Uebel größer als ihre Wohlthaten sind. Es liegt nichts Unsittliches in solcher Trennung. Die Treue hat an sich selbst nichts Tugendhaftes, das unabhängig von dem Vergnügen wäre, welches sie erzeugt, und sie nimmt Theil an dem sich in die Umstände schickenden Geiste des Lasters, je nachdem sie große moralische Fehler an dem Gegenstande ihrer unvorsichtigen Wahl gefügig erträgt. Die Liebe ist frei; das Versprechen abzugeben, ewig dasselbe Weib lieben zu wollen, ist nicht minder thöricht, als zu geloben, ewig demselben Glauben anhangen zu wollen; solch ein Gelübde schließt in beiden Fällen jede Untersuchung aus. Die Sprache des Gelobenden ist folgende: „Das Weib, welches ich jetzt liebe, mag unendlich tief unter vielen anderen stehen; der Glaube, den ich jetzt bekenne, mag ein

*) Der erste christliche Kaiser gab ein Gesetz, wonach Verführung mit dem Tode bestraft ward; wenn das Frauenzimmer seine Einwilligung zugestand, wurde es gleichfalls mit dem Tode bestraft; suchten die Eltern die Schuldigen der Gerechtigkeit zu entziehen, so wurden sie verbannt und ihre Güter wurden konfiscirt; Sklaven, welche Helfershelfer gewesen, wurden lebendig verbrannt oder mußten geschmolzenes Blei trinken. Selbst der Sprößling einer ungesetzlichen Liebe mußte die Folgen des Urtheilsspruches mit erleiden. Gibbon's Decline and Fall etc., Bd. II, S. 210. — Siehe auch, in Betreff des Hasses der ersten Christen gegen die Liebe und selbst gegen die Ehe, S. 269.

Konglomerat von Irrthümern und Albernheiten sein; aber ich schließe mich gegen jede zukünftige Belehrung ab, sowohl in Betreff der Liebenswürdigkeit der Einen, wie in Betreff der Wahrheit des andern, fest entschlossen, ihnen blindlings und trotz meiner etwaigen Ueberzeugung anzuhangen." — Ist das die Sprache des Zartgefühls und der Vernunft? Ist die Liebe eines so kalten Herzens mehr werth, als sein Glaube?

Das gegenwärtige Zwangssystem hat in den meisten Fällen nur die Wirkung, Heuchler oder offene Feinde zu schaffen. Leute von Zartgefühl und Tugend, die unglücklicherweise Jemandem verbunden sind, den sie unmöglich lieben können, verbringen die schönste Zeit ihres Lebens mit unfruchtbaren Bemühungen, anders zu erscheinen, als sie sind, um die Gefühle ihres Lebensgefährten oder die Wohlfahrt ihrer Kinder zu schonen; die minder Großmüthigen und Feinfühlenden gestehen offen ihre Enttäuschung, und verleben den Rest jener Verbindung, die nur der Tod lösen kann, in einem Zustand unheilbarer Zänkerei und Feindschaft. Die Erziehung ihrer Kinder erhält von frühester Zeit an ihre Färbung von dem Hader der Eltern; sie werden in einer systematischen Schule der Verstimmung, Gewaltthätigkeit und Lüge auferzogen. Hätte man diesen Leuten erlaubt, sich in dem Augenblick von einander zu trennen, wo Gleichgültigkeit ihnen ihre Verbindung zur Last machte, so würden ihnen viele Jahre des Elends erspart worden sein; sie hätten eine passendere Verbindung geschlossen und in der Gesellschaft gleichgestimmter Lebensgefährten jenes Glück gefunden, das ihnen durch den Despotismus der Ehe für immer versagt ist. Von einander getrennt, würden sie nützliche und glückliche Mitglieder der Gesellschaft gewesen sein, während sie durch ihre Verbindung mit einander elend waren, und das Elend sie zu Menschenhassern machte. Die Ueberzeugung, daß die Ehe unauflöslich ist, führt die Schlechten aufs stärkste in Versuchung; sie geben sich rücksichtslos der Bitterkeit und allen kleinen Tyranneien des häuslichen Lebens hin, da sie wissen, daß ihr Opfer an Niemand appelliren kann. Würde diese Verbindung auf eine vernünftige Grundlage gebracht, so wüßte Jeder, daß eine zur Gewohnheit gewordene üble Laune mit gegenseitiger Trennung enden müßte, und würde daher diesen lasterhaften und gefährlichen Hang bezähmen.

Prostitution ist das rechtmäßige Kind der Ehe und der Irrthümer, die in ihrem Gefolge sind. Weibliche Wesen werden für kein anderes Verbrechen, als weil sie den Geboten eines natürlichen Gelüstes gehorchten, mit Wuth von den Annehmlichkeiten und Sympathien der Gesellschaft ausgeschlossen. Solch ein Verbrechen ist minder verzeihlich, als

Mord; und die Strafe, welche über Diejenige verhängt wird, die, um Vorwürfen zu entgehen, ihr Kind tödtet, ist leichter, als das Leben voll Todesqual und Krankheit, zu welchem die Prostituirte unwiderruflich verurtheilt ist. Hat ein Weib dem Triebe der nie irrenden Natur gehorcht, so erklärt die Gesellschaft ihr den Krieg, erbarmungslosen und ewigen Krieg; sie muß der gefügige Sklave sein, sie darf keine Repressalien ergreifen; der Gesellschaft steht das Recht der Verfolgung zu, Jener die Pflicht, zu dulden. Sie lebt ein Leben der Schande; das laute und bittere Hohngelächter verwehrt ihr jede Umkehr. Sie stirbt an langer und langsamer Krankheit; aber sie hat gefehlt, sie ist die Verbrecherin, sie das störrige und unlenksame Kind, — und die Gesellschaft die reine und tugendhafte Matrone, welche sie wie eine Fehlgeburt von ihrem unbefleckten Busen fortschleudert! Die Gesellschaft rächt sich an den Verbrechern, die sie selbst erschafft; man heißt sie heute dem Laster fluchen, das sie gestern aufs eifrigste zu lehren bemüht war. So wird ein Zehntel der Bevölkerung Londons gebildet; inzwischen ist das Uebel zwiefach. Junge Männer, welche durch eine fanatische Keuschheitsidee von dem Umgange mit züchtigen und gebildeten Frauenzimmern ausgeschlossen werden, lassen sich mit jenen lasterhaften und elenden Geschöpfen ein, wodurch sie alle hohen und zarten Gefühle, deren Dasein kaltherzige Weltmenschen geleugnet haben, zerstören, jede wahre Leidenschaft vernichten, und Das, was der höchste Grad von Großmuth und Hingebung ist, zu einem selbstsüchtigen Gefühl erniedern. Ihr Körper und ihr Geist verwittern beide zu einer scheußlichen Ruine des Menschenthums; Stumpfsinn und Krankheit werden in ihrer elenden Nachkommenschaft fortgepflanzt, und späte Geschlechter leiden für die bigotte Moral ihrer Vorfahren. Die Keuschheit ist ein mönchischer und evangelischer Aberglaube, ja selbst ein größerer Feind der natürlichen Mäßigung, als die geistlose Sinnlichkeit; sie nagt an der Wurzel alles häuslichen Glücks, und verdammt mehr als die Hälfte des Menschengeschlechts zum Elend, damit einige Wenige sich eines gesetzlichen Monopols erfreuen können. Es hätte sich nicht wohl ein System ersinnen lassen, das dem menschlichen Glücke mit raffinirterer Feindseligkeit entgegenträte, als die Ehe.

Ich glaube mit Bestimmtheit, daß aus der Abschaffung der Ehe das richtige und naturgemäße Verhältniß des geschlechtlichen Verkehrs hervorgehen würde. Ich sage keineswegs, daß dieser Verkehr ein häufig wechselnder sein würde; es scheint sich im Gegentheil aus dem Verhältniß der Eltern zum Kinde zu ergeben, daß eine solche Verbindung in

der Regel von langer Dauer sein und sich vor allen andern durch Großmuth und Hingebung auszeichnen würde. Aber vielleicht ist es noch zu früh, diesen Gegenstand zu besprechen. Was immer aus der Abschaffung der Ehe entspringen mag, wird naturgemäß und recht sein, weil Wahl und Wechsel vom Zwange befreit sein werden.

In der That bilden Religion und Moral, wie sie gegenwärtig beschaffen sind, ein praktisches Gesetzbuch des Elends und der Knechtschaft; der Genius des menschlichen Glückes muß jedes Blatt aus dem verruchten Gottesbuche reißen, bevor der Mensch die Schrift in seinem Herzen lesen kann. Wie würde die in steifer Schnürbrust und Flitterprunk aufgeputzte Moral vor ihrem eignen widerwärtigen Bilde erschrecken, wenn sie in den Spiegel der Natur blickte!

---

VI. S. 56.

Zur düsterrothen Sonne,
Die dort unheimlich glimmt.

Der nördliche Polarstern, auf welchen die Erdachse in ihrer gegenwärtigen schiefen Stellung hinzeigt. Es ist, auf Grund vieler Beobachtungen, höchst wahrscheinlich, daß diese schiefe Stellung allmählich abnehmen wird, bis der Aequator mit der Sonnenbahn übereinstimmt; die Nächte und Tage werden dann auf der Erde das ganze Jahr hindurch gleich werden, und vermuthlich auch die Jahreszeiten. Es liegt keine große Ungereimtheit in der Annahme, daß der Fortschritt der Perpendikularität der Pole ebenso schnell wie der Fortschritt der Geistesbildung sein, oder daß eine völlige Uebereinstimmung zwischen der moralischen und physischen Vervollkommnung des Menschengeschlechts stattfinden werde. Es ist gewiß, daß Weisheit nicht mit Krankheit vereinbar ist, und daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Erdklimen Gesundheit, im wahren und umfassenden Sinne des Wortes, nicht im Bereich des civilisirten Menschen liegt. Die Astronomie lehrt uns, daß die Erde jetzt in ihrem Fortschritt begriffen ist, und daß die Pole mit jedem Jahr eine senkrechtere Stellung zur Sonnenbahn annehmen. Der klare Beweis, den die Geschichte der Mythologie und geologische Untersuchungen liefern, daß ein Ereigniß dieser Art schon eingetreten ist, läßt stark vermuthen, daß dieser Fortschritt nicht blos eine Schwingung sei, wie von einigen neueren Astronomen angedeutet worden ist.*) Knochen von Thieren,

---

*) Laplace, Système du Monde.

welche der heißen Zone angehören, sind im Norden Sibiriens und an den Ufern des Ohio gefunden worden. Im Innern Deutschlands hat man versteinerte Pflanzen gefunden, welche gegenwärtig das Klima Hindostans zu ihrem Gedeihen erfordern. *) Die Untersuchungen Bailly's **) erweisen die Existenz eines Volkes, das einen Landstrich in der Tartarei unterm 49. Grad nördlicher Breite bewohnte, das älter war, als die Inder, die Chinesen oder die Chaldäer, und von welchem diese Völker ihre Wissenschaften und ihre Theologie ableiteten. Wir ersehen aus dem Zeugniß alter Schriftsteller, daß Britannien, Deutschland und Frankreich weit kälter waren, als jetzt, und daß ihre großen Ströme alljährlich zufroren. Die Astronomie lehrt uns gleichfalls, daß seit jener Zeit die schiefe Stellung der Erde sich beträchtlich vermindert hat.

---

## VI. S. 60.

So daß
Nicht Ein Atom in diesem wilden Aufruhr
Ein unbestimmt gesetzlos Werk erfüllt,
Noch anders handelt, als es handeln muß.

Zwei Beispiele werden uns das hier aufgestellte Prinzip noch mehr verdeutlichen; wir entnehmen das eine der physischen, das andere der geistigen Welt. In einer Staubwolke, die ein heftiger Wind erregt und die unsern Augen als ein unordentliches Gewirr erscheinen mag; in dem schrecklichsten Sturme, den entgegengesetzte Winde, die Wellen aufwühlend, erzeugen mögen, ist kein Theilchen Staub oder Wasser, das durch Zufall hier- oder dorthin getrieben würde, das nicht genügenden Grund hätte, die Stelle, wo es sich befindet, einzunehmen, und das nicht streng in der Weise handelte, wie es handeln muß. Ein Meßkundiger, der genau die verschiedenen Kräfte, welche in diesen beiden Fällen wirken, und die Eigenschaften der in Bewegung gesetzten Theilchen kennte, würde nachweisen, daß, den gegebenen Ursachen entsprechend, jedes Theilchen genau so handelt, wie es handeln muß, und gar nicht anders handeln kann, als es handelt.

Bei den furchtbaren Convulsionen, welche zuweilen die staatlichen Gesellschaften aufregen und oftmals den Umsturz eines Reiches herbeiführen, giebt es keine einzige Triebkraft, kein einziges Wort, keinen einzigen Gedanken, keinen einzigen Willen, keine einzige Leidenschaft der

*) Cabanis, Rapports du Physique et du Moral de l'Homme, Bd. II, S. 406.
**) Bailly, Lettres sur les Sciences, à Voltaire.

handelnden Personen, welche bei der Revolution als Zerstörer oder als Opfer mitwirken, die nicht nothwendig wären, die nicht handelten, wie sie handeln müssen, die nicht untrüglich die Wirkung hervorbringen, welche sie nach der Stellung hervorbringen müssen, die sie in diesem geistigen Wirbelwinde behaupten. Dies würde einem Geiste völlig klar erscheinen, der alle Wirkungen und Rückwirkungen der Gemüther und Leibesbeschaffenheit Derer, die an dieser Revolution theilnehmen, zu erfassen und abzuschätzen vermöchte. — Système de la Nature, Bd. I, S. 44.

---

## VI. S. 61.

### Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!

Wer die Lehre von der Nothwendigkeit aufstellt, meint damit, daß, wenn er die Ereignisse betrachtet, welche die geistige und materielle Welt ausmachen, er nur eine ungeheure und ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen sieht, von denen keine eine andere Stelle, als sie einnimmt, einnehmen, oder auf einer andern Stelle wirken könnte, als wo sie wirkt. Die Idee der Nothwendigkeit geht aus unsrer Erfahrung über den Zusammenhang der Dinge, über die Gleichmäßigkeit des Wirkens der Natur, über die stete Verbindung ähnlicher Ereignisse und über die folgerechte Entwicklung des Einen aus dem Andern hervor. Die Menschen sind sich daher einig in dem Zugestehen der Nothwendigkeit, wenn sie einräumen, daß diese beiden Umstände beim willkürlichen Handeln eintreten. Der Beweggrund ist für die willkürliche Handlung des menschlichen Geistes, was in der materiellen Welt die Ursache für die Wirkung ist. Das Wort „Freiheit" ist, auf den Geist angewandt, dem Worte „Zufall", auf die Materie angewandt, analog; sie entspringen aus einer Unkenntniß der Gewißheit des Zusammenhangs zwischen dem Vorausgegangenen und dem daraus Erfolgenden.

Jedes menschliche Wesen wird unwiderstehlich getrieben, gerade so zu handeln, wie es handelt; in der Ewigkeit, welche seiner Geburt vorangings, ward eine Kette von Ursachen geschaffen, die, als Beweggründe wirkend, es unmöglich machen, daß irgend ein Gedanke seines Geistes oder irgend eine Handlung seines Lebens anders sein könnten, als sie sind. Wäre die Lehre von der Nothwendigkeit falsch, so würde der menschliche Geist nicht länger ein berechtigter Gegenstand der Wissenschaft sein; es wäre nutzlos, wollten wir aus gleichen Ursachen gleiche Wirkungen erwarten; der stärkste Beweggrund würde nicht mehr die

Handlungsweise bestimmen; alles Wissen wäre trüglich und unbestimmt; wir könnten nicht mit der mindesten Gewißheit voraussagen, daß wir Dem, von welchem wir heute Abend in Freundschaft geschieden sind, nicht morgen als einem Feinde begegnen würden; die wahrscheinlichsten Anlässe und die klarsten Vernunftgründe würden ihren unveränderlichen Einfluß verlieren. Das Gegentheil hievon ist erweislich der Fall. Aehnliche Umstände bringen dieselbe unabänderliche Wirkung hervor. Wenn der Charakter und die Beweggründe eines Menschen bei einer gewissen Gelegenheit genau feststehen, so könnte der Moralphilosoph seine Handlungen mit ebenso großer Gewißheit voraussagen, wie der Naturforscher die Wirkungen der Mischung bestimmter chemischer Substanzen. Weshalb ist der bejahrte Landwirth erfahrener, als der junge Anfänger? Weil eine gleichförmige, unleugbare Nothwendigkeit in der Wirkungsart der materiellen Welt liegt. Weshalb ist der alte Staatsmann geschickter, als der Neuling in der Politik? Weil er, sich auf den nothwendigen Zusammenhang zwischen Beweggrund und Handlung stützend, geistige Wirkungen durch Anwendung derjenigen geistigen Ursachen hervorzubringen sucht, welche die Erfahrung als wirksam erwiesen hat. Es mag einige Handlungen geben, denen wir keine Beweggründe beifügen können, allein diese sind Wirkungen von Ursachen, mit denen wir unbekannt sind. Daher ist die Beziehung, welche der Beweggrund zur willkürlichen Handlung hat, diejenige der Ursache zur Wirkung; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist sie auch weder jetzt, noch war sie jemals der Gegenstand populären oder philosophischen Streites. Niemand, außer den wenigen Fanatikern, die sich der herkulischen Arbeit unterziehen, die Gerechtigkeit ihres Gottes mit dem Elend der Menschen in Einklang zu bringen, wird fürder den gesunden Menschenverstand durch die Annahme eines ursachlosen Ereignisses, einer willkürlichen Handlung ohne Beweggrund beleidigen. Geschichte, Politik, Moral, Kritik, alle Vernunftgründe, alle Principien der Wissenschaft nehmen gleicherweise die Wahrheit der Lehre von der Nothwendigkeit an. Kein Bauer, der sein Korn zu Markte bringt, zweifelt daran, daß er dasselbe zum Marktpreise verkaufen wird. Der Fabrikherr bezweifelt ebenso wenig, daß er die für seine Zwecke erforderliche menschliche Arbeit erkaufen kann, als er bezweifelt, daß seine Maschinen wirken werden, wie sie zu wirken gewohnt sind.

Aber während Niemand Bedenken getragen hat, die Nothwendigkeit als die Materie beeinflussend zuzugeben, haben Viele ihre Herrschaft über den Geist bestritten. Abgesehen davon, daß sie den herkömmlichen

Vorstellungen von der Gerechtigkeit Gottes widerspricht, leuchtet sie einer oberflächlichen Untersuchung keineswegs ein. Wenn der Geist seine eigene Thätigkeit betrachtet, so empfindet er keinen Zusammenhang von Beweggrund und Handlung; da wir aber „von der Ursächlichkeit nur die beständige Verbindung der Dinge mit einander und die folgerechte Entwickelung des Einen aus dem Andern wissen; da wir finden, daß diese beiden Umstände, wie allgemein zugestanden wird, bei der willkürlichen Handlung sich geltend machen, so werden wir leicht dahin geführt, einzuräumen, daß sie auch der allen Ursachen gemeinsamen Nothwendigkeit unterworfen sind". Die Handlungen des Willens stehen in regelrechter Beziehung zu Verhältnissen und Charakteren; der Beweggrund ist für die willkürliche Handlung, was die Ursache für die Wirkung ist. Aber die einzige Vorstellung, welche wir uns von der Ursächlichkeit machen können, ist ein beständiger Zusammenhang ähnlicher Dinge, und die folgerechte Entwicklung des Einen aus dem Andern; wo Dies der Fall ist, da ist die Nothwendigkeit deutlich ans Licht gestellt.

Die Idee der Freiheit, welche man bildlich auf den Willen anwendet, ist aus einem Mißverstehen der Bedeutung entstanden, die das Wort „Macht" hat. Was ist Macht? — id quod potest, Das, was eine bestimmte Wirkung hervorbringen kann. Die Macht leugnen, heißt sagen, daß Nichts die Macht, zu sein oder zu handeln, haben kann, oder hat. Im allein wahren Sinne des Wortes „Macht" läßt sich dasselbe mit gleichem Rechte auf den Magnetstein wie auf den menschlichen Willen anwenden. „Glaubst du, daß die Beweggründe, die ich geltend machen werde, mächtig genug sind, ihn aufzurütteln?" ist eine ebenso gewöhnliche Frage, wie: „Glaubst du, daß dieser Hebel die Macht hat, dies Gewicht aufzuheben?" Die Vertheidiger des freien Willens behaupten, daß der Wille die Macht habe, den bestimmenden Einfluß des stärksten Beweggrundes zurückzuweisen; aber der stärkste Beweggrund ist derjenige, welcher, alle andern besiegend, zuletzt zur Herrschaft gelangt; jene Behauptung kommt also einer Ableugnung der Thatsache gleich, daß der Wille zuletzt durch dasjenige Motiv bestimmt wird, welches ihn bestimmt, — was doch absurd ist. Aber es ist ebenso gewiß, daß der Mensch dem stärksten Beweggrunde nicht widerstehen kann, wie es gewiß ist, daß er sich über eine physische Unmöglichkeit nicht hinwegzusetzen vermag.

Die Lehre von der Nothwendigkeit hat die Tendenz, eine große Veränderung in den herrschenden Moralbegriffen herbeizuführen und die Religion gänzlich zu zerstören. Lohn und Strafe müssen von dem

Anhänger der Nothwendigkeitslehre nur als Beweggründe angesehn werden, deren er sich bedienen würde, um das Einschlagen oder Aufgeben einer bestimmten Handlungsweise zu veranlassen. Verdienst, in der jetzigen Bedeutung des Worts, würde keinen Sinn mehr haben; und wer einem Andern aus keinem besseren Grund, als weil er es verdiene, Schmerz zufügte, würde unter dem Vorwand, der Gerechtigkeit zu genügen, nur seine Rachlust befriedigen. Es ist nicht genug, sagt der Vertheidiger des freien Willens, daß der Verbrecher an einer Wiederholung seines Verbrechens gehindert werde; er muß Schmerz erleiden, und seine Qualen müssen, wenn sie gerecht zugetheilt sind, genau im Verhältniß zu seinem Vergehen stehn. Aber die Nützlichkeit ist Sittlichkeit; was unfähig ist, Glück hervorzubringen, ist unnütz; und obschon man das Verbrechen Damiens' verdammen muß, läßt sich doch nicht annehmen, daß die furchtbaren Qualen, welche die Rachsucht im Namen der Gerechtigkeit über diesen unglücklichen Mann verhängte, selbst bei ihrer langen Dauer, die Gesammtmasse erfreulicher Empfindungen in der Welt vermehrt haben. Gleichzeitig verringert die Lehre von der Nothwendigkeit nicht im mindesten unsere Mißbilligung des Lasters. Die von Allen gehegte Ueberzeugung, daß die Viper ein giftiges Thier sei, und daß der Tiger durch die unvermeidliche Bedingung seiner Existenz gezwungen werde, Menschen zu fressen, veranlaßt uns nicht, dieselben minder sorgfältig zu vermeiden oder auch nur anzustehen, sie zu vernichten; aber Der wäre gewiß hartherzig, welcher eine Schlange, die er auf einer wüsten Insel oder in einer Lage träfe, wo sie unfähig wäre zu schaden, muthwillig ihres Lebens berauben würde. Ein Anhänger der Nothwendigkeitslehre handelt wider seine eignen Grundsätze, wenn er sich dem Hasse oder der Verachtung hingiebt; zu dem Mitleid, das er mit dem Verbrecher empfindet, gesellt sich nicht der Wunsch, ihm Böses zuzufügen; er blickt mit erhabener und furchtloser Ruhe auf die Glieder der allgemeinen Kette, wie sie seinen Augen vorübergleiten, während Feigheit, Neugierde und Wankelmuth ihn nur im Verhältniß zu der Schwäche und Unbestimmtheit befallen, mit denen er die Täuschungen des freien Willens erkannt und verworfen hat.

Religion ist das Empfinden des Verhältnisses, in dem wir zum Prinzip des Weltalls stehen. Aber wenn das Prinzip des Weltalls kein organisches Wesen, kein Vorbild und Prototyp des Menschen ist, so ist ein Verhältniß zwischen ihm und menschlichen Wesen absolut nicht vorhanden. Ohne einige Kenntniß seines Willens in Betreff unsrer Handlungen ist Religion ein kindisches und eitles Ding. Aber der Wille ist

nur ein Modus des thierischen Geistes; sittliche Eigenschaften kann gleichfalls nur ein menschliches Wesen besitzen; sie dem Prinzip des Weltalls zuschreiben, heißt ihm Eigenschaften beilegen, die mit jeder möglichen Definition seines Wesens unvereinbar sind. Es ist wahrscheinlich, daß das Wort „Gott" ursprünglich nur ein Ausdruck war, der die unbekannte Ursache der bekannten Ereignisse bezeichnete, welche die Menschen im Weltall wahrnahmen. Durch die gewöhnliche Verwechselung einer Metapher mit einem wirklichen Wesen, eines Wortes mit einer Sache, ward ein Mensch daraus, mit menschlichen Eigenschaften begabt und das Weltall lenkend, wie ein irdischer König sein Reich regiert. Die Anreden an dies imaginäre Wesen klingen in der That ähnlich, wie die Anreden der Unterthanen an einen König. Man erkennt sein Wohlwollen an, beschwört ihn, seinen Groll einzustellen, und fleht um seine Gunst.

Allein die Lehre von der Nothwendigkeit zeigt uns, daß in keinem Fall irgend ein Ereigniß anders hätte eintreten können, als es eintrat, und daß Gott, wenn er der Urheber des Guten ist, auch der Urheber des Bösen ist; daß, wenn er für das Eine unsern Dank, er für das Andere unsern Haß verdient; daß, wenn die Existenz dieses hypothetischen Wesens eingeräumt wird, dasselbe auch der Herrschaft einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterworfen ist. Es ist klar, daß dieselben Argumente, welche beweisen, daß Gott der Urheber von Nahrung, Licht und Leben sei, ihn gleichfalls als Urheber von Gift, Finsterniß und Tod beweisen. Das verheerende Erdbeben, der Sturm, die Schlacht und die Tyrannei können diesem hypothetischen Wesen in demselben Maße beigelegt werden, wie die schönsten Gestaltungen der Natur, Sonnenschein, Freiheit und Frieden.

Aber die Nothwendigkeitslehre sagt uns, daß es im Weltall weder Gutes noch Böses giebt, außer insofern die Ereignisse, auf welche wir diese Beiwörter anwenden, auf unsere besondere Art, zu sein, Bezug haben. Noch minder, als mit der Voraussetzung eines Gottes, wird die Nothwendigkeitslehre mit dem Glauben an einen künftigen Zustand der Bestrafung harmoniren. Gott erschuf den Menschen so, wie er ist, und dann verdammte er ihn, weil er so ist; denn zu sagen, daß Gott der Urheber alles Guten und der Mensch der Urheber alles Bösen sei, heißt sagen, daß Ein Mensch eine grade und eine krumme Linie, und ein anderer Mensch die Inkongruenz derselben gemacht habe.

In einer mohammedanischen Geschichte, die gut hieher paßt, werden Adam und Moses eingeführt, wie sie vor Gott folgendermaßen streiten.

„Du", sagt Moses, „bist Adam, den Gott erschuf, und mit dem Odem des Lebens beseelte, und von den Engeln anbeten ließ, und ins Paradies setzte, aus welchem die Menschen um deines Vergehens willen vertrieben worden sind." Worauf Adam antwortete: „Du bist Moses, den Gott zu seinem Apostel erwählte, und dem er sein Wort anvertraute, indem er dir die Gesetzestafeln gab, und dem er gestattete, mit ihm zu reden. Wie viele Jahre, findest du, war das Gesetz geschrieben, bevor ich erschaffen ward?" — „Vierzig", sprach Moses. — „Und findest du nicht", entgegnete Adam, „die Worte darin: Und Adam lehnete sich auf wider seinen Herrn und sündigte?" — Als Moses Dies zugestand, fuhr Adam fort: „Tadelst du mich also, Das gethan zu haben, wovon Gott vierzig Jahre vor meiner Erschaffung schrieb, daß ich es thun werde, — ja, was fünfzigtausend Jahre vor Erschaffung des Himmels und der Erde in Betreff meiner beschlossen ward?" — Sale's Einleitung zum Koran, S. 164.

---

## VII. S. 63.

### Es ist kein Gott!

Diese Verneinung ist lediglich in Betreff einer schaffenden Gottheit zu verstehen. Die Hypothese eines das Weltall durchdringenden und gleich ihm ewigen Geistes bleibt unangetastet.

Eine strenge Prüfung des Werthes der Beweise, die zur Unterstützung irgend einer Behauptung angeführt werden, ist der einzig sichere Weg, zur Wahrheit zu gelangen, über deren Nutzen wir nicht weitläuftig zu reden brauchen. Unsere Kenntniß von der Existenz einer Gottheit ist ein so wichtiger Gegenstand, daß er nicht sorgfältig genug untersucht werden kann; in Folge dieser Ueberzeugung schreiten wir dazu, kurz und unparteiisch die Beweise, welche aufgestellt worden sind, zu prüfen. Es ist nothwendig, zuerst das Wesen des Glaubens zu betrachten.

Wenn dem Geiste ein Satz dargeboten wird, so gewahrt er die Uebereinstimmung oder die Nichtübereinstimmung mit den Vorstellungen, aus welchen derselbe besteht. Die Wahrnehmung der Uebereinstimmung damit wird Glaube genannt. Oftmals verhindern mancherlei Hemmnisse, daß diese Wahrnehmung eine sofortige sei; der Geist sucht dieselben zu entfernen, damit die Wahrnehmung deutlich werde. Der Geist ist bei dem Forschen thätig, um die Art und Weise der Wahrnehmung des Zusammenhangs zu vervollkommnen, in welchem die den

Satz bildenden Vorstellungen zu einander stehen. Diese Wahrnehmung ist passiver Art; daß man die Forschung mit ihr verwechselte, hat Viele zu dem Wahne verleitet, als sei der Geist beim Glauben thätig, — als sei Glaube ein Willensakt, — und könne demzufolge vom Geiste geregelt werden. Diesen Irrthum weiter verfolgend, haben sie den Unglauben zu einer Art von Verbrechen gestempelt, dessen er seiner Natur nach unfähig ist; ebenso wenig vermag er ein Verdienst zu sein.

Der Glaube ist also eine Leidenschaft, deren Stärke, wie bei jeder andern Leidenschaft, in genauem Verhältnisse zu dem Grade der Erregung steht.

Der Grade der Erregung sind drei.

Die Sinne sind die Quellen alles Wissens für den Geist; folglich erheischt ihr Ueberzeugtsein die stärkste Zustimmung.

Die auf unsre eigne Erfahrung gegründete, aus diesen Quellen hergeleitete Entscheidung des Geistes beansprucht den nächsten Grad.

Die Erfahrung Anderer, welche sich an die eben erwähnte wendet, behauptet den untersten Grad.

(Eine Stufenleiter, auf welcher bemerkt wäre, inwieweit jeder Satz durch das Zeugniß der Sinne bewiesen werden könnte, würde ein getreues Barometer des Glaubens sein, den jeder von ihnen verdiente.)

Folglich kann kein Zeugniß zugelassen werden, das der Vernunft widerspricht; die Vernunft ist auf der Ueberzeugung unsrer Sinne begründet.

Jeder Beweis läßt sich auf eine dieser drei Rubriken zurückführen; es muß in Betracht gezogen werden, welche Argumente wir durch jede derselben erhalten, die uns von der Existenz einer Gottheit überzeugen sollten.

1) Die Ueberzeugung der Sinne. Wenn die Gottheit uns erschiene, wenn Gott unsre Sinne von seiner Existenz überzeugte, so würde diese Offenbarung nothwendigerweise Glauben erheischen. Diejenigen, welchen Gott so erschienen ist, haben die denkbar stärkste Ueberzeugung von seiner Existenz. Aber der Gott der Theologen ist unfähig der örtlichen Sichtbarkeit.

2) Die Vernunft. Es wird geltend gemacht, der Mensch wisse, daß Alles, was ist, entweder einen Anfang gehabt, oder von aller Ewigkeit her existirt haben müsse; er weiß gleichfalls, daß Alles, was nicht ewig ist, eine Ursache gehabt haben muß. Wird dies Raisonnement auf das Weltall angewandt, so muß bewiesen werden, daß es geschaffen worden sei; bis Dies klar bewiesen worden ist, können wir vernünf-

tigerweise annehmen, daß es von aller Ewigkeit her bestanden habe. Wir müssen den Plan nachweisen, bevor wir auf einen Planmacher schließen. Die einzige Vorstellung, welche wir uns von der Ursächlichkeit machen können, ist von dem beständigen Zusammenhang der Dinge und dem folgerechten Ergebniß des Einen aus dem Andern abzuleiten. In einem Falle, wo zwei Sätze einander schnurstracks entgegenstehen, glaubt der Geist denjenigen, der am mindesten unbegreiflich ist; — es ist leichter, vorauszusetzen, daß das Weltall von aller Ewigkeit her existirt habe, als sich ein Wesen außerhalb seiner Grenzen zu denken, das fähig wäre, es zu erschaffen; wenn der Geist unter dem Gewicht einer solchen Annahme niedersinkt, ist es dann eine Erleichterung, die Unerträglichkeit der Last zu vermehren?

Um das zweite Argument, welches auf der Kenntniß des Menschen von seinem eigenen Dasein beruht, steht es folgendermaßen. Der Mensch weiß nicht allein, daß er jetzt existirt, sondern auch, daß er einst nicht existirte; folglich muß eine Ursache vorhanden gewesen sein. Unsre Idee von der Ursächlichkeit ist aber allein von der beständigen Verbindung der Dinge mit einander und dem folgerechten Ergebniß des Einen aus dem Andern abzuleiten, und wenn wir erfahrungsgemäß folgern, können wir aus Wirkungen nur auf Ursachen schließen, welche jenen Wirkungen völlig adäquat sind. Allein es giebt sicher eine zeugende Kraft, welche durch gewisse Werkzeuge hervorgebracht wird; wir können nicht beweisen, daß sie ihnen inhärent sei, noch läßt sich die entgegengesetzte Annahme erweisen; wir geben zu, daß die zeugende Kraft unbegreiflich sei; aber anzunehmen, daß jene Wirkung durch ein ewiges, allwissendes und allmächtiges Wesen hervorgebracht werde, läßt die Ursache in demselben Dunkel, und macht sie nur noch unbegreiflicher.

3) Das Zeugniß. Es ist erforderlich, daß das Zeugniß nicht der Vernunft widerspreche. Das Zeugniß, daß die Gottheit die Sinne der Menschen von der Existenz Gottes überzeuge, kann nur dann von uns zugegeben werden, wenn unser Geist es für minder wahrscheinlich hält, daß jene Zeugen getäuscht worden seien, als daß Gott ihnen erschienen wäre. Unsere Vernunft kann niemals das Zeugniß von Menschen zugeben, welche nicht allein erklären, daß sie Augenzeugen von Wundern gewesen wären, sondern auch, daß Gott unvernünftig gewesen; denn er befahl, daß man ihm glauben solle, er setzte die höchsten Belohnungen auf den Glauben, ewige Strafen auf den Unglauben. Wir können nur willkürliche Handlungen befehlen; der Glaube ist kein Willensakt; der Geist verhält sich sogar passiv, oder ist unwillkürlich

dabei thätig; hieraus geht klar hervor, daß wir kein genügendes Zeugniß besitzen, oder vielmehr, daß das Zeugniß ungenügend ist, das Dasein eines Gottes zu beweisen. Es ist vorhin schon gezeigt worden, daß dasselbe nicht durch die Vernunft bewiesen werden kann. Nur Diejenigen also, welche durch die Evidenz der Sinne überzeugt worden sind, können daran glauben. —

Es leuchtet hienach ein, daß der Geist, da wir keine Beweise aus einer der drei Quellen der Ueberzeugung besitzen, an die Existenz eines schaffenden Gottes **nicht glauben** kann. Es leuchtet gleichfalls ein, daß, da der Glaube eine Leidenschaft des Geistes ist, der Unglaube in keiner Weise sündhaft sein kann; und daß nur Diejenigen tadelnswerth sind, welche es verabsäumen, die falsche Vermittelung abzuweisen, durch welche ihr Geist jeden in Frage gestellten Gegenstand ansieht. Jeder nachdenkende Geist muß anerkennen, daß kein Beweis für die Existenz einer Gottheit vorhanden ist.

Gott ist eine Hypothese, und bedarf als eine solche des Beweises; die Beweislast fällt den Deisten zu. Sir Isaak Newton sagt: „Ich stelle keine Hypothesen auf; denn was nicht aus Erscheinungen bewiesen wird, ist Hypothese zu nennen, und Hypothesen, sowohl metaphysische, wie physische, wie auf verborgene Eigenschaften begründete, oder mechanische, finden in der Philosophie keinen Platz.“ Auf alle Beweise von der Existenz eines schaffenden Gottes ist dieser treffliche Grundsatz anzuwenden. Wir sehen eine Menge von Körpern eine Menge von Kräften besitzen; wir kennen nur ihre Wirkungen; wir befinden uns im Zustande der Unwissenheit Betreffs ihres Wesens und ihrer Ursachen. Newton nennt dieselben die Erscheinungen der Dinge; aber der Stolz der Philosophie ist nicht gewillt, seine Unkenntniß ihrer Ursachen einzuräumen. Aus den Erscheinungen, welche die Gegenstände unsrer Sinne sind, suchen wir auf eine Ursache zu schließen, die wir Gott nennen, und statten dieselbe willkürlich mit allen negativen und sich widersprechenden Eigenschaften aus. Auf Grund dieser Hypothese erfinden wir diesen allgemeinen Namen, um unsre Unwissenheit Betreffs der Ursachen und der Wesenheit zu verbergen. Das Wesen, welches Gott heißt, entspricht in keiner Weise den von Newton aufgestellten Bedingungen; es trägt jegliches Kennzeichen eines von Philosophendünkel gewobenen Schleiers, der die Unwissenheit der Philosophen sogar ihnen selbst verhüllen soll. Sie entleihen die Fäden seines Gewebes dem Anthropomorphismus der Menge. Worte sind von Sophisten zu denselben Zwecken gebraucht worden, von den „verborgenen Eigenschaften“

der Peripatetiker an bis zu dem **effluvium** Boyle's und den „**crinities**" oder **nebulae** Herschel's. Gott wird als unendlich, ewig, unbegreiflich dargestellt; er ist unter jedem verneinenden Prädikate enthalten, das die Logik der Unwissenheit zu ersinnen vermochte. Selbst seine Verehrer geben zu, daß es unmöglich sei, sich eine Vorstellung von ihm zu machen: sie rufen mit dem französischen Dichter aus:

„Zu künden, was er ist, muß man er selber sein."

Lord Bacon sagt: „Der Atheismus läßt dem Menschen die Vernunft, die Philosophie, die angeborne Frömmigkeit, die Gesetze, den guten Ruf und Alles, was dazu dienen kann, ihn zur Tugend anzuhalten; allein der Aberglaube vernichtet alles Dieses und schwingt sich zum Tyrannen über den Verstand des Menschen auf; deshalb stört der Atheismus niemals die Lenkung der Staaten, sondern er schärft den Blick des Menschen, da Letzterer Nichts jenseit der Grenzen des jetzigen Lebens sieht." — Bacon's **Moral Essays.**

„Die uranfängliche Theologie des Menschen ließ ihn zuerst die Elemente selbst, materielle und plumpe Gegenstände, fürchten und verehren; darauf zollte er seine Huldigung den die Elemente beherrschenden Agentien, niederen Genien, Heroen oder Menschen, die mit großen Eigenschaften begabt waren. Bei weiterem Nachdenken glaubte er die Dinge zu vereinfachen, indem er die ganze Natur einem einzigen Agens, einem Geiste, einer Weltseele unterwarf, welche jene Natur und ihre Theile in Bewegung setze. Von Ursache zu Ursache hinabsteigend, endeten die Sterblichen damit, Nichts zu sehen; und in dies Dunkel haben sie ihren Gott gestellt; in diesem finstern Abgrunde müht sich ihre unruhige Phantasie rastlos, sich Chimären zu erschaffen, welche sie quälen werden, bis die Erkenntniß der Natur die Schreckbilder verscheuchen wird, welche sie immer so thöricht verehrt haben.

„Wenn wir uns Rechenschaft von unsern Vorstellungen in Betreff der Gottheit ablegen wollen, so werden wir einräumen müssen, daß die Menschen mit dem Worte „Gott" niemals etwas Anderes zu bezeichnen vermochten, als die verborgenste, entfernteste, unbekannteste Ursache der Wirkungen, welche wir wahrnehmen; sie bedienen sich nur dieses Wortes, wenn das Getriebe natürlicher und bekannter Ursachen aufhört, ihnen sichtbar zu sein; sobald sie den Faden der Dinge verlieren, oder sobald ihr Verstand die Kette derselben nicht mehr verfolgen kann, zerhauen sie den Knoten der Schwierigkeit und endigen ihre Untersuchung damit, daß sie Gott die letzte Ursache nennen, d. h. diejenige, welche über allen Ursachen steht, die ihnen bekannt sind. Solcher-

gestalt bezeichnen sie nur mit einem dunklen Namen eine unbekannte Ursache, vor welcher ihre Trägheit oder die Grenze ihres Wissens sie Halt zu machen zwingt. Allemal, wenn man uns sagt, daß Gott der Urheber irgend einer Erscheinung sei, bedeutet Solches nur, daß wir nicht wissen, wie solch eine Erscheinung vermittelst der uns bekannten natürlichen Kräfte oder Ursachen hervorgebracht werden kann. So kommt es, daß die große Mehrzahl der Menschen, deren Loos Unwissenheit ist, der Gottheit nicht blos die ihnen auffallenden ungewöhnlichen Wirkungen, sondern selbst die einfachsten Ereignisse zuschreibt, deren Ursachen Allen, welche Gelegenheit hatten, darüber nachzudenken, sehr leicht erkennbar sind. Mit Einem Worte, der Mensch hat immer die unbekannten Ursachen derjenigen überraschenden Wirkungen verehrt, welche zu entwirren seine Unwissenheit ihn hinderte. Auf den Trümmern der Natur haben die Menschen zuerst den imaginären Koloß der Gottheit errichtet.

„Wenn die Unkenntniß der Natur die Götter gebar, so ist die Kenntniß der Natur geeignet, sie zu vernichten. In dem Maße, in welchem der Mensch sich Belehrung verschafft, wachsen seine Kräfte und die Hilfsquellen seines Geistes mit seiner Erleuchtung; die Wissenschaften, die beschirmenden Künste, die Industrie leihen ihm Beistand; die Erfahrung flößt ihm Vertrauen ein oder verschafft ihm die Mittel, den Wirkungen vieler Ursachen zu widerstehen, die ihn zu beunruhigen aufhören, sobald er sie kennen gelernt hat. Mit Einem Worte, seine Angst verschwindet in demselben Maße, in welchem sein Geist erleuchtet wird. Ein wohlunterrichteter Mensch hört auf, abergläubisch zu sein.

„Nur auf Treu' und Glauben verehren ganze Völker den Gott ihrer Väter und ihrer Priester; Autorität, Vertrauen, Unterwürfigkeit und Gewohnheit ersetzen ihnen die Stelle der Ueberzeugung und der Beweise; sie strecken sich in den Staub und beten, weil ihre Väter sie Solches gelehrt haben; aber weshalb beugten diese ihre Knie? Weil in entlegenen Zeiten ihre Gesetzgeber und Führer es ihnen zur Pflicht gemacht. „Bete an", sprachen sie, „und glaube an Götter, die du nicht begreifen kannst, verlaß dich auf unsere tiefe Weisheit, wir wissen mehr, als du, von der Gottheit." — „Aber weshalb soll ich mich auf euch verlassen?" — „Weil es Gottes Wille ist, weil er dich strafen wird, wenn du dich widersetzest." — „Aber ist es nicht eben dieser Gott, der in Frage steht?" Die Menschen haben sich jedoch immer mit diesem circulus vitiosus begnügt; die Trägheit ihres Geistes ließ es ihnen als das Kürzere erscheinen, sich auf das Urtheil Anderer zu verlassen. Alle

religiösen Begriffe sind einzig auf Autorität begründet; alle Religionen der Welt verbieten die Prüfung und wollen kein Verstandesraisonnement gestatten; es ist die Autorität, welche verlangt, daß man an Gott glaube; dieser Gott selbst ist lediglich auf die Autorität einiger Menschen begründet, welche behaupten, daß sie ihn kennen und von ihm gesandt seien, ihn der Erde zu verkünden. Ein von Menschen erschaffener Gott bedarf unzweifelhaft der Menschen, um sich den Menschen bekannt zu machen.

„Wäre also nur den Priestern, den Inspirirten, den Metaphysikern die Ueberzeugung von dem Dasein eines Gottes vorbehalten, von welcher man doch behauptet, daß sie dem ganzen Menschengeschlechte so nothwendig sei? Aber finden wir eine Uebereinstimmung der theologischen Ansichten unter den verschiedenen Inspirirten oder Denkern rings auf der Erde? Sind auch nur Diejenigen, welche vorgeben, denselben Gott zu bekennen, sich über ihn einig? Begnügen sie sich mit den Beweisen seiner Existenz, welche von ihren Kollegen vorgebracht werden? Unterschreiben sie einstimmig die Vorstellungen, welche sie in Betreff seines Wesens, seines Verfahrens und der Auslegung seiner angeblichen Orakel vorbringen? Giebt es ein Land auf Erden, wo die Kenntniß von Gott zu wahrhafter Vollkommenheit gediehen wäre? Hat sie irgendwo jene Haltbarkeit und gleichmäßige Uebereinstimmung erreicht, welche wir das menschliche Wissen, die geringfügigsten Künste, die verachtetsten Gewerke annehmen sehn? Die Worte „Geist", „Immaterialität", „Schöpfung", „Prädestination", „Gnade", — diese Menge subtiler Unterscheidungen, an welchen die Theologie in einigen Ländern immer so reich ist, diese scharfsinnigen Erfindungen, welche die im Lauf der Jahrhunderte sich folgenden Denker ersannen, haben leider die Sache nur verwirrt, und niemals bis auf den heutigen Tag hat die den Menschen allernöthigste Wissenschaft die mindeste Dauer und Festigkeit gewinnen können. Seit Jahrtausenden haben diese müßigen Träumer beständig einander abgelöst in dem Geschäfte, über die Gottheit nachzusinnen, Gottes verborgene Wege zu errathen, Hypothesen zur Lösung dieses wichtigen Räthsels zu erfinden. Ihr geringer Erfolg hat die theologische Eitelkeit nicht entmuthigt; man hat immer von Gott geredet; man hat einander die Kehlen um seinetwillen abgeschnitten, und dies erhabene Wesen bleibt immer noch das unbekannteste und bestrittenste der Welt.

„Die Menschen würden sehr glücklich gewesen sein, wenn sie, sich auf die sie interessirenden sichtbaren Gegenstände beschränkend, die Hälfte der Anstrengungen, die sie ihren Untersuchungen über die Gottheit gewidmet haben, dazu verwandt hätten, ihre wirklichen Wissenschaften, ihre

Gesetze, ihre Moral und ihre Erziehung zu vervollkommnen. Sie würden noch weiser und glücklicher gewesen sein, hätten sie sich entschließen können, ihre müßigen Führer unter einander streiten und die hirnverrückenden Tiefen ergründen zu lassen, ohne sich um ihren wahnwitzigen Hader zu kümmern. Aber es ist ein Hauptzug der Unwissenheit, Dem, was sie nicht begreift, Wichtigkeit beizumessen. Die menschliche Eitelkeit bewirkt, daß der Geist den Schwierigkeiten Trotz bietet. Jemehr ein Gegenstand sich unsern Augen entzieht, desto mehr strengen wir uns an, ihn zu erfassen, weil er alsdann unsern Stolz kitzelt, unsre Neugierde reizt, uns interessant erscheint. Indem er für seinen Gott kämpft, kämpft jeder in der That nur für die Interessen seiner eigenen Eitelkeit, welche von allen durch die schlechte Organisation der Gesellschaft erzeugten Leidenschaften sich am schnellsten beunruhigt und am leichtesten große Thorheiten gebiert.

„Wenn wir, für einen Augenblick die trüben Vorstellungen außer Acht lassend, welche die Theologie uns von einem launenhaften Gotte giebt, dessen parteiische und despotische Beschlüsse das Schicksal der Menschen bestimmen, unsern Blick nur auf die angebliche Güte richten, die alle Menschen, selbst während sie vor ihm zittern, diesem Gotte zuschreiben; wenn wir annehmen, daß er, wie man behauptet, nur die Absicht gehabt habe, für seinen Ruhm zu wirken, die Verehrung verständiger Wesen zu fordern, in seinen Werken nur die Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu erstreben: — wie will man dann seine Absichten und Anordnungen mit der wahrhaft unüberwindlichen Unwissenheit in Einklang bringen, in welcher dieser ruhmvolle und große Gott die Mehrzahl der Menschen in Betreff seiner läßt? Wenn Gott will, daß man ihn kenne, liebe und ihm danke, warum zeigt er sich dann nicht unter günstiger Gestalt all' jenen verständigen Wesen, von welchen er geliebt und verehrt sein will? Warum offenbart er sich nicht der ganzen Erde in einer unzweideutigen Art, die uns weit eher zu überzeugen vermöchte, als jene besonderen Offenbarungen, welche die Gottheit einer häßlichen Parteilichkeit für einige ihrer Geschöpfe anzuklagen scheinen? Ständen dem Allmächtigen denn keine überzeugenderen Mittel zu Gebote, sich den Menschen zu enthüllen, als jene lächerlichen Metamorphosen, jene angeblichen Fleischwerdungen, welche uns von Schriftstellern bezeugt werden, die in ihrer Erzählung derselben so wenig mit einander übereinstimmen? Könnte der Beherrscher der Geister, statt so vieler Wunder, die erfunden sind, um die göttliche Sendung so vieler Gesetzgeber zu beweisen, welche von den verschiedenen Völkern der Welt verehrt werden, nicht sofort den menschlichen Geist von

den Dingen überzeugen, die er ihnen bekannt machen wollte? Wäre es nicht, statt eine Sonne am Himmelsgewölbe aufzuhängen, statt die Sterne und Sternbilder, welche den Raum erfüllen, ordnungslos zu verstreuen, den Absichten eines Gottes, der eifersüchtig auf seinen Ruhm war und es so gut mit den Menschen meinte, entsprechender gewesen, auf eine nicht anzufechtende Art seinen Namen, seine Eigenschaften und seinen unwandelbaren Willen in unauslöschlichen und gleicherweise für alle Erdbewohner lesbaren Zügen hinzuschreiben? Niemand hätte dann die Existenz Gottes, seinen offenbaren Willen, seine deutlichen Absichten bezweifeln können. Unter den Augen dieses schrecklichen Gottes hätte Niemand die Kühnheit gehabt, seine Befehle zu verletzen; kein Sterblicher hätte gewagt, den Zorn desselben auf sich herabzuziehen; kein Mensch endlich hätte die Stirn gehabt, in seinem Namen zu betrügen, oder seine Gebote der eignen Laune gemäß auszulegen.

„In der That, selbst wenn man die Existenz des theologischen Gottes und die Wirklichkeit der so widerstreitenden Attribute einräumte, die man ihm zuertheilt, könnte man Nichts daraus folgern, um das Verfahren oder die Verehrungsweisen zu rechtfertigen, welche man ihm gegenüber vorschreibt. Die Theologie ist in Wahrheit das Faß der Danaiden. Mittelst widersprechender Eigenschaften und kecker Behauptungen hat sie, so zu sagen, ihren Gott dermaßen geknebelt und gebunden, daß sie ihn in die Unmöglichkeit versetzt hat, zu handeln. Ist er grenzenlos gut, welchen Grund hätten wir dann, ihn zu fürchten? Ist er grenzenlos weise, weshalb sollten wir uns dann über unser Geschick beunruhigen? Weiß er Alles, wozu ihn dann von unsern Bedürfnissen unterrichten, ihn mit unsern Gebeten belästigen? Ist er allgegenwärtig, wozu ihm Tempel errichten? Ist er der Herr aller Dinge, wozu ihm Opfer und Gaben darbringen? Ist er gerecht, wie kann man dann glauben, daß er Geschöpfe bestrafen werde, die er voll Schwächen erschuf? Wirket die Gnade Alles in ihnen, welchen Grund hätte er dann, sie zu belohnen? Ist er allmächtig, wie können wir ihn beleidigen, wie uns ihm widersetzen? Ist er vernünftig, wie könnte er Blinden zürnen, denen er die Freiheit ließ, zu irren? Ist er unwandelbar, mit welchem Rechte maßen wir uns an, ihn zur Abänderung seiner Beschlüsse zu bestimmen? Ist er unbegreiflich, weshalb beschäftigen wir uns mit ihm? *Hat er gesprochen, weshalb ist das Weltall nicht überzeugt?* Ist die Kenntniß von einem Gotte die nothwendigste, warum ist sie nicht die augenscheinlichste und klarste?" — Système de la Nature, London 1781.

Der aufgeklärte und edle Plinius bekennt sich in folgenden Worten offen zum Atheismus: „Aus diesem Grunde halte ich dafür, daß es menschliche Schwäche ist, nach dem Bilde und der Gestalt Gottes zu fragen. Wer und wo immer Gott sein möge (wenn überhaupt ein solcher existirt), er ist ganz Sinn, ganz Gesicht, ganz Gehör, ganz Leben, ganz Seele, ganz sein selbst.... Es ist aber ein hauptsächlicher Trost der unvollkommenen Menschennatur, daß nicht einmal Gott Alles zu thun vermag. Denn er kann sich weder, wenn er es auch wollte, den Tod zuertheilen, welchen er dem Menschen als die beste Gabe bei so vielen Leiden des Lebens verlieh; noch kann er den Sterblichen die Ewigkeit schenken, oder Verstorbene wieder ins Leben rufen; noch kann er bewirken, daß, wer lebte, nicht gelebt, wer Ehren trug, dieselben nicht getragen hat; er hat keine Macht über das Vergangene, außer der Macht des Vergessens, und (um auch ein scherzhaftes Argument in diese Reihe von Beispielen zu mischen) er kann nicht verhindern, daß zweimal zehn zwanzig macht, und vielerlei ähnliche Dinge. Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß die Naturkraft auch Dasjenige ist, was wir Gott nennen." — Plinius' Naturgeschichte, im Kapitel über Gott.

Der konsequente Newtonianer ist nothwendigerweise ein Atheist. Vergl. Sir William Drummond's Academical Questions, cap. III. — Sir William scheint den Atheismus, zu welchem das Gravitationssystem führt, als einen hinlänglichen Beweis für die Irrthümlichkeit desselben zu betrachten; aber sicherlich entspricht es mehr der philosophischen Ehrlichkeit, einer Folgerung aus Thatsachen beizupflichten, als einer unerweislichen Hypothese, obschon erstere den hartnäckigen Vorurtheilen des Pöbels widerstreiten mag. Hätte dieser Schriftsteller, anstatt wider die Strafbarkeit und Unsinnigkeit des Atheismus zu perorіren, die Irrthümlichkeit desselben nachgewiesen, so würde sein Verfahren besser zu der Bescheidenheit des Skeptikers und der Toleranz des Philosophen gestimmt haben.

„Denn alle Dinge sind durch die Macht Gottes erschaffen, und zwar weil die Macht der Natur keine andere als die Macht Gottes ist; in so weit aber vermögen wir die Macht Gottes nicht zu begreifen, als die natürlichen Ursachen uns unbekannt sind, und deshalb sprechen wir thörichterweise von der Macht Gottes, so oft wir die natürliche Ursache irgend einer Sache, d. h. eben die Macht Gottes, nicht kennen." — Spinoza, Theologisch-politischer Traktat, Kap. I, S. 14.

VII. S. 65.

## Erscheine, Ahasver!

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
Und rasten wollt' vor Ahasveros' Thür,
Ach, da versagt' ihm Ahasver die Rast
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür,
Und Jesus schwankt' und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt'. Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt!"

Ein schwarzer, höllentflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte; nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schlendert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha,
Noch sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die", mit stierem,
Vorgequollnem Auge rast's der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber — ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die",
Brüllt Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich Verworfner,
Ich kann nicht sterben! Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.

„Jerusalem sank. Ich knirschte dem Säugling,
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;

Doch, ach! doch, ach! der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und ich starb nicht.

„Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer,
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin
Doch, sie fiel und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir;
Ich aber blieb und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Aetna's grausen Schlund
Und wüthete hinab in seinen Schlund:
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. Ha! zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch' und lebte noch!

„Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In den brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein,
Und verzehrte mich nicht.

„Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht,
Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbesiegten Deutschen:
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwungnes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt.
Vergebens stampfte mich der Elephant;

Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangre Mine,
Schleuderte mich hoch in die Luft,
Betäubt stürzt' ich herab und fand mich geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.

„An mir sprang der Stahlkolben des Riesen.
Des Henkers Faust lahmte an mir;
Des Tigers Zahn stumpfte an mir;
Kein hungriger Löwe zerriß mich im Cirkus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm;
Doch die Schlange stach, und mordete nicht!
Mich quälte der Drach', und mordete nicht!

„Da sprach ich Hohn dem Tyrannen,
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Muley Ismael: Du bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen und würgten mich nicht.

„Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühn!
Den Staubleib tragen! mit seiner Todtenfarbe
Und seinem Siechthum! seinem Gräbergeruch!
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht?
Ha, so laß es niederdonnern auf mich!
Mich wälz' ein Wettersturm

Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße
Ausgestreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und sterbe!" —

(So weit theilt Shelley das bekannte Gedicht Schubart's „Der ewige Jude" in einer englischen Prosaübersetzung mit, die er, beschmutzt und zerrissen, einige Jahre zuvor in Lincoln's Inn Fields gefunden hatte, ohne den Titel des Werkes und den Namen des Verfassers ermitteln zu können. — Anm. des Uebersetzers.)

---

## VII. S. 67.

Ich werd' erzeugen einen Sohn; der soll
Die Sünden tragen dieser ganzen Welt.

Als Kindern giebt man uns ein Buch in die Hände, das die Bibel heißt und dessen Inhalt in Kürze folgender ist: — In sechs Tagen erschuf Gott die Erde, und pflanzte daselbst einen köstlichen Garten, in welchen er das erste Menschenpaar setzte. In der Mitte des Gartens pflanzte er einen Baum, dessen Frucht zu berühren ihnen verboten war, obschon sie dieselbe erreichen konnten. Der Teufel, in Gestalt einer Schlange, beredete sie, von dieser Frucht zu essen; dafür verdammte Gott sowohl diese Menschen, wie ihre noch ungeborene Nachkommenschaft, seiner Gerechtigkeit durch ihr ewiges Elend Genüge zu thun. Viertausend Jahre nach diesen Ereignissen (während welcher Zeit das Menschengeschlecht unerlöst ins Verderben hinabgesunken war) schwängerte Gott die Verlobte eines Zimmermanns in Judäa (deren Jungfräulichkeit nichtsdestoweniger unverletzt blieb), und zeugte einen Sohn, dessen Name Jesus Christus war, und der gekreuzigt wurde und starb, damit keine Menschen mehr dem Höllenfeuer überantwortet würden, indem er die Last der Ungehaltenheit seines Vaters als Stellvertreter auf sich nahm. Das Buch besagt ferner, daß die Seele eines Jeden, der nicht an dies Opfer glaubt, in ewigem Feuer brennen werde.

Während vieler Jahrhunderte des Elends und der Finsterniß fand diese Geschichte unbedingten Glauben; allein endlich standen Männer auf, welche argwöhnten, daß sie Fabel und Betrug sei, und daß Jesus Christus, weit entfernt, ein Gott zu sein, nur ein Mensch, gleich ihnen selbst, gewesen. Aber eine zahlreiche Menschenklasse, welche enormen

Gewinnst aus jener Meinung, in der Gestalt eines bei dem Volk herrschenden Glaubens, zog und immer noch zieht, sagte der Menge, wenn sie nicht an die Bibel glaube, werde sie ewiglich verdammt werden, und verbrannte, verhaftete und vergiftete alle vorurtheilsfreien und vereinzelten Forscher, welche gelegentlich aufstanden. Sie unterdrückt dieselben noch immer, soweit das Volk, welches jetzt aufgeklärter geworden ist, Solches gestatten will.

Der Glaube an Alles, was die Bibel enthält, wird Christenthum genannt. Ein römischer Statthalter von Judäa kreuzigte, auf das Ansuchen eines von Priestern geleiteten Pöbels, vor achtzehnhundert Jahren einen Mann, Namens Jesus. Derselbe war ein Mensch von reinem Lebenswandel, welcher seine Landsleute von der Tyrannei ihres rohen und entwürdigenden Aberglaubens zu befreien wünschte. Das gewöhnliche Loos Aller, welche der Menschheit Gutes thun wollen, erwartete ihn. Der Janhagel, aufgehetzt von den Priestern, verlangte seinen Tod, obwohl sein eigentlicher Richter offen bekannte, daß er keine Schuld an ihm fände. Jesus wurde zu Ehren des Gottes geopfert, mit welchem man ihn später in Eins zusammenschmolz. Es ist deshalb von Wichtigkeit, zwischen dem vorgeblichen Charakter dieses Wesens als Sohn Gottes und Heiland der Welt und seinem wirklichen Charakter als Mensch zu unterscheiden, der für einen vergeblichen Versuch, die Welt zu reformiren, jener übermüthigen Tyrannei, welche seitdem die Erde so lange in seinem Namen verheert hat, mit dem Preis seines Lebens büßen mußte. Während der Eine ein heuchlerischer Dämon ist, der sich als den Gott des mitleidigen Erbarmens und des Friedens ankündigt, indeß er seine blutgeröthete Hand mit dem Schwerte der Zwietracht ausstreckt, um die Erde zu verwüsten, welchen Verwüstungsplan er eingestandenermaßen von Ewigkeit her ersonnen hat, steht der Andre in der vordersten Reihe jener wahren Helden, die in dem glorreichen Märtyrerthume der Freiheit gestorben sind, und um der leidenden Menschheit willen der Folter, der Verachtung und Armuth getrotzt haben.*)

Die stets zu Extremen geneigte Menge beredete man, die Kreuzigung Jesu als ein übernatürliches Ereigniß zu betrachten. An Zeugnissen über Wunder, die in unaufgeklärten Zeiten so häufig sind, fehlte es nicht, um zu beweisen, daß er etwas Göttliches sei. Dieser Glaube,

---

*) Seitdem ich die obige Anmerkung schrieb, sind mir Gründe aufgestoßen, die mich argwöhnen lassen, daß Jesus ein ehrgeiziger Mensch war, der nach dem Throne von Judäa trachtete. Shelley.

welcher durch den Lauf der Jahrhunderte sich fortpflanzte, begegnete den Träumereien Plato's und den Spekulationen des Aristoteles, und gewann Kraft und Verbreitung, bis die Göttlichkeit Jesu ein Dogma ward, das zu leugnen Tod, das zu bezweifeln Schmach und Schande brachte.

Das Christenthum ist jetzt die herrschende Religion. Wer dasselbe anzufechten versucht, muß es sich gefallen lassen, daß die öffentliche Meinung Mörder und Verräther ihm vorzieht; obschon, wenn sein Genie seinem Muthe gleicht und ein besonderes Zusammentreffen der Verhältnisse ihm zu Statten kommt, künftige Zeiten ihn zu einer Gottheit erheben und Andre in seinem Namen verfolgen dürften, wie er verfolgt ward im Namen seiner Vorgänger in der Anbetung der Welt.

Dieselben Mittel, welche jeden anderen volksthümlichen Glauben gestützt haben, haben das Christenthum gestützt. Krieg, Einkerkerung, Meuchelmord und Lüge; Thaten beispielloser und unvergleichlicher Roheit haben es zu Dem gemacht, was es ist. Das Blut, welches die Bekenner des Gottes der Barmherzigkeit und des Friedens seit der Einführung seiner Religion vergossen haben, würde wahrscheinlich genügen, um die Anhänger aller anderen Sekten, die jetzt auf der Erdkugel wohnen, zu ersäufen. Wir überkommen von unsern Vorfahren einen also gepflegten und gestützten Glauben; wir streiten, verfolgen und hassen, um ihn aufrecht zu erhalten. Selbst unter einer Regierung, die, während sie das Recht des Denkens und der Rede gröblich verletzt, damit prahlt, daß sie volle Preßfreiheit gestatte, wird ein Mensch an den Pranger gestellt und eingekerkert, weil er ein Deist ist, und Niemand erhebt seine Stimme in dem edlen Zorne beschimpfter Menschlichkeit. Aber hierin liegt immer ein Beweis, daß die Falschheit einer Lehre von Denen empfunden wird, welche Zwang, nicht Vernunftgründe gebrauchen, um ihr Eingang zu verschaffen; und ein leidenschaftsloser Beobachter würde sich stärker zu Gunsten eines Menschen interessirt fühlen, der, sich auf die Wahrheit seiner Ansichten verlassend, einfach seine Gründe für dieselben anführte, als zu Gunsten seines Gegners, der, frech seine Ungeneigtheit oder Unfähigkeit, sie durch Gründe zu widerlegen, bekennend, die Kraft ihres Verkünders durch jegliche Folter und Einkerkerung, die er über ihn verhängen könnte, zu lähmen und seinen Geist zu brechen suchte.

Analogie scheint die Meinung zu unterstützen, daß das Christenthum, da es gleich andern Religionssystemen entstanden ist und sich ausgebreitet hat, auch gleich diesen in Verfall gerathen und untergehen werde; daß, da Gewalt, Finsterniß und Betrug, nicht Vernunftgründe

und Ueberzeugung, ihm Eingang bei dem Menschengeschlechte verschafft haben, es veralten werde, wenn die Begeisterung geschwunden ist und die Zeit, diese untrügliche Widerlegerin irriger Ansichten, seine vorgeblichen Beweisstücke in das Dunkel des Alterthums gehüllt hat; daß nur Milton's Gedicht der Erinnerung an seine Absurditäten Dauer verleihen, und daß man über „Gnade", „Glauben", „Erlösung" und „Erbsünde" ebenso herzlich lachen werde, wie man jetzt über die Metamorphosen Jupiter's, die Wunder der römischen Heiligen, die Wirksamkeit der Zauberei und das Erscheinen abgeschiedener Geister lacht.

Hätte die christliche Religion mittelst der bloßen Macht von Vernunftgründen und Ueberzeugung begonnen und fortbestanden, so würde die eben erwähnte Analogie unzulässig sein. Wir würden nimmer Betrachtungen über das künftige Veralten eines Religionssystems anstellen, das völlig mit der Natur und Vernunft in Einklang wäre; dasselbe würde so lange dauern wie diese; es würde eine so unbestreitbare Wahrheit wie das Licht der Sonne, die Sündhaftigkeit eines Mordes und andere Thatsachen sein, deren Gewißheit, auf unserer Organisation und relativen Verhältnissen beruhend, so lange als ausgemacht gelten wird, als der Mensch Mensch ist. Es ist eine unumstößliche Thatsache, deren Berücksichtigung den voreiligen Schlüssen der Gläubigkeit Einhalt thun oder ihren Eifer, sie aufrecht zu halten, abkühlen müßte, daß, wenn die Juden nicht ein fanatischer Menschenschlag gewesen wären, oder wenn nur der Richterspruch des Pontius Pilatus seiner aufrichtigen Ueberzeugung entsprochen hätte, die christliche Religion niemals hätte die herrschende werden, ja nicht einmal existiren können — an einem so schwachen Faden hängt die gehätscheltste Meinung eines Sechstels der Menschheit! Wann wird die große Menge Demuth lernen? Wann wird der Stolz der Unwissenheit darüber erröthen, daß er geglaubt hat, bevor er begreifen konnte?

Entweder, die christliche Religion ist wahr, oder sie ist falsch; ist sie wahr, so kommt sie von Gott, und ihre Authenticität läßt weiter keinen Zweifel und keine Anfechtung zu, als ihr allmächtiger Urheber zu gestatten Willens ist. Entweder die Macht oder die Güte Gottes wird in Frage gestellt, wenn er diejenigen Lehren, welche am wesentlichsten für die Wohlfahrt des Menschen sind, in Anfechtung und Zweifel läßt; — gerade die einzigen, welche seit ihrer Verkündung der Gegenstand unablässigen Zwistes, die Ursache unversöhnlichen Hasses gewesen sind. *Warum ist das Weltall nicht überzeugt, wenn Gott gesprochen hat?*

Eine Stelle in den christlichen Urkunden besagt: „Diejenigen, welche Gott nicht gehorchen, und der Botschaft seines Sohnes nicht glauben, sollen mit ewiger Verdammniß bestraft werden." Dies ist das Grundprinzip, auf welchem alle Religionen beruhen; sie nehmen alle an, daß es in unserer Macht stehe, zu glauben oder nicht zu glauben; während doch der Geist nur glauben kann, was er für wahr hält. Ein menschliches Wesen kann doch nur für solche Handlungen verantwortlich sein, auf welche sein Wille einen Einfluß übt. Der Glaube aber ist völlig verschieden von der Willenskraft und steht mit ihr in keinerlei Verbindung; er ist das Gefühl der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Vorstellungen, aus welchen eine Lehre besteht. Der Glaube ist eine Leidenschaft oder eine unwillkürliche Geistesthätigkeit, und, wie bei anderen Leidenschaften, steht seine Stärke genau im Verhältnisse zu dem Grade der Erregung. Verdienst oder Schuld ist undenkbar ohne Willensthätigkeit. Aber die christliche Religion schreibt den höchsten Grad von Verdienst und Schuld Demjenigen zu, was weder die eine noch die andere Benennung verdient, und in durchaus keinem Zusammenhang mit der eigenthümlichen Geisteskraft steht, ohne deren Vorhandensein sie nicht denkbar sind.

Es war die Absicht des Christenthums, die Welt zu reformiren; hätte ein allweiser Gott dasselbe ersonnen, so ist Nichts unwahrscheinlicher, als daß seine Absicht vereitelt worden wäre; die Allwissenheit hätte unfehlbar die Nutzlosigkeit eines Systems vorausgesehen, das, wie die Erfahrung lehrt, bis auf den heutigen Tag völlig erfolglos gewesen ist.

Das Christenthum lehrt die Nothwendigkeit, die Gottheit anzuflehen. Man kann das Gebet unter zwei Gesichtspunkten betrachten: als eine Bemühung, die Absichten Gottes zu ändern, oder als ein formelles Zeugniß unsres Gehorsams. Der erste Fall aber setzt voraus, daß die Launen einer beschränkten Einsicht gelegentlich den Schöpfer der Welt belehren könnten, wie er das All zu lenken habe; und der letzte Fall erfordert einen gewissen Grad knechtischer Gesinnung, analog der Loyalität, welche irdische Tyrannen verlangen. Gehorsam ist in der That nur der jämmerliche und feige Egoismus Desjenigen, welcher glaubt, er könne etwas besser machen, als die Vernunft.

Das Christenthum beruht, wie alle andern Religionen, auf Wundern, Weissagungen und Märtyrerthum. Es hat niemals eine Religion gegeben, die nicht ihre Propheten, ihre beglaubigten Wunder, und vor Allem zahlreiche ergebene Jünger besessen hätte, welche ge-

duldig die schrecklichsten Martern ertrugen, um ihre Wahrhaftigkeit zu beweisen. Man sollte meinen, daß in keinem Falle ein kritischer Geist die Echtheit eines Wunders bestätigen könnte. Ein Wunder ist eine Verletzung des Naturgesetzes durch eine übernatürliche Ursache, durch eine Ursache, welche außerhalb jenes ewigen Kreises wirkt, der alle Dinge umschließt. Gott bricht das Gesetz der Natur, um das Menschengeschlecht von der Wahrheit jener Offenbarungslehre zu überzeugen, welche, trotz seiner Vorsichtsmaßregeln, seit ihrer Einführung der Gegenstand unaufhörlicher Glaubensspaltung und Zwistigkeit gewesen ist.

Wunder kommen auf folgende Frage hinaus*): — Ist es wahrscheinlicher, daß die bisher so unwandelbar harmonischen Naturgesetze verletzt worden sind, oder daß ein Mensch eine Lüge gesagt hat? Ist es wahrscheinlicher, daß wir die natürliche Ursache eines Ereignisses nicht kennen, oder daß wir die übernatürliche kennen? Ist es eher anzunehmen, daß in alten Zeiten, wo die Kräfte der Natur minder bekannt waren als jetzt, eine gewisse Menschenklasse selbst getäuscht wurde oder einen verborgenen Grund hatte, Andere zu täuschen, oder daß Gott einen Sohn zeugte, der in seinem Sittengesetz, das Verdienst nach dem Glauben abmessend, sich der Kräfte des menschlichen Geistes — Dessen, was willkürlich und Dessen, was unwillkürlich ist — völlig unkundig erwies?

Wir haben viele Beispiele davon, daß Menschen gelogen haben, — keines aber von einer Ueberschreitung der Naturgesetze, jener Gesetze, von deren Herrschaft wir allein einige Kenntniß oder Erfahrung besitzen. Die Geschichte aller Völker liefert zahllose Beispiele von Menschen, welche Andere aus Eitelkeit oder aus Eigennutz täuschten, oder durch die Beschränktheit ihrer Ansichten und ihre Unkenntniß der natürlichen Ursachen selber getäuscht wurden; aber wo ist der beglaubigte Fall, daß Gott auf Erden erschienen wäre, um seine eigenen Schöpfungen Lügen zu strafen? Das Erscheinen eines Geistes würde etwas wirklich Wunderbares sein; aber die Versicherung eines Kindes, es habe einen solchen über den Kirchhof schreiten sehen, wird allgemein als minder wunderbar betrachtet.

Doch selbst angenommen, ein Mensch erweckte einen Leichnam vor unsern Augen ins Leben, und gründete hierauf seinen Anspruch, als der Sohn Gottes angesehen zu werden, so ist zu erwidern: — die Humanitäts-Gesellschaft ruft Ertrunkene ins Leben zurück, und weil sie aus

*) Siehe Hume's Essays, Bd. II, S. 121.

dem von ihr angewandten Verfahren kein Hehl macht, werden ihre Mitglieder nicht fälschlich für Gottes Söhne gehalten. Alles, was wir aus unsrer Unkenntniß der Ursache eines Ereignisses zu schließen berechtigt sind, ist die Thatsache, daß wir dieselbe nicht kennen; hätten die Mexikaner diesen einfachen Grundsatz befolgt, als sie die Kanonen der Spanier hörten, so würden sie Letztere nicht für Götter gehalten haben; die Experimente der modernen Chemie hätten die weisesten Philosophen des alten Griechenland und Rom nicht auf natürliche Grundlagen zurückzuführen vermocht. Ein Schriftsteller von sehr gesundem Menschenverstande hat die Bemerkung gemacht, daß „ein Wunder kein Wunder aus zweiter Hand ist"; er hätte hinzufügen können, daß ein Wunder in keinem Falle ein Wunder ist; denn so lange uns nicht alle natürlichen Ursachen bekannt sind, haben wir keinen vernünftigen Grund, andere Ursachen anzunehmen.

Es erübrigt, einen andern Beweis des Christenthums zu betrachten, — die Weissagung. Vor dem Eintreten eines gewissen Ereignisses ist ein Buch geschrieben worden, in welchem dies Ereigniß vorhergesagt wird; wie konnte der Prophet es ohne Inspiration vorherwissen? wie konnte er außer durch Gott inspirirt sein? Der größte Nachdruck wird auf die Prophezeiungen Mosis und Hosea's über die Zerstreuung der Juden und auf die Weissagung des Jesaias von der Ankunft des Messias gelegt. Die Prophezeiung Mosis ist ein Konglomerat von allem erdenklichen Fluch und Segen, und es ist so wenig wunderbar, daß die eine Weissagung der Zerstreuung in Erfüllung gegangen ist, daß es weit erstaunlicher gewesen wäre, wenn von ihnen allen keine sich bewahrheitet hätte. Im fünften Buch Mosis, Kap. 28, V. 64, wo Moses deutlich die Zerstreuung der Juden vorhersagt, bemerkt er, daß sie in derselben Göttern von Holz und Stein dienen würden: „Denn der Herr wird dich zerstreuen unter alle Völker, von einem Ende der Welt bis ans andere; und wirst daselbst andern Göttern dienen, die du nicht kennest, noch deine Väter, Holz und Steinen." Nun halten aber die Juden bis auf den heutigen Tag mit bemerkenswerther Zähigkeit fest an ihrer Religion. Moses sagt ferner, sie würden aus Ungehorsam gegen sein Ritual einer Reihe von Flüchen unterworfen sein: „Wenn du aber nicht gehorchen wirst der Stimme des Herrn, deines Gottes, daß du haltest und thust alle seine Gebote und Rechte, die ich dir heute gebiete, so werden alle diese Flüche über dich kommen und dich treffen." Ist dies der wahre Grund? Das dritte, vierte und fünfte Kapitel Hosea's sind ein Stück schlüpfriger Beichte.

Das unanständige Bild kann in hunderterlei Bedeutung auf hunderterlei Dinge angewandt werden. Das dreiundfünfzigste Kapitel des Jesaias ist deutlicher, übertrifft aber dennoch an Klarheit nicht die delphischen Orakel. Der historische Beweis, daß Moses, Jesaias und Hosea ihre Schriften zu der Zeit verfaßt haben, zu welcher sie dieselben verfaßt haben sollen, ist weit davon entfernt, klar und erschöpfend zu sein.

Aber die Weissagung erfordert den Beweis ihrer Qualität als Wunder; wir haben kein Recht, anzunehmen, daß ein Mensch künftige Ereignisse im Voraus von Gott erfahren habe, solange nicht erwiesen ist, daß er sie weder durch seine eigenen Bemühungen wissen konnte, noch daß die Schriften, welche die Voraussagung enthalten, möglicherweise nach dem angeblich vorausgesagten Ereignisse verfaßt sein könnten. Es ist wahrscheinlicher, daß Schriften, welche eine göttliche Eingebung prätendiren, nach der Erfüllung ihrer angeblichen Voraussagung verfaßt worden sind, als daß sie wirklich auf göttlicher Eingebung beruhen sollten, wenn wir bedenken, daß die letztere Annahme Gott gleichzeitig als den Schöpfer des menschlichen Geistes und als unkundig seiner vornehmsten Kräfte hinstellt, besonders da wir zahlreiche Beispiele falscher Religionen und fälschlich geschmiedeter Weissagungen längst geschehener Dinge haben, während uns kein beglaubigter Fall vorliegt, daß Gott mittelbar oder unmittelbar mit Menschen gesprochen habe. Es ist auch möglich, daß die Schilderung eines Ereignisses seinem Eintritt vorhergegangen sein könne; dies ist aber durchaus kein vollgültiger Beweis göttlicher Offenbarung, da viele Menschen, welche nicht den Charakter eines Propheten für sich in Anspruch nahmen, nichtsdestoweniger in diesem Sinne geweissagt haben.

Lord Chesterfield wurde noch niemals für einen Propheten gehalten, nicht einmal von einem Bischof, und doch machte er folgende merkwürdige Prophezeiung: „Die despotische Regierung Frankreichs ist auf die höchste Spitze getrieben; eine Revolution naht schnell heran; ich bin überzeugt, daß diese Revolution eine radikale und blutige sein wird.“ Solches schrieb der Prophet in seinen Briefen lange vor der Erfüllung dieser wunderbaren Weissagung. Sind nun diese Ereignisse eingetreten, oder nicht? Wenn sie eingetreten sind, wie konnte der Graf sie ohne göttliche Eingebung vorherwissen? Geben wir die Wahrheit der christlichen Religion auf solches Zeugniß wie dieses zu, so müssen wir kraft desselben Beweises zugeben, daß Gott die höchsten Belohnungen für den Glauben und die ewigen Qualen des nie sterbenden Wurmes für den Unglauben ausgesetzt hat, welche doch beide als unwillkürlich erwiesen wurden.

Der letzte Beweis der christlichen Religion beruht auf dem Einflusse des heiligen Geistes. Die Theologen zerlegen den Einfluß des heiligen Geistes in die gewöhnliche und in die außergewöhnliche Art seines Wirkens. Man nimmt an, daß letztere diejenige sei, welche die Propheten und Apostel inspirirt habe; und erstere die Gnade Gottes, welche die Wahrheit seiner Offenbarung Denen, deren Geist durch ein demüthiges Studium seines Wortes für ihre Aufnahme empfänglich gemacht worden sei, summarisch bekannt mache. Personen, die auf solche Art überzeugt worden sind, können den Grund für ihre Ueberzeugung nicht angeben, noch die Zeit nennen, zu welcher dieselbe eintrat, oder die Art, wie sie über sie kam. Man nimmt an, sie bringe durch andre Kanäle, als diejenigen der Sinne, in den Geist, und behaupte daher, der Vernunft, die sich auf die Erfahrung jener gründet, überlegen zu sein.

Räumen wir jedoch die Nützlichkeit oder Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung ein, so muß, wenn nicht die Grundlagen alles menschlichen Wissens zerstört werden sollen, unsre Vernunft vorher die Echtheit jener Offenbarung beweisen; denn ehe wir die sichere Leuchte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes auslöschen, ziemt sich's, daß wir ermitteln, ob wir nicht ohne ihren Beistand auskommen können, ob ein Anderer da ist oder nicht, der uns mit genügender Sicherheit durch das Labyrinth des Lebens zu führen vermag*); denn wenn ein Mensch unter allen Umständen inspirirt sein soll, wenn er einer Sache gewiß sein soll, weil er ihrer gewiß ist, wenn die gewöhnlichen Thätigkeiten des Geistes nicht als sehr außergewöhnliche Beweismethoden zu betrachten sind, wenn die Begeisterung die Stelle des Beweises, und die Tollheit die Stelle des gesunden Verstandes einnehmen soll, so ist alles Denken überflüssig. Der Mohammedaner stirbt, indem er für seinen Propheten kämpft, der Indier opfert sich, indem er sich von Brahma's Wagenrädern zermalmen läßt, der Hottentot betet ein Insekt an, der Neger einen Federbusch, der Mexikaner bringt Menschenopfer dar! Der Grad ihrer Ueberzeugung muß sicherlich sehr stark sein; er kann nicht aus der Ueberzeugung, sondern muß aus Gefühlen hervorgehen, welche der Lohn ihrer Gebete sind. Wenn sie Alle, im Gegensatz zu den denkbar stärksten Argumenten, versichern sollten, daß die Inspiration innere Beweiskraft enthalte, so fürchte ich, ihre inspirirten Brüder, die orthodoxen Missionäre, würden so lieblos sein, sie für starrköpfig zu erklären.

---

*) Siehe Locke's Abhandlung über den menschlichen Verstand, Buch IV, Kap. 19, über die Begeisterung.

Wunder können nicht als Zeugnisse für eine bestrittene Thatsache gelten, weil alles menschliche Zeugniß stets ungenügend gewesen ist, die Möglichkeit von Wundern festzustellen. Was selbst nicht zu beweisen ist, kann nicht als Beweis für etwas Anderes dienen. Die Weissagung ist ebenfalls auf dem Probiersteine der Vernunft verworfen worden. Also sind nur Diejenigen, welche wirklich inspirirt waren, die einzig wahren Bekenner der christlichen Religion.

Bald, nachdem sie die Gottheit gesehen,
Schwoll der Jungfrau Leib, und die unvermählete Mutter
Fand erstaunt sich geschwängert mit einem unheimlichen Sprößling,
Denn sie sollte gebären den eigenen Schöpfer. Des Himmels
Bildner umfing ein sterblicher Leib, und es barg sich in Einem
Schooße die Kraft, die rings den gesammten Erdkreis umschließet.

*Claudiani* Carmen Paschale.

Trägt eine so ungeheuerliche und widerwärtige Absurdität nicht ihre eigene Schmach und Widerlegung in sich?

---

## VIII. S. 78.

Indeß von Hoffnung er zu Hoffnung stets
Dem Segen nacheilt, den der reiche Schatz
Des Menschenwohls dem Tugendhaften spendet,
Verleihen die Gedanken, die entstehen
In zeitzerstörender Unendlichkeit,
Ein ewig Wesen ihm, das in sich selbst
Verschlossen ruht, ꝛc.

Die Zeit ist unser Bewußtsein von der Aufeinanderfolge der Gedanken in unserm Geiste. Lebhaftes Gefühl, von Schmerz wie von Lust, läßt uns die Zeit lang erscheinen, wie die gewöhnliche Redensart lautet, weil es uns unsrer Gedanken schärfer bewußt macht. Wenn ein Geist sich während einer Minute eines Hunderts, und während einer andern Minute zweier Hunderte von Gedanken bewußt wäre, so würde der letztere dieser Zeitabschnitte thatsächlich einen um so viel größeren Umfang im Geiste einnehmen, als Zwei Eins an Quantität übertrifft. Würde daher der menschliche Geist durch irgend eine künftige Vervollkommnung seiner Empfänglichkeit sich einer unendlichen Zahl von Gedanken innerhalb einer Minute bewußt werden, so würde diese Minute Ewigkeit sein. Ich schließe hieraus nicht, daß der wirkliche Zeitraum zwischen

der Geburt und dem Tod eines Menschen jemals verlängert werden wird; wohl aber, daß seine Empfänglichkeit vervollkommnungsfähig, und daß die Zahl von Gedanken, welche sein Geist aufzunehmen vermag, unbegrenzt ist. Ein Mensch liegt zwölf Stunden auf der Folterbank ausgestreckt, ein anderer schläft ruhig in seinem Bette; der Zeitunterschied, den diese Beiden wahrnehmen, ist ungeheuer; der Eine wird kaum glauben, daß eine halbe Stunde verstrichen sei, der Andere könnte sich überzeugt halten, daß Jahrhunderte während seiner Todesqual dahingezogen seien. So ist das Leben eines tugendhaften und begabten Menschen, der in seinem dreißigsten Jahr stürbe, seinen eignen Gefühlen nach länger, als das Leben eines elenden, von Pfaffen beherrschten Sklaven, der ein Jahrhundert voll Stumpfsinn verträumt. Der Eine hat fortwährend seine geistigen Fähigkeiten ausgebildet, hat sich zum Herrn seiner Gedanken gemacht, und kann inmitten der einschläfernden Alltagsgeschäfte sich zu Abstraktionen und Verallgemeinerungen erheben; — der Andere kann die schönsten Augenblicke seines Daseins verschlummern, und ist unfähig, sich der glücklichsten Stunde seines Lebens zu erinnern. Vielleicht erfreut sich die schnell hinsterbende Eintagsfliege eines längeren Lebens als die Schildkröte.

Dunkle Fluth der Zeit,
Roll hin, wie dir's gefällt! Ich messe nicht
Nach Monden und Sekunden deinen Lauf.
Mag neben mir, wer will, am Ufer stehn,
Der Blase nachzuschaun, die, ihm entschwindend,
Verweilt zu meinen Füßen. Das Gefühl
Der Liebe, Thatendurst und Gluthgedanken
Verlängern meinen Tag. Wach' ich nicht mehr,
So wird mein Leben mehr doch Leben sein,
Als manches kalten Graukopfs öde Jahre,
Die ungenützt verstreichen, nie erhellt
Von einem Strahl begeisterten Empfindens.

(Siehe Godwin's Pol. Just., Bd. I, S. 411; und Condorcet's Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, époque IX.)

VIII. S. 78.

Nicht mehr das Lamm, das ihm ins Antlitz schaut,
Erschlägt er, sich an seinem Fleisch zu letzen.

Ich bin der Ansicht, daß die Verderbtheit der physischen und moralischen Natur des Menschen aus seinen unnatürlichen Lebensgewohnheiten hervorgegangen ist. Der Ursprung des Menschen ist, gleich dem Ursprung des Weltalls, von welchem er einen Theil bildet, in undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Seine Geschlechter hatten entweder einen Anfang oder keinen. Das Gewicht der Beweise zu Gunsten einer jeden dieser beiden Annahmen scheint ziemlich gleich zu sein; und es ist für das vorstehende Argument völlig unerheblich, welche derselben man für richtig hält. Die Sprache jedoch, welche von der Mythologie fast aller Religionen geführt wird, scheint zu beweisen, daß in einer entlegenen Zeit der Mensch den Pfad der Natur verließ, und die Reinheit und das Glück seines Daseins unnatürlichen Gelüsten opferte. Das Datum dieses Ereignisses scheint zugleich das eines großen Wechsels in den Erdklimen gewesen zu sein, mit denen es in offenbarem Zusammenhange steht. Die Allegorie von Adam und Eva, welche vom Baum der Erkenntniß aßen und auf ihre Nachkommenschaft den Zorn Gottes und den Verlust ewigen Lebens vererbten, läßt keine andre Erklärung zu, als daß Krankheit und Verbrechen aus einer unnatürlichen Lebensweise hervorgegangen sind. Milton erkannte dies so gut, daß er Raphael folgendermaßen dem Adam die Folgen seines Ungehorsams vorhalten läßt:

Sofort erschien ein Ort
Vor seinen Blicken, widrig, finster trüb,
Gleich einem Hospital, wo Kranke lagen,
Zahllos, behaftet mit jedwedem Siechthum,
Mit grausem Krampf und Folterpein, mit Fiebern,
Anfällen herzzerreißender Todesqual,
Mit fallender Sucht und hitzigem Katarrh,
Mit Blasenstein, Geschwüren und Kolik,
Mit tollem Wahnsinn, brütend finstrer Schwermuth,
Mondsücht'gem Wahnwitz, schleichender Schwind- und Dörrsucht,
Mit Wassersucht, und weitverheerender Pest,
Mit Asthma und der Gliederquälerin Gicht.

— Und wie viel tausend Krankheiten mehr ließen sich nicht dieser schrecklichen Liste hinzufügen!

Die Geschichte von Prometheus ist ebenfalls, obschon man allgemein zugiebt, daß sie allegorisch sei, nie genügend erklärt worden. Prometheus stahl das Feuer vom Himmel, und ward für dies Verbrechen an den Berg Kaukasus geschmiedet, wo ein Geier ihm beständig die Leber zerfraß, welche stets wieder wuchs, um dessen Hunger zu stillen. Hesiod sagt, daß die Menschen vor der Zeit des Prometheus keinem Leid unterworfen waren, daß sie sich einer kräftigen Jugend erfreuten, und daß der Tod, wenn er endlich erschien, sich wie der Schlummer nahte und ihnen sanft die Augen schloß. Diese Meinung war ferner so allgemein verbreitet, daß Horaz, ein Dichter des Augustischen Zeitalters, schreibt:

Tollkühn, Jegliches auszustehn,
Stürzt durchs Frevelverbot rennend der Menschenstamm.
Tollkühn trug des Japetus
Sproß durch schnöden Betrug Feuer den Völkern zu.
Als ätherischem Sitz entwandt
War sein Feuer, befiel Zehrung die Länder und
Neuaufkeimende Fieberschaar,
Und sonst ferneren Tods zögernder Zwang ergriff
Nun schnelleilenden Flügelschritt.

Eine wie klare Sprache liegt in Allediesem! Prometheus (welcher das Menschengeschlecht repräsentirt) bewerkstelligte irgend einen großen Wechsel in dem Zustande seiner Natur, und verwandte das Feuer zu Zwecken der Kochkunst, indem er solchergestalt ein Mittel erfand, die Schrecken der Fleischerbank vor seinem Ekel zu verhüllen. Von diesem Augenblick an wurden seine edlen Theile vom Geier der Krankheit zerfressen. Letztere verzehrte sein Wesen unter jeder Gestalt ihrer widerwärtigen und unendlichen Mannichfaltigkeit, und führte die seelenmörderische Kräfteabnahme eines vorzeitigen und gewaltsamen Todes herbei. Alles Laster entstand aus dem Untergange gesunder Unschuld. — Tyrannei, Aberglaube, Handel und Ungleichheit wurden erst damals bekannt, als die Vernunft fruchtlos versuchte, die Verirrungen krankhaft aufwallender Leidenschaft zu leiten. Ich schließe diesen Theil meines Themas mit einem Auszuge aus Herrn Newton's „Vertheidigung der vegetabilischen Lebensweise", welcher ich diese Auslegung der Prometheussage entlehnt habe.

„Wenn man solche Versetzung der allegorischen Ereignisse berücksichtigt, welche die Zeit hervorbringen mochte, nachdem die wichtigen Wahrheiten vergessen waren, die dieser Theil der alten Mythologie überliefern sollte, scheint der Kern der Sage folgender zu sein: — Der

Mensch war bei seiner Erschaffung mit der Gabe fortwährender Jugend ausgestattet; d. h. er war nicht gebildet, um ein krankhaft leidendes Geschöpf zu sein, wie wir ihn jetzt sehen, sondern um sich der Gesundheit zu erfreuen, und langsam und allmählich ohne Krankheit oder Schmerz in den Schooß seiner Mutter-Erde hinabzusinken. Prometheus lehrte zuerst den Gebrauch thierischer Nahrung (primus bovem occidit Prometheus)*) und des Feuers, um jene mittelst desselben verdaulicher und wohlschmeckender zu machen. Jupiter und die übrigen Götter, welche die Folgen dieser Erfindungen voraussahen, fühlten sich durch die kurzsichtigen Einfälle des neugeschaffenen Geschöpfes erheitert oder erzürnt, und überließen es ihm, die traurige Wirkung davon zu erfahren. Durst, der nothwendige Begleiter einer Fleischdiät (und vielleicht jeder durch Küchenzubereitung verdorbenen Nahrung) stellte sich ein; man nahm seine Zuflucht zum Wasser, und der Mensch verwirkte das unschätzbare Gut der Gesundheit, das er vom Himmel empfangen hatte; er wurde krank, sein Leben ward ein unsicher schwankendes, und er stieg nicht mehr langsam ins Grab**)."

Der Schwelgerei folgt Krankheit sicherlich,
Und jeder Tod erzeugt den Rächer sich;
Die wilde Gier entsproß aus diesem Blut,
Und hetzte Mensch auf Mensch in toller Wuth.

Nur der Mensch und diejenigen Thiere, die er mit seiner Gesellschaft angesteckt oder durch seine Herrschaft verdorben hat, sind krank geworden. Das wilde Schwein, das Mufflon, der Bison und der Wolf sind frei von jeder Krankheit, und sterben ausnahmslos entweder durch äußere Gewalt oder durch natürliches hohes Alter. Aber das zahme Schwein, das Schaf, die Kuh und der Hund sind einer unglaublichen Menge verschiedenartiger Erkrankungen unterworfen, und haben, gleich den Verderbern ihrer Natur, Aerzte, die sich durch ihre Leiden ernähren und bereichern. Der Vorrang des Menschen ist, wie derjenige Satans, der Vorrang der Leiden; und die Mehrzahl seines Geschlechtes, zu Armuth, Krankheit und Verbrechen verdammt, hat alle Ursache, das widerwärtige Ereigniß zu verfluchen, das ihn durch die Befähigung, seine Empfindungen mitzutheilen, über die Sphäre seiner Nebenthiere erhob. Aber die Schritte, die gethan worden sind, lassen sich nicht ungeschehn machen. Die Summe aller menschlichen Wissenschaft ist in

*) Prometheus schlachtete zuerst einen Ochsen. Plinius' Naturgeschichte, Buch VII, Abschnitt 57.

**) Return to Nature. Cadell, 1811.

der einen Frage enthalten: — Wie lassen sich die Vortheile der Bildung und Civilisation mit der Freiheit und den reinen Genüssen eines naturgemäßen Lebens versöhnen? Wie können wir uns der Wohlthaten des Systems versichern, das jetzt mit allen Fibern unsres Wesens verflochten ist, und zugleich dessen Uebel verbannen? — Ich glaube, daß das Enthalten von thierischer Nahrung und geistigen Getränken uns in hohem Grade zu der Lösung dieses wichtigen Problems befähigen würde.

Es ist wahr, daß geistige und körperliche Zerrüttung zum Theil anderen Abweichungen vom richtigen Wege und von der Natur zuzuschreiben sind, als solchen, welche die Diät betreffen. Die von der Gesellschaft gehätschelten Mißbräuche hinsichtlich des Verkehrs der Geschlechter, aus welchen das Elend und die Krankheiten unbefriedigter Ehelosigkeit, freudelose Prostitution und das verfrühte Eintreten der Mannbarkeit nothwendig entstehen; die unreine Luft dichtbevölkerter Städte; die Ausdünstungen chemischer Prozesse; das Verhüllen unsres Körpers mit überflüssiger Kleidung; die vernunftlose Behandlung der Kinder — alle diese und unzählige andere Ursachen tragen ihr Scherflein zu der Gesammtsumme menschlicher Uebel bei.

Die vergleichende Anatomie lehrt uns, daß der Mensch in Allem den pflanzenfressenden, in Nichts den fleischfressenden Thieren gleicht; er hat weder Klauen, um seine Beute zu packen, noch besondere und zugespitzte Zähne, um die lebendige Faser zu zerreißen. Ein Mandarin „erster Klasse" mit zwei Zoll langen Nägeln würde diese allein wahrscheinlich nicht ausreichend finden, auch nur einen Hasen festzuhalten. Unsrer Schwelgerei willen muß durch eine widernatürliche und unmenschliche Operation der Stier zum Ochsen und der Widder zum Hammel erniedrigt werden, damit die schlaffe Faser der rebellischen Natur geringeren Widerstand entgegensetze. Nur indem wir todtes Fleisch durch Küchenzubereitung erweichen und umgestalten, wird dasselbe kaubar und verdaulich gemacht, und ruft der Anblick seines blutigen Saftes und seiner rohen Widerlichkeit keinen unerträglichen Ekel und Abscheu mehr hervor. Möge der Vertheidiger thierischer Nahrung sich selbst zu einem entscheidenden Versuch ihrer Angemessenheit zwingen, und, wie Plutarch empfiehlt*), ein lebendiges Lamm mit seinen Zähnen zer-

*) „Ihr nennt Schlangen, Panther und Löwen grausam, und doch mordet ihr selbst ohne Scheu, und gebt ihnen an Grausamkeit Nichts nach; denn sie morden, um sich Nahrung zu verschaffen, ihr aber bloß der Zukost wegen . .

„Daß der Genuß des Fleisches dem Menschen nicht natürlich ist, erhellt fürs erste aus der Einrichtung und dem Bau seines Körpers. Denn der Leib des Menschen

reißen, und, seinen Kopf in dessen Eingeweide steckend, seinen Durst mit dem dampfenden Blute stillen; noch triefend von dieser Schreckensthat, möge er umkehren zu dem unwiderstehlichen Triebe der Natur, die anklagend wider ihn aufstehen würde, und sagen: „Die Natur erschuf mich zu solchem Werke." Dann, und nur dann, würde er konsequent sein.

Der Mensch gleicht keinem fleischfressenden Thiere. Es giebt von der Regel, daß kräuterfressende Thiere zellige Grimmdärme haben, keine Ausnahme, es sei denn der Mensch wäre eine solche.

Der Orangutang gleicht völlig dem Menschen, sowohl in der Ordnung wie in der Zahl seiner Zähne. Der Orangutang ist der menschenähnlichste unter dem Affengeschlechte, welches sich ausschließlich von Früchten nährt. Es giebt keine andere Thiergattung, die verschiedenes Futter frißt, bei welcher diese Analogie existirte*). Bei vielen fruchtfressenden Thieren sind die Hundszähne spitzer und ausgeprägter, als

---

hat mit den zum Fleischessen bestimmten nicht die mindeste Aehnlichkeit. Er ist nicht mit gebogenem Schnabel, nicht mit scharfen Krallen und spitzigen Zähnen, nicht mit der Stärke des Magens und der Wärme der Lebensgeister ausgestattet, welche ihn befähigten, die schweren Fleischspeisen zu kochen und zu verdauen. Die Glätte der Zähne, die Kleinheit des Mundes, die Weichheit der Zunge und die Schwäche der Verdauungskraft beweisen vielmehr, daß die Natur uns von Anfang her das Fleischessen untersagt hat. Bestehst du gleichwohl darauf, daß du zu solchen Speisen geschaffen seist, so tödte erstlich selbst, was du essen willst, aber durch eigene Kraft, ohne ein Schlachtmesser, eine Keule oder ein Beil zu gebrauchen, sondern wie Wölfe, Bären und Löwen die Thiere tödten, die sie verzehren. Erwürge einen Stier durch den Biß, oder zerreiß ein Schwein, ein Lamm, einen Hasen mit dem Rachen, und verzehre, wie jene, deine Beute noch halb lebend . . .

„Wir aber schweifen in der Mordlust so sehr aus, daß wir das Fleisch nur eine Zukost nennen, und dann zum Fleische wieder andere Zukost brauchen, indem wir Oel, Wein, Honig, Fischtunke, Essig, auch syrische und arabische Gewürze dazu mischen, und es gleichsam als einen wirklichen Leichnam einbalsamiren. Das auf diese Art aufgelöste, erweichte, und gewissermaßen in Fäulniß übergegangene Fleisch läßt sich äußerst schwer verdauen, und wenn auch der Magen stark genug ist, es zu bewältigen, so verursacht es doch gar oft Unverdaulichkeiten und andere unangenehme Beschwerden . . .

„Zuerst wurde irgend ein wildes schädliches Thier gegessen, dann ein Vogel oder Fisch zur Speise gebraucht. Die an diesen Geschöpfen geübte und erregte Mordsucht ging dann zum arbeitenden Rinde, zu dem uns kleidenden Schafe und zum wachsamen Haushahn fort, und so verstärkten die Menschen ihre Unersättlichkeit immer mehr, bis sie endlich gar zum Kriege, zum Schlachten und Würgen ihrer Nebenmenschen, schritten." — Plutarch, Ueber das Fleischessen.

*) Cuvier, Leçons d'Anatomie comparative, Bd. III, S. 169, 373, 448, 465 und 480. — Rees' Encyklopädie, Artikel „Mensch".

beim Menschen. Auch die Aehnlichkeit des menschlichen Magens mit demjenigen des Orangutang ist größer, als mit dem irgend eines anderen Thieres.

Die Eingeweide sind ebenfalls denen der kräuterfressenden Thiere völlig gleich, welche eine breitere Fläche für die Entleerung aufweisen und weite, zellige Grimmdärme haben. Auch der Blinddarm ist, obschon kurz, doch größer als bei fleischfressenden Thieren, und selbst hier bewahrt der Orangutang seine gewohnte Aehnlichkeit.

Der Bau der menschlichen Gestalt ist also der Bau eines Geschöpfes, das sich in jedem wesentlichen Punkte zu einer rein vegetabilischen Nahrung bestimmt zeigt. Es ist wahr, daß die Abneigung, sich thierischer Nahrung zu enthalten, bei Denen, welche lange an dies Reizmittel gewöhnt waren, mindestens bei einigen Leuten von schwacher Energie, so groß ist, daß er sich kaum überwinden läßt; aber dies spricht nicht im entferntesten zu Gunsten jener Nahrung. Ein Lamm, das eine Zeitlang von der Mannschaft eines Schiffes mit Fleisch gefüttert worden war, wies am Ende der Reise sein natürliches Futter zurück. Man hat zahlreiche Beispiele von Pferden, Schafen, Ochsen und sogar von wilden Tauben, die an das Fleischfressen gewöhnt wurden, bis sie Ekel vor ihrer naturgemäßen Nahrung empfanden. Kleine Kinder ziehen augenscheinlich Backwerk, Apfelsinen, Aepfel und andere Früchte dem Fleische von Thieren vor, bis durch die allmähliche Korruption der Verdauungsorgane der freie Gebrauch der Vegetabilien für eine Zeitlang ernstliche Unannehmlichkeiten erzeugt hat; — für eine Zeitlang, sage ich, weil niemals ein Beispiel vorgekommen ist, daß der Uebergang von geistigen Getränken und thierischer Nahrung zu Vegetabilien und reinem Wasser schließlich verfehlt hätte, den Körper zu stärken, indem sie seine Säfte mild und rein machten, und dem Geiste jene Heiterkeit und Schwungkraft wiederzugeben, die bei der jetzigen Lebensweise nicht Einer unter Fünfzig besitzt. Ebenso wird die Liebe zu starken Getränken Kindern nur schwer beigebracht. Fast Jeder entsinnt sich des schiefen Gesichtes, welches das erste Glas Portwein ihn schneiden ließ. Der unverfälschte Instinkt täuscht sich niemals; aber wenn man über die Angemessenheit thierischer Nahrung nach dem verderbten Geschmack urtheilen will, den ihre gezwungene Annahme erzeugt, so heißt Das, den Verbrecher zum Richter in seiner eigenen Sache machen; ja, es ist noch schlimmer, es heißt bei der Frage über die Zuträglichkeit des Branntweins an den verblendeten Trunkenbold appelliren.

Was ist die Ursache der krankhaften Thätigkeit in unserm anima-

lischen System? Nicht die Luft, die wir athmen, denn unsre Mitgeschöpfe in der Natur athmen dieselbe ungeschädigt; nicht das Wasser, das wir trinken (wenn es von der Beschmutzung des Menschen und seiner Erfindungen freigehalten wird)*), denn die Thiere trinken es gleichfalls; nicht die Erde, auf der wir wandeln; nicht der ungetrübte Anblick der hehren Natur in Wald, Feld oder im Bereich des Himmels und Meeres; Nichts, das wir mit den krankheitsfreien Bewohnern des Waldes gemein haben oder gleich ihnen thun; aber Etwas also, worin wir von ihnen abweichen: unsre Gewohnheit, unsre Speise durch das Feuer zu verändern, so daß unser Appetit nicht mehr einen richtigen Maßstab für die Angemessenheit seiner Befriedigung abgeben kann. Ausgenommen bei Kindern, bleibt keine Spur jenes Instinktes übrig, der bei allen anderen Thieren entscheidet, welche Nahrung naturgemäß ist oder nicht; und so völlig abgestumpft ist derselbe bei den philosophirenden Erwachsenen unsrer Gattung, daß es nöthig geworden ist, zu Darlegungen der vergleichenden Anatomie seine Zuflucht zu nehmen, um zu beweisen, daß wir von Natur Fruchtesser sind.

Verbrechen ist Wahnsinn. Wahnsinn ist Krankheit. Sobald die Ursache der Krankheit entdeckt ist, wird die Wurzel alles Lasters und Elends, das so lange den Erdball verfinstert hat, bis zum Kerne entblößt daliegen. Alle Bemühungen des Menschen werden von jenem Augenblick an den offenbaren Vortheil seines Geschlechtes zum Zweck haben. Kein gesunder Geist in einem gesunden Körper entschließt sich zu einem wirklichen Verbrechen. Nur ein Mensch von heftigen Leidenschaften, mit blutunterlaufenen Augen und geschwollenen Adern, kann den Mordstahl ergreifen. Das System einer einfachen Lebensweise verspricht keine utopischen Vortheile. Es ist keine bloße Reform der Gesetzgebung, wobei die tollen Leidenschaften und bösen Neigungen des menschlichen Herzens, in denen sie ihren Ursprung hatte, ungesänftigt bleiben. Es trifft die Wurzel alles Uebels, und ist ein Versuch, der mit sicherm Erfolg nicht nur von Völkern, sondern von kleinen Gesellschaften, Familien, und selbst von einzelnen Personen gemacht werden kann. In keinem Falle hat eine Rückkehr zur vegetabilischen Nahrung den min-

*) Die Nothwendigkeit, sich einiger Mittel zur Reinigung des Wassers zu bedienen, und die Krankheiten, welche aus seiner Verunreinigung in civilisirten Ländern entstehen, sind einleuchtend genug. Siehe Dr. Lambe's Reports on Cancer. Ich behaupte nicht, daß der Gebrauch des Wassers an sich unnatürlich sei, wohl aber, daß der unverdorbene Gaumen keine Flüssigkeit genießen würde, die Krankheit erzeugen kann.

desten Nachtheil zur Folge gehabt; meistens hat sie unleugbar wohlthätige Veränderungen hervorgebracht. Würde jemals ein Arzt mit dem Genie Locke's geboren, so könnte er — davon bin ich überzeugt — alle körperlichen und geistigen Zerrüttungen eben so klar auf unsre unnatürliche Lebensweise zurückführen, wie jener Philosoph alles Wissen auf die sinnlichen Eindrücke zurückführte. Welche fruchtbare Quellen der Krankheit sind nicht jene mineralischen und vegetabilischen Gifte, welche zu ihrer Ausrottung eingeführt worden sind! Wie viele Tausende sind Mörder und Räuber, Frömmler und Haustyrannen, liederliche und verlorene Abenteurer geworden durch den Gebrauch gegohrener Getränke, während sie, wenn sie ihren Durst bloß mit reinem Wasser gestillt hätten, nur gelebt haben würden, um das Glück ihrer eigenen unverdorbenen Gefühle auf Andere auszuströmen. Wie viele grundlose Ansichten und abgeschmackte Einrichtungen haben nicht durch die Trunkenheit und Unmäßigkeit einzelner Leute allgemeine Anerkennung erhalten! Wer will behaupten, daß die Bevölkerung von Paris, wenn sie ihren Hunger an der stets gedeckten Tafel der vegetabilischen Natur gestillt hätte, der Proscriptionsliste Robespierre's ihre brutale Zustimmung würde gezollt haben? Könnte ein Menschenschlag, dessen Leidenschaften nicht durch unnatürliche Reizmittel verderbt wären, mit kalter Gelassenheit auf ein Autodafé blicken? Ist es zu glauben, daß ein Wesen von sanftem Gefühl, das von seinem Wurzelmahl aufstünde, Lust am Blutvergießen finden könnte? War Nero ein Mann von mäßiger Lebensweise? Konnte man ruhige Gesundheit auf seiner Wange erblicken, die von unbezähmbaren Trieben des Hasses gegen das Menschengeschlecht erglühte? Schlug Muley Ismael's Puls gleichmäßig, war seine Haut durchsichtig, strahlte aus seinen Augen Gesundheit und deren stete Begleiter, Frohsinn und Milde? Obgleich die Geschichte keine dieser Fragen entschieden hat, könnte doch selbst ein Kind nicht anstehen, sie mit Nein zu beantworten. Gewiß sprechen die galligen Wangen Bonaparte's, seine gefurchte Stirn, sein gelbes Auge, die beständige Unruhe seines Nervensystems, nicht minder deutlich den Charakter seines rastlosen Ehrgeizes aus, als seine Mordthaten und Siege. Es ist unmöglich, daß Bonaparte, wenn er aus einem Geschlechte von Pflanzen- und Fruchtessern entsprossen wäre, die Neigung oder die Macht gehabt haben könnte, den Thron der Bourbons zu besteigen. Eine Gesellschaft, die weder durch Trunkfälligkeit närrisch gemacht, noch durch Krankheit ohnmächtig und vernunftlos geworden ist, könnte schwerlich in dem einzelnen Individuum das Verlangen nach der Tyrannenherrschaft erwecken, und würde ihm

sicherlich die Macht, zu tyrannisiren, nicht anvertraut haben. Unerschöpfliche Trübsal geht in der That aus der Mißachtung des Instinktes hervor, da unsre physische Natur davon berührt wird; die zahlreichen Quellen der Krankheit im civilisirten Leben vermag die Rechenkunst nicht aufzuzählen, vielleicht nicht einmal der Verstand zu ahnen. Selbst das gewöhnliche Wasser, dies anscheinend unschädliche Getränk, ist, wenn es durch den Schmutz volkreicher Städte verdorben ward, ein lebensgefährlicher und heimtückischer Zerstörer. *) Wen kann es Wunder nehmen, daß alle Lockmittel zur Tugend, welche Gott selbst in der Bibel darbot, sich nutzloser denn ein Ammenmärchen erwiesen, und daß man jene Dogmen, durch welche er dort die wildesten Triebe erweckte und rechtfertigte, allein für wesentlich gehalten hat, da die Christen in ihrer täglichen Lebensweise sich all' jener Gewohnheiten befleißigen, welche mit Krankheit und Verbrechen nicht allein die verworfenen Söhne, sondern die begünstigten Schooßkinder der Liebe des gemeinsamen Vaters angesteckt haben! Die Allmacht selbst konnte sie nicht retten vor den Folgen dieser allgemeinen Ur- und Erbsünde.

Es giebt keine körperliche oder geistige Krankheit, welche die Rückkehr zu vegetabilischer Diät und reinem Wasser nicht unfehlbar gelindert hat, sobald der Versuch nur ernstlich gemacht worden ist. Hinfälligkeit ist nach und nach in Kraft verkehrt worden, Krankheit in Gesundheit, Tollheit in all ihren schrecklichen Abstufungen, von dem Toben des gefesselten Wahnsinnigen bis zu den unerklärlichen Verirrungen eines verstimmten Gemüths, welche das häusliche Leben zur Hölle machen, in eine ruhige und bedachtsame Gleichmäßigkeit des Gemüths, welche allein ein sicheres Unterpfand der künftigen moralischen Veredlung der Gesellschaft zu gewähren vermag. Bei einem naturgemäßen Diätsystem würde das Greisenalter unsre letzte und einzige Krankheit sein; die Dauer unsrer Existenz würde verlängert werden; wir würden das Leben genießen, und nicht mehr Andere vom Genusse desselben ausschließen; alle sinnlichen Freuden würden unendlich erlesener und vollkommener sein; das Gefühl des Daseins selbst würde dann eine fortdauernde Lust sein, wie wir dieselbe heutigen Tags in einigen wenigen und bevorzugten Augenblicken unsrer Jugend empfinden. Bei Allem, was heilig ist in unsren Hoffnungen für die Menschheit, beschwöre ich Diejenigen, welche Glückseligkeit und Wahrheit lieben, einen ernstlichen Versuch mit dem vegetabilischen System zu machen. Es ist gewiß überflüssig, lang und

---

*) Lambe's Reports on Cancer.

breit über einen Gegenstand zu reden, dessen Vorzüge eine sechsmonatliche Erfahrung für immer ins Klare setzen würde. Freilich nur von den Aufgeklärten und Wohlmeinenden läßt sich ein so großes Opfer des Appetits und des Vorurtheiles erwarten, selbst wenn seine schließliche Vortrefflichkeit keinen Zweifel zuließe. Die kurzsichtigen Opfer der Krankheit finden es bequemer, ihre Schmerzen durch Arzeneien momentan zu lindern, als denselben durch Diät vorzubeugen. Die große Masse in allen Ständen ist immer sinnlich und schwer zu belehren; dennoch kann ich mich nur überzeugt halten, daß, wenn die Wohlthaten vegetabilischer Diät mathematisch erwiesen sind, wenn es eben so klar ist, daß die, welche naturgemäß leben, vor einem frühzeitigen Tode geschützt sind, wie daß eins nicht neun ist, auch der einfältigste Mensch einem langen und ruhigen Leben vor einem kurzen und schmerzerfüllten den Vorzug geben wird. Durchschnittlich sterben von sechzig Personen vier in drei Jahren. Es steht zu hoffen, daß im April 1814 ein Bericht erscheinen werde, daß sechzig Personen, die sämmtlich mehr als drei Jahre lang von Vegetabilien und reinem Wasser gelebt haben, sich alsdann völlig gesund befinden. Mehr als zwei Jahre sind jetzt verflossen; nicht Einer von ihnen ist gestorben; kein ähnliches Beispiel wird sich bei sechzig Personen finden lassen, die man aufs Gerathewohl herausgreift. Siebzehn Personen des verschiedensten Alters (die Familien des Dr. Lambe und des Herrn Newton) haben sieben Jahre lang nach dieser Diät ohne einen Sterbefall und fast ohne die mindeste Unpäßlichkeit gelebt. Wenn wir bedenken, daß einige von ihnen Kinder waren und daß Einer am Asthma litt, das nun beinahe gewichen ist, so können wir gewiß beliebige siebzehn Personen dieser Stadt, welche aufs Gerathewohl herausgegriffen sind, auffordern, einen gleichen Fall nachzuweisen. Diejenigen, welche sich durch diese flüchtigen Bemerkungen angeregt fühlen sollten, die Richtigkeit der von ihnen eingehaltenen Lebensweise zu bezweifeln, thäten wohl daran, Herrn Newton's lichtvollen und beredten Aufsatz darüber*) zu Rathe zu ziehen.

Wenn diese Beweise der Welt hinlänglich zu Gesicht kommen, und von Allen, welche sich aufs Rechnen verstehen, deutlich erkannt werden, so ist es kaum möglich, daß das Verzichtleisten auf erweislich schädliche Nahrungsmittel nicht allgemein werden sollte. — Die Stärke der Beweiskraft wird im Verhältnisse zu der Zahl der Proselyten stehen; und wenn tausend Personen aufgeführt werden können, die, von Vegetabilien und

*) Return to Nature, or Defence of vegetable regimen. Cadell, 1811.

gereinigtem Wasser leben, und keine Krankheit, außer dem Greisenalter, zu befürchten haben, so wird die Welt genöthigt sein, Thierfleisch und gegohrene Getränke als langsam, aber sicher wirkende Gifte zu betrachten. Die Veränderung, welche durch einfachere Lebensweise für die Staatswirthschaft herbeigeführt werden würde, ist beachtenswerth genug. Der sich seines Monopols erfreuende Verzehrer von Thierfleisch würde nicht länger seine Konstitution zerstören, indem er einen Acker in einer Mahlzeit verschlingt, und mancher Laib Brot würde aufhören, in Gestalt eines Krugs Porter oder eines Glases Schnaps zu Gicht, Wahnsinn und Schlagfluß beizutragen, statt den lang sich hinquälenden Hunger der verschmachtenden Kinder des hart arbeitenden Bauern zu stillen. Die Quantität nahrhafter vegetabilischer Stoffe, welche verbraucht wird, um das Geripp' eines Ochsen zu mästen, würde zehnmal soviel Lebensmittel liefern, die unverdorben und unfähig wären, Krankheit zu erzeugen, wenn man sie unmittelbar dem Schooß der Erde entnähme. Die fruchtbarsten Strecken der bewohnbaren Erde werden jetzt thatsächlich von den Menschen für Thiere angebaut, mit einer absolut unberechenbaren Verschwendung von Zeit und Nahrungsmitteln. Nur die Wohlhabenden können in größerem Maßstabe selbst jetzt das unnatürliche Verlangen nach todtem Fleische befriedigen, und sie zahlen den Preis für die größere Ausdehnung dieses Vorrechts, indem sie überzähligen Krankheiten unterworfen sind. Ferner würde der Geist derjenigen Nation, welche in dieser großen Reform voranschritte, unmerklich sich dem Ackerbau zuwenden; der Handel, mit all seinen Lastern, seiner Selbstsucht und Verderbtheit, würde allmählich abnehmen; die natürlichere Lebensweise würde mildere Sitten hervorbringen, und die übertriebene Verwicklung der politischen Verhältnisse würde so weit vereinfacht werden, daß jeder Einzelne fühlen und begreifen könnte, weshalb er sein Vaterland liebe und ein persönliches Interesse an der Wohlfahrt desselben nehme. Wie würde England z. B. von den Launen fremder Herrscher abhängig sein, wenn es in sich selbst alle Bedürfnisse enthielte und Alles verachtete, was Jene an Luxusgegenständen des Lebens besäßen? Wie könnten sie es durch eine Art Aushungerungssystem zur Einwilligung in ihre Forderungen zwingen? Von welcher Wirkung würde es sein, daß sie sich weigerten, ihm seine Wollfabrikate abzunehmen, wenn große und fruchtbare Landstriche der Insel aufhörten, zu Viehweiden verschwendet zu werden? Bei einer naturgemäßen Diät würden wir keiner Gewürze aus Indien bedürfen; keiner Weine aus Portugal, Spanien, Frankreich oder Madeira; keines von all' jenen zahlreichen Luxusartikeln, um

derenwillen jeder Winkel der Erde ausgeplündert wird, und welche die Ursache so vieler persönlicher Nebenbuhlerschaft, so unheilvoller und blutiger Völkerzwiste sind. In der Geschichte der neueren Zeit scheint die Habgier des kaufmännischen Monopols nicht minder, als der Ehrgeiz schwacher und verderbter Führer, die allgemeine Zwietracht angefacht, den Mißgriffen der Kabinette die Halsstarrigkeit und der Verblendung des Volkes die Bornirtheit hinzugefügt zu haben. Möge man sich stets daran erinnern, daß der Handel unmittelbar den Einfluß übt, die Kluft zwischen dem Reichsten und dem Aermsten zu erweitern und unausfüllbarer zu machen. Möge man sich erinnern, daß derselbe ein Feind von Allem ist, das im menschlichen Charakter wahren Werth und wahre Vortrefflichkeit besitzt. Die verhaßte und widerwärtige Aristokratie des Reichthums ist auf den Trümmern alles Dessen erbaut, was Ritterthum oder Republikanerthum Gutes an sich haben; und der Luxus ist der Vorläufer eines Barbarenthums, von dem es kaum eine Heilung giebt. Ist es unmöglich, einen Gesellschaftszustand zu verwirklichen, wo alle Thatkraft des Menschen darauf gerichtet ist, ihm eine dauernde Glückseligkeit zu verschaffen? Wenn dieser Gewinn (der Gegenstand aller politischen Spekulation) irgendwie erreichbar ist, so ist er sicherlich nur durch ein Gemeinwesen zu erreichen, das der Habgier und Ehrsucht einiger Wenigen keine künstlichen Lockmittel darbietet, sondern von Grund aus auf die Freiheit, die Sicherheit und das Wohlergehen der großen Mehrzahl berechnet ist. Niemand darf mit Macht betraut werden (und Geld ist die umfassendste Art der Macht), der nicht verpflichtet ist, sie ausschließlich zum allgemeinen Besten anzuwenden. Aber der Gebrauch thierischen Fleisches und gegohrener Getränke widerstreitet direkt dieser Gleichheit der Menschenrechte. Der Bauer kann nicht diese Gelüste der höheren Stände befriedigen, ohne seine Familie der Gefahr des Verhungerns preiszugeben. Ohne Krankheit und Krieg, diese verheerenden Verminderer der Bevölkerung, wären Viehweiden eine zu große Ländereiverschwendung, als daß man sie gestatten dürfte. Die zum Unterhalt einer Familie erforderliche Arbeit ist weit leichter*), als man gewöhnlich

*) Der Verfasser weiß aus eigener Erfahrung, daß einige Damm-Arbeiter in Nord-Wales, die wegen Zahlungsunfähigkeit des Eigenthümers selten ihren Lohn empfingen, große Familien dadurch unterhielten, daß sie bei Mondlicht kleine Strecken schlechten Bodens bebauten. In den Anmerkungen zu Pratt's Gedicht: „Brot, oder die Armen" wird von einem erfinderischen Arbeiter erzählt, der eine beneidenswerthe Unabhängigkeit dadurch erlangte, daß er vor und nach seinem Tagewerk einen kleinen Garten bearbeitete.

annimmt. Die Bauern arbeiten nicht allein für sich selbst, sondern auch für die Aristokratie, das Heer und die Fabrikanten.

Der Nutzen einer Reform in der Diät ist offenbar größer, als derjenige jeder andern Reform. Er trifft die Wurzel des Uebels. Die Mißbräuche der Gesetzgebung heilen, ehe wir die Neigungen ertödten, durch welche sie herbeigeführt werden, heißt voraussetzen, daß die Ursache aufhören werde zu wirken, wenn man die Wirkung beseitigt. Aber der Erfolg dieses Systemes beruht gänzlich darauf, daß die Einzelnen sich zu ihm bekehren, und gründet sein Verdienst, als eine Wohlthat für das Gemeinwesen, auf die völlige Veränderung der diätetischen Gewohnheiten bei seinen Mitgliedern. Es schreitet mit Sicherheit von einer Anzahl besonderer Fälle zu einem allgemeinen fort, und hat vor dem entgegengesetzten Verfahren den Vorzug, daß Ein Irrthum nicht Alles, was vorhergegangen ist, entkräftet.

Erwarte man jedoch nicht zu Viel von diesem Systeme. Der Gesündeste unter uns ist nicht von erblicher Krankheit frei. Der ebenmäßigste, kräftigste und langlebendste Mensch ist ein unaussprechlich untergeordnetes Wesen im Verhältniß zu Dem, was er gewesen sein würde, wenn nicht die naturwidrige Lebensweise seiner Vorfahren eine gewisse Dosis Krankheit und Verunstaltung für ihn angehäuft hätte. Bei dem vortrefflichsten Exemplar civilisirter Menschheit wird die physiologische Kritik doch stets Etwas vermissen. Kann also eine Rückkehr zur Natur auf der Stelle Anlagen ausrotten, welche während unzähliger Jahre stillschweigends Wurzel gefaßt haben? Unzweifelhaft nicht. Alles, was ich behaupte, ist, daß von dem Augenblick an, wo man allen naturwidrigen Gewohnheiten entsagt, keine neue Krankheit mehr erzeugt wird; und daß die Anlage zu erblichen Krankheiten allmählich entschwindet, weil ihr die gewohnte Unterstützung entzogen wird. Bei Schwindsucht, Krebs, Gicht, Asthma und Skrofeln wird eine Diät von Vegetabilien und reinem Wasser unabänderlich in dieser Richtung wirken.

Diejenigen, welche sich durch diese Bemerkungen veranlaßt finden, es einmal ernstlich mit dem vegetabilischen System zu versuchen, sollten vor Allem mit der Befolgung desselben von dem Augenblick ihres Ueberzeugtseins an beginnen. Alles hängt davon ab, entschlossen und sofort einer schädlichen Gewohnheit zu entsagen. Dr. Trotter*) versichert, daß noch niemals ein Trunkenbold durch allmähliches Aufgeben seines Schnapstrinkens gebessert worden ist. Thierfleisch ist, Betreffs seiner

*) Siehe Trotter, On the nervous temperament.

Wirkungen auf den menschlichen Magen, dem Schnapse analog. Es ist demselben ähnlich in der Art, wenn auch nicht in dem Grade, seiner Wirkung. Wer sich zu einer reinen Diät bekehrt, muß sich darauf gefaßt machen, eine zeitweilige Verminderung seiner Muskelkraft eintreten zu sehen. Die Entziehung eines starken Reizmittels wird zur Erklärung dieses Umstandes genügen. Aber diese Wirkung ist nur vorübergehend, und es folgt ihr eine gleichmäßige Fähigkeit zur Anstrengung, welche seine frühere, verschiedenartig wechselnde Kraft weit übertrifft. Vor Allem wird er jene Leichtigkeit des Athmens erlangen, durch welche derartige Anstrengungen hervorgebracht werden, und wird auffallend frei sein von jenem schmerzlichen und schweren Keichen, das jetzt fast Jeden befällt, wenn er schnell einen gewöhnlichen Berg erstiegen hat. Er wird vor wie nach seiner einfachen Mahlzeit gleicherweise körperlicher Anstrengung oder geistiger Arbeit fähig sein. Er wird keine der narkotischen Wirkungen gewöhnlicher Diät verspüren. Reizbarkeit, die unmittelbare Folge erschlaffender Reizmittel, würde der Gewalt naturgemäßer und ruhiger Impulse weichen. Er wird nicht länger unter dem einschläfernden Joche der Langeweile seufzen, jener unbezwinglichen Lebensmüdigkeit, die mehr als der Tod selber zu fürchten ist. Er wird der epidemischen Tollheit entgehen, die über ihren eigenen argen Ansichten von der Gottheit brütet, und „die Hölle verwirklicht, welche Pfaffen und alte Betschwestern annehmen". Jedermann bildet durchgehends seinen Gott nach seinem eignen Charakter; der Gottheit eines Menschen von einfacher Lebensweise würde keine Opfergabe angenehmer sein, als das Glück ihrer Geschöpfe. Er würde unfähig sein, Andere um der Liebe Gottes willen zu hassen oder zu verfolgen. Ja, er wird sogar finden, daß ein System einfacher Diät ein wahrhaft epikuräisches System ist. Er wird nicht mehr unablässig bemüht sein, diejenigen Organe, von welchen er seinen Genuß erwartet, zu schwächen und zu zerstören. Die Geschmacksvergnügungen, welche aus einer Mahlzeit von Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Rüben, Salat, mit einem Nachtische von Aepfeln, Stachelbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, und im Winter Orangen, Aepfeln und Birnen, erwachsen, sind weit größer, als man glaubt. Diejenigen, welche warten, bis sie diese einfache Kost mit der Würze des Appetits essen können, werden schwerlich mit dem heuchlerischen Sensualisten bei einem Lordmayors-Diner übereinstimmen, der wider die Tafelfreuden deklamirt. Salomo hielt tausend Kebsweiber, und gestand verzweiflungsvoll, daß Alles eitel sei. Der Mann, dessen Glück in der Gesellschaft eines liebenswürdigen Weibes besteht, würde

es ziemlich schwer finden, mit der Enttäuschung jenes ehrwürdigen Lüstlings zu sympathisiren.

Ich wende mich nicht bloß an den jungen Enthusiasten, den eifrigen Verehrer der Wahrheit und Tugend, den reinen und leidenschaftlichen Moralisten, der noch unverderbt ist durch die Befleckung der Welt. Er wird ein reines System um seiner abstrakten Wahrheit, Schönheit, Einfachheit und seiner Verheißung weitgreifenden Segens willen annehmen; falls nicht die Gewohnheit Gift in Nahrung verwandelt hat, wird er die rohen Freuden der Jagd aus innerem Triebe hassen; es wird für sein Gemüth ein Gedanke voll Grausen und Ekel sein, daß Wesen, die der zartesten und bewundrungswürdigsten Sympathien fähig sind, an der Todesqual und den letzten Zuckungen sterbender Thiere sollten Freude haben können. Allein auch der ältere Mann, dessen Jugend durch Unmäßigkeit vergiftet ward, oder der anscheinend mäßig gelebt hat, und mit einer Reihe schmerzlicher Krankheiten behaftet ist, würde bei einem wohlthätigen Wechsel, der ohne die Gefahr giftiger Arzeneien hervorgebracht wird, seine Rechnung finden. Die Mutter, für welche die beständige Unruhe der Krankheit und das unerklärliche Dahinwelken ihrer Kinder die Ursachen unheilbarer Trauer sind, würde bei dieser Diät die Genugthuung haben, sie beständig gesund und munter zu sehen, wie die Natur es gewollt hat*). Manches werthvolle Leben wird täglich durch Krankheiten zerstört, welche durch Arzeneien nur mit Gefahr nothdürftig erstickt, und unmöglich gründlich durch sie geheilt werden können. Wie lange noch wird der Mensch fortfahren, dem Heißhunger des Todes, seines arglistigsten, unversöhnlichsten und ewigen Feindes, in die Hände zu arbeiten?

---

*) Siehe das Buch des Herrn Newton. Seine Kinder sind die schönsten und gesündesten Geschöpfe, die man sich denken kann; die Mädchen sind vollendete Modelle für einen Bildhauer; ihre Sinnesart ist die sanfteste und freundlichste; die vernünftige Behandlung, welche sie in anderen Stücken erfahren, mag eine mitwirkende Ursache davon sein. In den ersten fünf Jahren ihres Lebens sterben von 18,000 Kindern, die geboren werden, 7500 an verschiedenen Krankheiten; und wie viele mehr von denen, die am Leben bleiben, werden durch nicht sofort tödtende Krankheiten unglücklich gemacht! Die Beschaffenheit und Menge der Milch bei Frauen wird durch den Genuß todten Fleisches wesentlich alterirt. Auf einer Insel bei Island, wo keine Vegetabilien zu erhalten sind, sterben die Kinder sämmtlich am Starrkrampfe, bevor sie drei Wochen alt sind, und die Bevölkerung wird vom Festlande ergänzt. — Sir G. Mackenzie's Geschichte von Island. — Siehe auch Rousseau's Emil, Kap. I, S. 53, 54 und 56.



# Alastor,

oder

# Der Geist der Einsamkeit.

Digitized by Google

# Vorwort des Verfassers.

Das „Alastor" betitelte Gedicht ist als ein allegorisches Bild eines der interessantesten Zustände der menschlichen Seele zu betrachten. Es schildert einen Jüngling von unverdorbenem Gemüth und abenteuerlichem Geiste, den eine Phantasie, die durch Vertrautheit mit allem Vortrefflichen und Erhabenen entflammt und geläutert ist, zur Betrachtung des Weltalls leitet. Er trinkt mit vollen Zügen aus den Quellen der Erkenntniß, und bleibt dennoch ungesättigt. Die Erhabenheit und Schönheit der äußeren Welt prägt sich tief in seine Gedanken ein, und verleiht ihren Gestaltungen eine unerschöpfliche Vielseitigkeit. So lange sein Streben sich auf so unendliche und unermessene Gegenstände zu lenken vermag, ist er heiter, ruhig und Herr seiner selbst. Aber es kommt eine Zeit, wo ihn diese Gegenstände nicht mehr befriedigen. Sein Geist erwacht endlich plötzlich, und dürstet nach dem Verkehr mit einem ihm ähnlichen Geiste. Er schafft sich in seiner Phantasie das Wesen, das er liebt. Da er mit den Spekulationen der erhabensten und vollkommensten Naturen vertraut ist, vereinigt die Vision, in welcher er seine eigenen Vorstellungen verkörpert, alles Wunderbare, Weise und Schöne, was der Dichter, der Philosoph oder der Liebende sich zu malen vermöchte. Die geistigen Fähigkeiten, die Phantasie, die Funktionen der Sinne tragen sämmtlich Verlangen nach der Sympathie entsprechender Kräfte in anderen menschlichen Wesen. Der Dichter, wie er hier geschildert wird, vereinigt all' diese Forderungen, und überträgt sie auf ein einziges Bild. Er sucht vergebens nach einem Ebenbilde dieser Schöpfung seiner Phantasie. Gebrochen von seiner Enttäuschung, steigt er in ein frühes Grab.

Dies Gemälde ist für den wirklichen Menschen nicht ohne Belehrung. Das auf sich selbst gestellte Alleinstehen des Dichters rächte sich durch die Furien einer unwiderstehlichen Leidenschaft, die ihn schnellem Untergang entgegentrieben. Aber die Macht, welche die Leuchtsterne dieser Welt mit plötzlicher Verfinsterung und Vernichtung trifft, indem sie ihnen ein allzu reizbares Gefühl für ihre Einwirkungen gab, verurtheilt die niederen Geister, welche sich von ihrer Herrschaft loszusagen wagen, zu langsamer und schleichender Vernichtung. Ihr Schicksal ist niedriger und ruhmloser, sowie auch ihre Schuld verächtlicher und schädlicher ist. Diejenigen, welche, von keinem edlen Irrthume verlockt, von keinem heiligen Durst nach zweifelhaftem Wissen angespornt, von keinem hehren Wahnbild betrogen, Nichts auf dieser Erde lieben und Nichts jenseit derselben hoffen, sondern sich fernhalten von allem Mitgefühl mit ihrem Geschlechte, sich nicht freuend mit den Fröhlichen und nicht trauernd mit den Betrübten, Diese und ihres Gleichen trifft ein gerecht abgemessener Fluch. Sie verzehren sich, weil Niemand mit ihnen gemeinschaftlich fühlt. Sie sind moralisch todt. Sie sind weder Freunde, noch Liebende, noch Väter, noch Bürger dieser Welt, noch Wohlthäter ihres Vaterlandes. Unter Denen, welche ohne menschliches Mitgefühl zu existiren versuchen, müssen die reinen und zarten Seelen durch das heftige, leidenschaftliche Sehnen nach verwandten Herzen untergehen, sobald ihnen die öde Leere ihres Geistes plötzlich fühlbar wird. Alle Andern, die Selbstsüchtigen, Verblendeten und Verstockten, sind jene in den Tag hinein lebenden Rotten, welche, nebst ihrem eigenen Elend, das immerwährende Elend und die trübe Einsamkeit der Welt verschulden. Diejenigen, welche ihre Mitwesen nicht lieben, führen ein unfruchtbares Leben, und bereiten ihrem Alter ein elendes Grab.

Die Guten sterben jung,
Und deren Herzen trocken wie der Staub
Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf!

Den 14. December 1815.

# Alastor,

oder

# Der Geist der Einsamkeit.

Nondum amabam, et amare amabam, quaerebam qui damarem amans amare.

*Confess. St. August.*

Luft, Erde, Meer, geliebte Brüder mir!
Wenn unsre große Mutter meiner Seele
Ein Fünkchen echter Frömmigkeit verlieh,
Zu fühlen eure Lieb', und dies Geschenk
Mit meiner Liebe dankbar zu vergelten;
Wenn je des Morgens Thau, des Mittags Duft,
Des Abends prächt'ger Sonnenuntergang,
Der hehren Mitternacht tiefathmend Schweigen;
Wenn je des Herbstes Seufzen durch den Wald;
Der Winter, der mit Schnee und Eiseskronen
Das fahle Gras, die kahlen Aeste ziert;
Wenn je die Wonneschauer, da der Lenz
Die ersten Küsse haucht, mir theuer waren;
Wenn keinen Vogel oder Käfer ich
Mit Wissen je verletzte, sondern stets
Als mir verwandte Wesen sie geliebt: —
O, dann vergebt mir dieses Ruhmeswort,
Geliebte Brüder, und entzieht mir jetzt
Nicht einen Theil der altgewohnten Gunst!

Mutter der unergründlich hehren Welt,
Weih dies erhabne Lied! Denn immer liebte

Ich dich, und dich allein; ich spähte nach
Dem Dunkel deines Pfads und deinem Schatten,
Und in die Tiefe deiner Räthsel blickt
Mein Herz allzeit hinab. Ich bettete
In Grüften und auf Särgen mich, allwo
Der Tod die dir entrungenen Trophäen
In langer Reih' verzeichnet, und ich hoffte
Das Lösungswort für jene stürmischen Fragen
Nach dir und deinen Kindern endlich doch
Zu finden, wenn ich einen Schemen zwänge,
Mir als dein Bote zu verkünden, wer
Und was wir sind. In einsam stillen Stunden,
Wenn durch der Nacht geheimnißvolles Schweigen
Ein geisterhaftes Flüstern nur erbebt,
Hab' ich, dem Alchymisten gleich, der kühn
Sein Leben setzt an eine finstre Hoffnung,
Seltsames Wort getauscht und ernste Blicke
Mit meinem keuschen Lieb, bis sich aus Thränen
Und athemlosen Küssen wundersam
Ein Zauber wob, so mächtig, daß die Nacht
Verrathen mußte, was du ihr vertraut. —
Und wenn du mir auch bis zum heut'gen Tag
Noch nie dein innerst Heiligthum enthülltest,
Ward doch in unsagbaren Träumen mir,
In Dämmrungsphantasien und Tagsgedanken
Genug entschleiert, daß ich heiter jetzt
Und ruhig, gleich der langvergess'nen Harfe,
Die in der Halle eines einsam öden
Und tief geheimnißvollen Tempels hängt,
Erwarte deinen Odem, große Mutter,
Auf daß mein Lied im Einklang mit dem Säuseln
Der Luft, mit Wald- und Meeresrauschen klinge,
Und mit den Stimmen aller Kreaturen,
Des Tages und der Nacht vereinten Hymnen,
Wie mit des Menschenherzens tiefstem Schlag. —

Ein Dichter lebt' einst, dessen frühes Grab
Nicht Menschenhand mit frommer Ehrfurcht baute;
Es thürmten nur des Herbstwinds Zauberwirbel
In öder Wildniß eine Pyramide
Von welkem Laub ob seines Leibes Rest;
Ein holder Jüngling — trauernd kam kein Mädchen,
Um seines ewigen Schlummers einsam Bett
Mit des Cypressenkranzes ernstem Laub
Und mit bethränter Blumen Zoll zu schmücken;
Sanft war er, brav und edel, doch kein Sänger
Rief seinem dunklen Loos ein Klaglied nach;
Er lebte, sang und starb in Einsamkeit.
Es weinten Fremde seinem brünst'gen Lied,
Und wenn er ungekannt vorüberging,
Erseufzten Jungfraun schmachtend, und verzehrten
Vor Sehnsucht sich nach seinen glühnden Augen.
Erloschen ist nun ihre sanfte Gluth,
Und Schweigen, das in seiner Stimme Klang
Verliebt, hat ihre stumme Musik nun
Verschlossen in des Grabes rauhen Bann.

Es nährten seine Kindheit Silberträume
Und hehre Phantasien. Jedweder Anblick
Und Ton der weiten Erde und der Luft
Fand einen Wiederhall in seinem Herzen.
Die Quellen göttlicher Philosophie,
Sie flohen seine durst'gen Lippen nicht;
Und alles Große, Gute, Liebliche,
Was je ein Mund in Wahrheit oder Dichtung
Geheiligt, fühlt' und wußt' er. Als die Kindheit
Entschwunden war, schied er vom kalten Herd
Und aus dem fremdgewordnen Heimatland,
Um wundersamer Wahrheit nachzuforschen
In unentdeckten Landen. Manche Wüste
Und mancher Wildniß Labyrinth durchirrte
Furchtlos sein Fuß; und seines holden Blicks

Und seiner süßen Stimme Macht gewann
Von Wilden Obdach ihm und Mahl. Er folgte
Den räthselvollen Schritten der Natur,
Gleichwie ihr Schatten, wo der glühe Rauch
Des feuerspeinden Bergs ob den Gefilden
Von Schnee und Eis emporsteigt; oder wo
Die träge Fluth des Erdpechsees beständig
An schwarzen, kahlen Inseln brandet; oder
Wo zackige Höhlen, die, im Dunkel tief
Verborgen, sich erstrecken zu den Quellen
Des Feuers und des Giftes, unzugänglich
Der Habgier und dem Stolz, ihr blitzend Dach
Von Gold und Diamanten wölben ob
Zahllosen, unermeßlich weiten Hallen,
Mit Säulen von Krystall und Perlennischen
Und Thronen, die von Chrysolith erbaut.
Doch hatt' auch jene Schau von größrer Pracht
Als Gold und Edelstein: die grüne Erde
Mit ihrem wechselvollen Himmelszelt,
In seinem Herzen nicht das ew'ge Recht
Auf Liebe und Bewunderung verloren;
In einsam stillen Thälern weilt' er gern,
Die Wildniß sich zur Heimatstatt erwählend,
Bis, angelockt von seinem sanften Blick,
Das Eichhorn und die Taube traulich ihm
Die Atzung aus der frommen Hand entnahmen,
Und die Gazelle, die zusammenschrickt,
Wenn nur das dürre Laub im Dickicht rauscht,
Die scheuen Schritte hemmte, um ein Bild,
Das ihre eigne liebliche Gestalt
An Schönheit übertraf, zu schaun.

Er suchte
Auf seinen Wanderfahrten, von dem Flug
Erhabener Gedanken angespornt,
Vergangner Zeiten hehre Trümmer auf: —

Tyrus, Athen und Baalbek und die Wüste,
Wo einstmals Salem stand, und Babylon's
Gesunkne Thürme, Memphis, Theben auch,
Die ew'gen Pyramiden, und was irgend
An wundersamer Mähr auf Obelisken
Von Alabaster, auf dem Jaspisgrab
Und auf der Sphinx verstümmeltem Gebild
Des dunklen Aethiopiens Hügel bergen.
Dort weilt' er unter eingestürzten Tempeln,
Riesigen Säulen und phantast'schen Bildern
Von übermenschlichen Gestalten, wo
Marmor-Dämonen kalt das eherne
Geheimniß des Zodiakus bewachen,
Und Todte an den stummen Mauern rings
Eingruben ihre schweigenden Gedanken;
Er brütete den langen heißen Tag
Ob dieser Chronik von der Erde Jugend,
Und starrte auf die sprachlos stummen Bilder;
Selbst wenn der Mond mit unbestimmten Schatten
Die düstern Hallen füllte, ruht' er nicht
Von seinem Werke, sondern späht' und spähte,
Bis, wie ein Blitz der Eingebung, der Sinn
Sich seinem träumenden Gehirn enthüllte,
Und das Geheimniß der Geburt der Zeit
Vor seinem Auge klar erschlossen lag.

Indessen bracht' ihm täglich eine Maid
Arabiens aus des Vaters Zelt ihr Mahl,
Und breitet' ihre Matte ihm zum Lager
Und stahl von Ruh und Tagwerk sich hinweg,
Um seiner Schritte Pflegerin zu sein.
Sie liebt' ihn, doch aus tiefer Ehrfurcht wagte
Sie nicht, ihm ihre Liebe zu gestehn;
Sie wachte Nächtens über seinen Schlaf,
Selbst schlummerlos, auf seine Lippen blickend,
Die, halb getrennt, der unschuldsvollen Träume

Gleichmäß'gen Odemzug entsandten; dann,
Wenn vor dem Morgenroth der blasse Mond
Noch mehr erblasste, kehrte sie verstört
Und bleich und matt zu ihrem Zelt zurück.

Der Dichter wanderte begeistrungsvoll
Durch Persien und Arabien, durch die Wüste
Karmaniens, und über die Gebirge,
Die luftigen, aus deren Eiseshöhlen
Der Indus und der Oxus niederstürzen;
Bis fern in Kaschmir's einsam stillstem Thal,
Wo Duftgewächse unter hohlen Felsen
Zu einer schattigen Laube sich verzweigen,
An eines plätschernden Baches Ufer er
Die müden Glieder streckte. Ein Gesicht
Kam über seinen Schlummer hier, — ein Traum
Von Hoffnungen, die seine Wange nie
Zuvor geröthet. Ein verschleiert Mädchen,
So träumt' er, säße neben ihm und spräche
Mit feierlichen Tönen sanft ihn an.
Die Stimme glich der Stimme seiner Seele,
Wie er bei ruhigem Denken sie vernahm;
Und ihre Musik hielt, wie wenn das Säuseln
Der Lüfte sich mit Stromesrauschen mischt,
Sein innerst Herz in ihrem Zaubernetz
Voll bunten Wechsels lange festgebannt.
Von Wissen sprach, von Wahrheit, Tugend sie,
Von hehren Hoffnungen erhabner Freiheit,
Von allen seinen theuersten Gedanken,
Von Poesie, selbst eine Dichterin.
Bald strömte ihres reinen Geistes Gluth
Durchdringend Feuer durch ihr ganzes Wesen,
Und wilde Rhythmen hub sie an, indeß
Ein bebend Schluchzen ihr die Stimme halb
Erstickte, die von sanfter Inbrunst schwoll.
Nur ihre schönen Hände waren bloß,

Und sie entlockten einer Wunderharfe
Seltsame Melodie, und in der Adern
Vielästiger Verzweigung sprach das Blut
Beredtsam eine unsagbare Mähr.
Das Pochen ihres Herzens hörte man
Der Musik Pausen füllen, und ihr Odem
Fiel in die Unterbrechung des Gesangs
Wildathmend ein. Auf einmal stand sie auf,
Als könnt' ihr ungeduldig Herz nicht länger
Ertragen mehr die Last; — er wandte sich,
Und sah in ihres Wesens warmem Licht
Erglühen unterm luftgewobnen Schleier
Die herrliche Gestalt; die Arme jetzt
Entblößt und sehnend zu ihm ausgestreckt,
Das dunkle Lockenhaar im Nachtwind fluthend,
Der Augen Strahl gesenkt, die holden Lippen
Bleich, bebend vor Erwartung aufgethan.
Vom Uebermaß der Liebe sank und siechte
Sein starkes Herz. Ein Schauer fasst' ihn an,
Sein Athem stockte, und er breitete
Die Arme aus, um an sein Herz zu pressen
Die wogende Brust. Erst wich sie scheu zurück,
Dann, überwältigt von Entzücken, schloß
Sie ihn mit wahnsinnwildem Ungestüm
Und jauchzendem Schrei in ihre Schattenarme.
Nacht hüllte sich um sein geblendet Auge,
Und Finsterniß verschlang das Traumgesicht;
Und wieder wälzte seine dunklen Wogen,
Wie eine schwarze Fluth, im Lauf gehemmt,
Der Schlaf zurück auf sein gebanntes Hirn.
Emporgeschreckt, erwacht' er von dem Zauber; —
Das kalte weiße Licht des Morgens, tief
Im West der bleiche Mond, die grellen Hügel,
Das ferne Thal, die stummen Wälder breiten
Vor seinem Blick sich aus. Wohin entflohn
Die Himmelsfarben, die ob seinem Lager

Als Baldachin sich wölbten gestern Nacht?
Die Klänge, die ihn süß in Schlaf gewiegt,
Die Majestät der räthselvollen Erde,
Die Wonne, die Verzückung? Müde starrt
Und leer sein Auge auf die Oede, wie
Der Mond im Meer zum Himmelsmonde aufblickt.
Der Geist der holden Erdenliebe sandte
Ein Traumgesicht auf Dessen Schlaf hinab,
Der seiner Gaben auserlesenste
Verachtet hat. Nun jagt er eifrigst nach
Jenseit des Träumereichs dem flücht'gen Schatten,
Und überspringt die Schranken. Wehe, weh!
War Odem und Gestalt und Wesen so
Verrätherisch verknüpft? Verloren, ach,
Verloren ewig nun im finstern, öden,
Pfadlosen Reich des Schlafs die Huldgestalt!
Führt uns des Todes dunkles Thor, o Schlaf,
In dein geheimnißvolles Paradies?
Und führt das lichte Bild des Regenbogens,
Der Berge, die im stillen See sich spiegeln,
Zur schwarzen Wassertiefe nur hinab,
Indeß des Todes blau Gewölb, umwallt
Von ekelhaftem Dunst, wo jeder Schatten,
Der aus der Gruft Verwesungsnacht entsteigt,
Sein Auge vorm verhassten Tag verbirgt,
Dein Wonnereich, o Schlaf, vor uns erschließt?
Der Zweifel plötzlich überfluthete
Mit Macht sein Herz; das ungestillte Sehnen,
Das er erweckte, stachelte sein Hirn
Wie der Verzweiflung Qual.

So lang der Tag
Am Himmel noch erglänzte, hielt der Dichter
Mit seiner Seel' ein stummes Zwiegespräch.
Doch Nachts erschien die wilde Leidenschaft,
Gleich dem Gespenste eines Fiebertraums,

Und schreckt' ihn auf aus seiner Ruh', und jagte
Ihn in die dunkle Nacht. Gleichwie ein Adler,
Umringelt von der grünen Schlange Leib,
In seiner Brust die Gluth des Giftes fühlt,
Und, wahnsinnswild vor Qual, durch Nacht und Tag,
Durch Sturm und Windesruhe und Gewölk,
Des weiten Lüftereiches Wüstenein
In blindem Flug durcheilt: so floh der Dichter,
Vom lichten Schatten seines Traums gespornt,
Beim kalten Schein der einsam öden Nacht
Durch Sumpfesdickicht und durch steile Schlüfte,
Achtlosen Schritts die monderhellte Schlange
Aufstörend. Endlich tagte seiner Flucht
Das Morgenroth, und überhauchte ihm
Mit seinen Lebensgluthen wie zum Hohn
Die todesbleiche Wange. Fürbaß schritt er,
Bis er von Petra's steiler Höhe fern,
Gleich einer Wolke tief am Himmelsrand,
Den riesigen Aornos ragen sah.
Durch Balkh, und wo der Partherkönige
Verlass'ne Gräber ihren Trümmerstaub
In alle Winde streuen, schritt er vorwärts,
Die Stunden trüb vergeudend Tag um Tag,
In seiner Brust den tiefen Kummer tragend,
Der ewig fraß an seines Lebens Gluth.
Sein Leib war hager jetzt, sein flatternd Haar,
Gedörrt vom Herbste wundersamen Leids,
Pfiff Klagelieder in dem Sturm; die Hand
Hing schlaff und knochig in der welken Haut;
Nur in den dunklen Augen brannte noch
Das Leben und die Gluth, die es verzehrte,
Wie heimlich Feuer in dem Ofen glimmt.
Der Landmann, der mit menschlich milder Hand
Ihm Nahrung reichte, sah den flücht'gen Gast
Erstaunt voll Grausen an. Der Bergeshirt,
Der die gespenstige Erscheinung traf

An schwindelndem Abgrund, wähnte, daß der Geist
Des Sturms mit jachem Odem, Blitzesaugen
Und Füßen, die im aufgethürmten Schnee
Spurlos dahingeeilt, vom Laufe ruhte.
Das Kind barg ängstlich in der Mutter Kleid
Sein Antlitz, von der Augen Gluth erschreckt,
Und sah ihr wunderbares Leuchten oft
In Träumen spätrer Zeit. Doch junge Mädchen,
Von der Natur belehrt, verstanden halb
Das Weh, das ihn verzehrte, nannten ihn
Mit falschen Namen Freund und Bruder, drückten
Beim Scheiden ihm die marmorblasse Hand,
Und schauten feuchten Augs hinab den Pfad,
Auf dem er ihres Vaters Thür verließ.

Am öden Strand Chorasmiens, wo sich trüb
Die Wüste faulender Moräste dehnt,
Hemmt' endlich er den Schritt. Zum Meeresufer
Trieb's ihn gewaltig hin. Dort weilt' ein Schwan
Im hohen Schilfe eines trägen Stroms.
Er schwang sich auf, als sich der Dichter nahte,
Und stieg mit starken Schwingen himmelan,
Hoch übers unermeßlich weite Meer
Sein Glanzgefieder tragend. Jener folgte
Mit seinem Blick des Vogels Flug, und sprach:
„O schöner Vogel, du hast eine Heimat!
Du fliegst zum Neste hin, wo dein Gespons
Den weichen Silberhals um deinen schmiegt,
Und bei der Heimkehr dich mit Augen grüßt,
Die zärtlich von der Lust Entzücken strahlen.
Und was bin ich, daß ich hier weilen sollte,
Mit einer Stimme, die noch süßer ist
Als dein hinsterbend Lied, mit größrem Geist,
Mit schönerer Gestalt als du begabt,
Um an die taube Luft, die blinde Erde,
Und an den Himmel, der kein Echo hat

Für meine Gluthgedanken, zu vergeuden
So überlegne Kraft?" — Ein düstres Lächeln
Verzweiflungsvoller Hoffnung zitterte
Um seinen Mund. Er wußte, daß der Schlaf
Erbarmungslos das theure Bild umschloß;
Und selbst der stumme Tod, der, ach! vielleicht
So treulos wie der Schlummer, lockte ihn
Nur schattenhaft, mit doppelsinnigem Lächeln
Verspottend seiner eignen Wunder Reiz.

Erschreckt von seinen brütenden Gedanken,
Späht' er umher. Kein schöner Dämon war
Ringsum zu sehn, kein grausenvoller Anblick,
Kein Mißton rings, als in der eignen Brust.
Da plötzlich sah sein unstät suchend Auge
Ein kleines Boot, das nah dem Ufer schwamm.
Längst war's verlassen, denn die Planken klafften
Von manchem Riß, und bei der Fluth Gewog
Erbebte sein gebrechlich morscher Kiel.
Ein ruheloser Trieb drängt' ihn, dem Kahn
Sich zu vertraun, und auf der öden Wüste
Des Oceans einsamen Tod zu suchen;
Denn jener mächt'ge Schatten, wußt' er, liebt
Der schlammigen Tiefe vielbevölkert Haus.

Der Tag war schön und sonnig; Meer und Himmel
Erglomm in seinen Strahlen, und vom Ufer,
Die Wellen schwärzend, heftig blies der Wind.
Der Sehnsucht seines Herzens folgend, sprang
Ins Boot der Wandrer, spreitete den Mantel
Hoch aus am kahlen Mast, und setzte sich
Auf seinen einsam stillen Platz, und fühlte,
Wie, gleich der Wolke, vom Orkan gejagt,
Der Nachen übers ruhige Wasser schoß.

Sowie ein Kahn in Silberträumen fliegt,
Von duftiger Winde Hauch dahingeführt

Durch glänzendes Gewölk, so rasch durchglitt
Das Boot die dunkle, schaumgekrönte Fluth.
Ein Sturmwind trieb es fort mit jäher Macht
Und ungestümen Stößen durch die Brandung
Des weißbehelmten, zornig wilden Meers.
Und hoch und höher sträubten ihren Kamm
Die Wellen unterm Geißelhieb des Sturmes,
Sowie die Schlange, die der Aar umkrallt.
Doch ruhig heiter in dem grausen Kampfe,
Wo Well' auf Welle prallt, und Sturm auf Sturm
Herniedertobt, und wo die schwarze Fluth
Sich in des Strudels dunklen Abgrund stürzt,
Saß der Poet, das Steuer fest umklammernd,
Als sollten ihn der Tiefe Geister leiten
Zu jener heißgeliebten Augen Licht.

Der Abend kam; die Purpurstrahlen färbten
Mit Regenbogenglanz den sprühnden Gischt,
Der sich ob seinem Meerespfade hoch,
Bald hier, bald dort, zu einem Schaumdach wölbte.
Langsam dem Ost enthob die Dämmrung sich,
Mit ihrer Locken dunklerm Kranz umschattend
Des Tages heitre Stirn und Strahlenaugen.
Dann kam die Nacht in ihrem Sternenkleid.
Von allen Seiten stürmten schrecklicher
Der bergigen Meereswildniß tausend Ströme
Zum Krieg herbei, in wildem Aufruhr donnernd,
Als höhnten sie des Sternenhimmels Ruh'.
Das kleine Boot flog vor dem Sturm dahin,
Flog immer, immer noch dahin, wie Schaum
Des Winterstromes jähen Fall hinabschießt;
Jetzt weilt es auf dem Rand zerschellter Woge,
Und jetzt weit hinter ihm zerbirst der Schwall,
Ob dessen Sturz der Ocean erbebt.
So sicher trieb es weiter seinen Pfad,
Als ob die welke menschliche Gestalt

An seinem Bord ein Gott der Elemente
Gewesen sei.

Um Mitternacht ging auf
Der Mond, und sieh! die himmelhohen Felsen
Des Kaukasus, deß eisbedeckter Grat
Wie Sonnenlicht inmitten Sternen glänzt,
Um deß zerklüfteten Fuß in ew'gem Kampf
Die Strudel und die Wellen rastlos toben,
Sind nah dem Blick. — Wer wird ihn retten, wer? —
Fort schießt das Boot, von siedender Fluth gejagt, —
Der Klippen schwarze Zackenarme strecken
Sich nach ihm aus, zerborsten hängt der Berg,
Der unheildräunde, übers Meer hinab,
Und schneller, immer schneller fliegt das Boot,
Mit übermenschlicher Gewalt, am Abhang
Der flücht'gen Welle, die es trägt, dahin.
Dort gähnte eine Höhlung, und verschlang
In ihrer Schlüfte Windungen das Meer.
Unaufgehalten weiter schoß das Boot.
„Traumbild und Liebe!“ rief der Dichter laut,
„Ich sah den Pfad, auf dem du mir entflohst.
Nicht lange mehr soll Schlaf und Tod uns trennen!“

Der Nachen trieb hinab der Höhle Windung.
Das Tageslicht schien endlich auf die Fluth
Des finstern Stroms; und wo der tollste Kampf
Der Wogen ruht, schwamm langsam jetzt das Boot
Auf unergründlich tiefem Fluß dahin.
Wo der zerspaltne Berg die schwarzen Schluchten
Dem Licht des azurblauen Himmels bot,
Bevor der ungeheure Wasserschwall
Zum Grund des Kaukasus hinunterschoß
Mit einem Donnertone, der die Felsen,
Die ewigen, erschütterte, da füllte
Die Fluth mit Einem Wirbelsturz den Schlund;
In unermeßlich schnellen Kreisen stieg

Die Springfluth Stuf' auf Stufe, und zerbarst
Im Wechselanprall an den knorrigen Wurzeln
Gewalt'ger Bäume, die die Riesenarme
Ausstreckten über ihr in Finsterniß.
Inmitten stand ein sumpfig schwarzer Teich
In fürchterlicher, trügerischer Ruh',
Der jed' Gewölk verzerrend spiegelte.
Ergriffen von des steigenden Strudels Schwung,
Dreht sich, und dreht, und dreht mit Schwindelhast
Von Zackenring zu Ring empor das Boot,
Bis an der äußersten Windung jähem Rand,
Wo, sich durch einen Felsenspalt ergießend,
Die Wasser überströmen, und inmitten
Des Wogenkampfs ein glatter Spiegel blieb,
Der Nachen schaudernd schwebte. Wird er stürzen
Hinunter in den Abgrund? Wird die Fluth
Des Widerstroms ihn in den Schlund verschlingen?
Wird er versinken jetzt? Ein leiser Hauch
Des Westwinds schwellt sein ausgespanntes Segel,
Und sieh! auf sanftbewegtem Strome gleitet
Er zwischen moosbegrünten Ufern hin,
Von einem Haindach überwölbt; und horch!
Des grausen Strudels fernes Brüllen mischt
Dem Säuseln sich des tönereichen Hains.
Wo das umschattende Gebüsch zurückweicht,
Und eine kleine grüne Matte läßt,
Schließt sich die Bucht, von Ufern eingeengt,
An deren Rande goldne Blumen stets
Im ruhigen Krystall der klaren Fluth
Die niederwärts gesenkten Augen spiegeln.
Der Wellenschlag des Bootes störte sie
Im sinnenden Geschäfte, das bis heut
Des irren Vogels Flug, des Windes Kosen,
Des Schilfrohrs Fallen und ihr eigenes
Verwelken einzig noch gestört. Den Dichter
Ergriff das Sehnen, sein verdorrtes Haar

Mit ihres Farbenglanzes Pracht zu schmücken;
Doch in sein Herz kam Einsamkeit zurück,
Und er entschlug des Wunsches sich. Noch hatte
Der starke Trieb, der in der Wangen Gluth,
Dem trüb gesenkten Blick, dem siechen Leib
Verborgen glimmte, nicht sein Amt erfüllt;
Und hing ob seinem Leben, wie der Blitz
Aufleuchtet im Gewölk, eh' sich's entladet,
Und eh' die Fluth der Nacht sich um ihn schließt.

Die Mittagssonne schien jetzt auf den Wald,
Ein riesig Schattenmeer, deß braune Pracht
Den Thalgrund einer engen Schlucht umgürtet.
Dort spotten mächt'ge Höhlen, eingehaun
Dem dunklen Fuß der himmelhohen Felsen,
Des Waldes Klageton im Widerhall.
Das dichtverschlungne Laubwerk und Gezweig
Wob Dämmrung um des Dichters Pfad, als er,
Von Liebe, Traum, Gott oder mächt'germ Tod
Gelenkt, im Herzen der Natur die Ruhstatt
Sich suchte, ihre Wiege und sein Grab.
Dunkler und dunkler breiten sich die Schatten.
Mit knorrigem Riesenarm umschlingt die Eiche
Der Buche helles Laub. Die Pyramiden
Der schlanken Ceder bilden, hochgewölbt,
Erhabne Kuppeln, unter denen tief,
Wie Wolken am smaragdnen Himmelszelt,
Der Esche und Akazie Blätter bleich
Und zitternd hangen. Bunten Schlangen gleich,
In Irispracht und Feuerfarben schillernd,
Umklammert Schlinggewächs, mit tausend Blüthen
Besternt, der Bäume graue Stämme rings;
Und wie der Kinderaugen heitrer Strahl
Mit sanftem Sinn und unschuldsvollster List
Die Herzen der Geliebten hold umflicht,
So rankt es sich um die vermählten Zweige,

Noch mehr befest'gend ihren Bund. Das Laub
Webt aus des Tages dunkelblauem Licht
Und aus der Mittagshelligkeit der Nacht
Ein vielverschlungnes Netz, so wandelbar
Wie zauberhafter Wolken Truggebilde.
Im Schatten dieser Baldachine dehnt
Sich schwellender Matten sammetweiches Moos,
Von würz'gen Kräutern duftend, und erhellt
Von tausend lieben kleinen Blüthenaugen.
Die schwärzeste Schlucht entsandt' aus ihren Büschen
Von Bisamrosen, mit Jasmin verzweigt,
Ein seelbetäubend Düften, das den Wandrer
Einlud zu holderem Geheimniß noch.
Dämmrung und Schweigen halten hier im Thal,
Wie Zwillingsschwestern, ihre Mittagswacht,
Und schweben unterm Schattendach dahin,
Gleich Dunstgestalten, flüchtig nur erblickt.
Dahinter rauscht ein blinkend schwarzer Quell
Von tiefkrystallner Fluth, und spiegelt ab
Das dichtverwobene Gezweige droben,
Und jedes hängende Blatt, und jeden Fleck
Des blauen Himmels zwischen ihrem Dach;
Und Nichts verwischt das Bild im Wasserspiegel,
Als eines Sternes Flimmern, der das Gitter
Des Laubes hin und wieder hell durchblitzt,
Ein bunter Vogel, der im Mondlicht ruht,
Ein prächtiges Insekt, das lautlos fliegt,
Und noch den Tag nicht kennt, eh' seine Schwingen
Dem Aug' des Mittags ihre Pracht gezeigt.

Der Dichter kam hieher. Im dunklen Grund
Der stillen Quelle sah er abgespiegelt
Durchs wirre Haar der Augen bleiches Licht;
Sowie das Menschenherz, das sich im Traum
Hinwegschwingt übers dunkle Thor des Grabes,
Sein eigen trügrisch Bildniß dort erblickt.

Er hört der Blätter und des Grases Rauschen,
Das eines ungewohnten Wesens Nähe
Erschreckt zu künden scheint, und hört das Plätschern
Des holden Bachs, der jenem Quell entströmt.
Ein Geist schien neben ihm zu stehn, gehüllt
In kein Gewand von Silber oder Licht,
Aus Allem, was die Erd' an Majestät,
Geheimniß oder Anmuth beut, gewebt; —
Im Waldesrauschen nur, im stummen Quell,
Im Bachgeplauder und im Abenddämmern,
Das tiefre Schatten jetzt entsandte, redend,
Hielt Zwiesprach er mit ihm, als wären sie
Die einz'gen Wesen in der weiten Schöpfung.
Nur, wenn sein Blick tief sinnend sich erhob,
So glänzten seines Brütens düstrem Schaun
Zwei Sternenaugen, die mit heiterem,
Azurnem Lächeln ihm zu winken schienen.

Dem Licht gehorsam, das in seiner Seele
Erglomm, folgt' er den Windungen des Thals.
Muthwillig floß und wild der kleine Bach
Durch manche grüne Schlucht im Waldesschatten.
Zuweilen murmelte er feierlich
Und ernst mit dumpfer Melodie durchs Moos;
Dann tanzt' er über glatte Kiesel hin,
Im Springen lachend, frohen Kindern gleich;
Dann wieder schlich er ruhig durchs Gefild,
Jedwedes Kraut und jede Blume spiegelnd,
Die über seinem stillen Spiegel hing.
„O Bach, deß Quell so unermeßlich tief,
Wohin fließt dein geheimnißvoller Strom?
Du bist ein Abbild meines Lebens mir.
Die dunkle Ruh', der Wellen blinkend Spiel,
Die hohlen Schlünde, die du birgst, dein Lauf,
So unsichtbar, dein unerforschter Quell,
Sie alle gleichen mir; und sicher mag

Das unermess'ne Meer, der weite Himmel
So leicht mir sagen, welche schlammige Höhle,
Welch flücht'ge Wolke dein Gewässer hegt,
Als mir das Weltall Kunde geben kann,
Wo diese lebenden Gedanken einst
Verweilen werden, wenn, auf deinen Blumen
Gebettet, mein vermoderndes Gebein
Im Hauch des Windes bleicht!"

Er wanderte
Am grasigen Uferhang des kleinen Baches;
Ins grüne Moos eindrückt' er seinen Fuß,
Der von des Fiebers Gluth erzitterte.
Gleich einem Kranken, der in Wahnsinnslust
Vom Fieberlager aufspringt, eilt' er fort;
Doch nicht, gleich ihm, der finstern Gruft vergessend,
In die er niedersteigen muß, sobald
Des matten Taumels Flamme sich verzehrt.
Mit raschen Schritten in der Bäume Schatten
Geht er des Murmelbaches Lauf entlang;
Und jetzt vertauscht den ernsten Waldesdom
Er mit dem lichten Glanz des Abendhimmels.
Aus dürrem Moose lugte grau Gestein,
Und hemmte des empörten Baches Wellen;
Den rauhen Abhang überschatteten
Des feinen Schachtelhalmes schlanke Stengel,
Und knorrige Wurzeln alter Fichten nur,
Zweiglos und blitzversehrt, umklammerten
Den harten Boden. Ein allmählicher,
Doch grausenhafter Wechsel! Denn, wie schnell
Die Jahre fliehn, die glatte Stirn sich runzelt,
Das braune Haar erbleicht, und gläsern starr
Die einst thauglänzenden Augensterne funkeln:
So wich der Blumen Pracht, der kühle Schatten
Des grünen Hains, mit seinem holden Duft
Und süßen Schalle, hinter ihm zurück.

Doch ruhig folgte er dem Strom, der jetzt
Mit stärkrer Fluth des Thales Labyrinth
Durchrollte, und mit winterlicher Hast
Die Bahn sich grub in kühngeschwungnen Krümmen.
Ringsum jetzt thürmten Felsen sich empor,
Seltsam geformt, die ihre schwarzen Zinnen
Im Abendlicht erhoben, und ihr Grat,
Des Gießbachs Bett verfinsternd, zeigte droben,
Inmitten wankend morschen Steingerölls,
Vielrissige Klüfte, schwarze Höhlenrachen,
Aus deren Windungen des Stromes Brausen
In tausendfachem Echo wiederscholl.
Sieh! wo der Engpaß gähnend weit sich dehnt,
Stürzt schroff hinab der Berg, und scheint die Welt
Mit seiner Klippen Kamm zu überhängen;
Denn unten breiten sich, vom falben Mond
Und von der bleichen Sterne Glanz beschienen,
Gewalt'ge Ströme, inselreiche Seen,
Lichtblaue Berge, dämmernde Gefilde,
Gehüllt ins bleiern matte Abenddunkel,
Und an des fernen Horizontes Saum
Die purpurglühnden Hügel, deren Leuchten
Sich mit dem Zwielicht mischt. Der Vordergrund
Erhob in nackter, strenger Einfachheit
Sich als ein Widerspiel der weiten Welt.
Ein Fichtenbaum, im Fels gewurzelt, streckte
Die schwanken Aeste übern Abgrund hin,
Bei jedem Windesstoß eintönig ächzend,
In jeder Sturmespause klagevoll
Sein feierliches Lied mit dem Geheul,
Gezisch und Donnern heimatloser Ströme
Verbindend, während jäh der breite Fluß
Schäumend den rauhen Pfad hinuntereilt,
Und in die unermess'ne Tiefe stürzt,
Im flücht'gen Winde seine Fluth verstäubend.

Allein die graue Schlucht, der Fichtenbaum
Und wilde Bergstrom waren Alles nicht: —
Ein stiller Winkel war noch dort. Am Saume
Der steilen Höh', begrenzt von knorrigen Wurzeln
Und losgebröckelten Felsenquadern, sah
Er heiter auf die finstre Welt hinab,
Und heiter zu dem Sterngewölb empor.
Es war ein ruhig Plätzchen, das im Schooß
Des Grausens selbst zu lächeln schien. Der Epheu
Umschloß mit rankenden Armen das Gestein,
Und zierte mit dem immergrünen Laub
Und dunkler Beeren Glanz den glatten Estrich
Des jungfräulichen Grunds, und hieher trug
Des Herbstwinds wilde Brut in neckischem Spiel
Die lichten Blätter, deren welkes Laub,
In rother, gelber oder bleicher Pracht,
Sich mit dem Stolz des Sommers messen darf.
Hier weilt jedweder sanfte Wind, deß Hauch
Die Wildniß Ruhe lieben lehren kann.
Ein Schritt, ein einz'ger Menschenschritt hat je
Die Stille seiner Einsamkeit betreten, —
Und Eine Stimme seinen Wiederhall
Allein geweckt; — die Stimme, die hieher kam,
Sich wiegend auf der Winde Fittigen,
Und die das schönste Menschenbild verlockt,
In dieser öden Wildniß zu bestatten
Der hehren Glieder Pracht und Lieblichkeit,
Zu opfern den erhabnen Stolz, sein Lied
Dem fühllos rauhen Sturme zu vertraun,
Und in dem feuchten Laub und Höhlenschutt,
Draus Moosgeflecht und bunte Blumen keimen,
Der Wangen Farbenspiel, die schneeige Brust,
Der dunklen Augen müden Blick zu bergen.

Die bleiche Mondessichel schwebte tief
Am Saum des Horizonts, und goß ein Glanzmeer

Ueber die fernen Berge. Fahler Nebel
Erfüllte weit die unbegrenzte Luft,
Und sättigte sich in dem Mondenlicht.
Kein Stern erglomm, es regte sich kein Laut,
An jenem Abgrund schliefen selbst die Stürme,
Die grimmigen Gespielen der Gefahr,
In seinem Arm gewiegt. — O Sturm des Todes,
Deß unsichtbare Hast die Nacht durchbraust!
Und du, gigantisches Geripp, das du,
In deiner allverheerenden Gewalt
Seit je ihr unentrinnbar Schicksal leitend,
Der König dieser schwachen Erde bist:
Vom Blutgefild der Schlacht, vom Krankenhaus,
Dem pestumqualmten, von dem heil'gen Lager
Des Patrioten, von dem schneeigen Pfühl
Der Unschuld, vom Schafott und Throne ruft
Dich eine mächt'ge Stimme. Die Vernichtung
Ruft ihren Bruder Tod. Mit Mordbegier
Die Welt durchstreifend, hat er eine seltne
Und königliche Beute dir bereitet;
Von ihr gesättigt, raste nun, und laß,
Wie Blumen oder kriechendes Gewürm,
Die Menschen still ins Grab hinuntergehn,
Und länger nicht gebrochner Herzen Zoll
An deinem Altar unbeachtet spenden!

Als in das Thor der grünen Einsamkeit
Der Wandrer eintrat, wußt' er, daß der Tod
Ob seinem Haupte schwebe. Doch bevor
Sein hoher, heil'ger Geist entfloh, verweilte
Er bei den Bildern der Vergangenheit,
Die seine stille Seele hehr umwebten,
Dem Flüstern tönereicher Winde gleich,
Das hinwallt durch ein dämmerndes Gemach.
Dort auf der alten Fichte rauhen Stamm
Stützt' er die bleiche, abgezehrte Hand;

Sein müdes Haupt lehnt' er auf einen Stein,
Mit Epheu überwachsen; seine Glieder,
In regungsloser Todesschlaffheit, ruhten
Am sanften Abhang jener finstern Schlucht.
So lag er dort, und ließ gemessnen Flugs
Der Lebenskräfte letzten Puls entströmen.
Die Quäler Hoffnung und Verzweiflung schliefen;
Es störten seine Ruhe weder Furcht,
Noch ird'sche Pein. Nur was die Sinne schauten,
Und was sein schmerzenloses Sein empfand,
Das schwächer jetzt und schwächer still verrann,
Gab Nahrung seines Denkens ruhigem Strom,
Bis er nur leis und lächelnd athmete.
Sein letzter Blick fiel auf den mächt'gen Mond,
Deß breite Sichel an dem Westrand schwamm
Der weiten Welt, und ihre falben Strahlen
Verwebte mit der Dunkelheit der Nacht.
Jetzt ruht auf den gezackten Hügeln sie,
Und als das prächt'ge Meteor versank,
Rann matt und matter auch das Blut des Dichters,
Das mit der Fluth und Ebbe der Natur
In mystisch tiefem Einklang immer floß.
Und als zwei kleine Fünkchen nur des Lichts
Noch durch das Dunkel glänzten, tönte kaum
Sein leises Athmen durch die stille Nacht.
Bis auch der letzte Strahl erloschen war,
Erbebte seines Herzens Pulsschlag noch.
Jetzt stockt er — zuckend regt er jetzt sich wieder.
Doch als in schwarzer Nacht der Himmel thronte,
Umhüllten die geheimnißvollen Schatten
Ein Menschenbild, still, kalt und regungslos,
Der leeren Luft und stummen Erde gleich.
Wie jener Nebel, den die goldnen Strahlen
Der Sonne färbten, eh' des Abends Hauch
Zum finstern Bahrtuch ihn verdunkelte,
War jetzt die herrliche Gestalt zu schaun —

Bewegungslos, gefühllos und entgöttert, —
Ein schwaches Saitenspiel, durch dessen Saiten
Des Himmels leiser Wind melodisch strich, —
Ein schöner Strom, den tausendstimmig rauschend
Die Wellen einst genährt, — ein Jugendtraum,
Den Nacht und Zeit für immer ausgelöscht,
Todt, düster, schweigend und vergessen jetzt.

O, wär' Medea's Zaubertrank zur Stelle,
Der, wo ein Tropfen nur zur Erde fiel,
Der schönsten Blumen Flor entkeimen ließ,
Und aus dem blätterlosen Winterzweig
Der Frühlingsblüthen frischen Duft entlockte!
O, lieh' uns Gott, in Giften so verschwendrisch,
Den Kelch, den nur Ein Sterblicher geleert,
Der jetzt, des ew'gen Zorns Gefäß, ein Sklave,
Nicht stolz ist auf den grausen Fluch, den er
Alleine trägt, der ew'ge Weltenwandrer,
Einsam, dem Todesdämon gleich! O, wär'
Des Magiers Traum in seiner Zauberhöhle,
Wenn er mit todeskrampfigen Händen noch
Des Tiegels Aschenrest nach Macht und Leben
Mit finsterm Blick durchwühlt, das einzig wahre
Gesetz, das diese holde Welt regiert!
Doch du entschwandest wie ein Nebelflor,
Gekleidet in der Morgenröthe Strahlen, —
Ach, du entflohst, du Edler, Milder, Schöner,
Des Genius und der Anmuth hehrer Sohn!
Herzloses viel geschieht in dieser Welt,
Viel' Würmer, Thiere, Menschen leben fort,
Und rings von Meer und Berg, aus Stadt und Wildniß
Erhebt die mächt'ge Erde feierlich
In stiller Vesper oder Jubelpsalmen
Noch ihre Stimme — aber du entflohst!
Du kennst nicht mehr und liebst nicht mehr die Bilder
Der bunten Scene, welche deinem Wink

So gern gehorchten und nun bleiben, ach!
Wo du geschieden bist. — Den bleichen Lippen,
In ihrem Schweigen noch so hold; den Augen,
Des Schlummers Bild im Tode; der Gestalt,
Die noch der Wurm nicht zu verletzen wagt,
Fließ' keine Thräne, — selbst nicht in Gedanken!
Auch wenn die Farben schwanden, und die Züge,
Die göttlichen, vom Wind verheert, nur noch
In dieses schlichten Liedes Rhythmen leben,
Laßt keiner hohen Verse Pracht, beklagend
Das Angedenken Dessen, was da schied,
Laßt keines Bildwerks und Gemäldes Schmerz
In kalter Ohnmacht ihre Kraft verschwenden.
Denn Kunst, Beredtsamkeit und aller Prunk
Der Welt sind schwach und nichtig, den Verlust,
Der ihren Glanz verdunkelt, zu beweinen.
Ein Schmerz, „zu tief für Thränen", ist's, wenn Alles
Auf einmal jäh hinweggerissen wird,
Wenn ein gewalt'ger Geist, der rings die Welt
Mit seinem Licht bestrahlte, den Verwaisten
Nicht Seufzer, Klagen und den wilden Aufruhr
Der sehnsuchtsvollen Hoffnung gönnt als Trost, —
Blasse Verzweiflung nur und kalte Ruhe,
Den großen weiten Rahmen der Natur,
Der Menschendinge räthselvoll Gewebe,
Geburt und Grab, die nicht sind, was sie waren.



Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google

# Bibliothek

# ausländischer Klassiker

in

deutscher Uebertragung.

30. Band.

---

## Englische Literatur.

## Shelley's ausgewählte Dichtungen.

Zweiter Theil.

---

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866.

Percy Bysshe Shelley's

# Ausgewählte Dichtungen.

Deutsch

von

Adolf Strodtmann.

---

Zweiter Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1866.

Digitized by Google

# Die Cenci.

## Trauerspiel in fünf Aufzügen.

---

Das Recht zur Aufführung der „Cenci“ nach dieser Uebersetzung ist zuvor von dem Unterzeichneten zu erwerben. Eine gekürzte Bearbeitung für die Bühne steht den Herren Theaterdirecktoren auf Wunsch zu Gebote.

Hamburg. A. Strodtmann.

## Personen:

Graf **Francesco Cenci.**
**Giacomo,** } seine Söhne.
**Bernardo,** }
Kardinal **Camillo.**
**Orsino,** ein Prälat.
**Savella,** Legat des Papstes.
**Olimpio,** } Banditen.
**Marzio,** }
**Andrea,** Diener des Grafen Cenci.
**Lucretia,** Gemahlin des Grafen und Stiefmutter seiner Kinder.
**Beatrice,** seine Tochter.
Edelleute, Richter, Wachen und Diener.

Der Schauplatz ist größtentheils Rom; im vierten Aufzug Petrella, ein Schloß in den apulischen Apenninen.

Zeit der Handlung: Unter dem Pontifikat Klemens' VIII.

---

# Vorwort.

Während meiner Reisen in Italien wurde mir ein Manuskript*) mitgetheilt, das aus den Archiven des Palastes Cenci in Rom kopirt war, und eine ausführliche Erzählung der Greuelthaten enthält, die mit der Vernichtung einer der edelsten und reichsten Familien jener Stadt, unter dem Pontifikate Klemens' VIII., im Jahre 1599 endeten. Die Geschichte ist folgende. Ein Greis, der sein Leben in Ausschweifungen und Lastern verbracht hatte, faßte zuletzt einen unversöhnlichen Haß gegen seine Kinder, der sich gegen seine Tochter in Gestalt einer blutschänderischen Leidenschaft zeigte, welche durch jeglichen Umstand der Grausamkeit und Mißhandlung verschlimmert ward. Diese Tochter faßte endlich, nach langem und vergeblichem Bemühen, dem, was sie für eine ewige Befleckung des Körpers und der Seele hielt, zu entrinnen, im Verein mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder den Anschlag, ihren gemeinschaftlichen Tyrannen zu ermorden. Das junge Mädchen, das zu dieser entsetzlichen That durch einen Impuls getrieben ward, welcher derselben ihre Schrecken benahm, war erwiesenermaßen ein sehr sanftes und liebenswürdiges Wesen, — ein Geschöpf, für Liebe und Bewunderung geschaffen, und so durch den Zwang der Verhältnisse und Meinungen gewaltsam ihrer natürlichen Sphäre entrissen. Die

*) Dasselbe findet sich am Schlusse des nachstehenden Drama's abgedruckt.
Anm. des Uebers.

That wurde schnell entdeckt, und trotz der eindringlichsten Verwendung der angesehensten Personen Roms bei dem Papste wurden die Schuldigen mit dem Tode bestraft. Der alte Mann hatte bei seinen Lebzeiten wiederholentlich vom Papste die Begnadigung für Kapitalverbrechen der abscheulichsten und unnatürlichsten Art um den Preis von hunderttausend Kronen erkauft; man kann den Tod seiner Opfer daher schwerlich der Gerechtigkeitsliebe zuschreiben. Der Papst fühlte, neben andern Beweggründen zur Strenge, wahrscheinlich, daß, wer den Grafen Cenci tödte, seinen Schatz einer sicheren und reichen Einnahmequelle beraube*). Eine solche Geschichte, wenn sie so erzählt wird, daß sie dem Leser alle Gefühle der in ihr handelnden Personen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Zuversicht und ihre Zweifel, ihre verschiedenartigen Interessen, Leidenschaften und Ansichten, wie sie auf und mit einander wirken, und doch alle zu Einem entsetzlichen Endziele streben, vor Augen führt, würde wie ein Licht sein, das einige der dunkelsten und geheimsten Nachtseiten des menschlichen Herzens erhellt.

Bei meiner Ankunft in Rom fand ich, daß die Geschichte der Cenci ein Thema sei, das in einer italienischen Gesellschaft nicht erwähnt werden konnte, ohne ein tiefes und athemloses Interesse zu erwecken, und daß die Gefühle der Anwesenden stets zu einem romantischen Mitleid mit den Leiden der Unglücklichen und zu einer leidenschaftlichen Entschuldigung der schrecklichen That geneigt waren, zu welcher dieselben jenes arme Weib getrieben hatten, dessen Gebeine seit zweihundert Jahren zu Staub zerfallen sind. Alle Schichten des Volkes kannten die Grundzüge dieser Geschichte, und nahmen Theil an dem überwältigenden Interesse,

*) Die päpstliche Regierung traf früher die außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen die Veröffentlichung von Thatsachen, welche ihre eigene Verderbtheit und Schwäche in so tragischer Weise enthüllen, sodaß die Mittheilung des Manuskriptes bis vor Kurzem ziemlich schwierig war. Anm. des Verf.

welches sie mit Zaubergewalt auf das menschliche Herz zu üben scheint. Ich besaß eine Kopie von Guido's Porträt Beatricens, das im Palast Colonna aufbewahrt wird, und mein Diener erkannte es sogleich als das Bild von „la Cenci".

Dies nationale und allgemeine Interesse, welches diese Geschichte heute noch, wie seit zwei Jahrhunderten, und unter allen Klassen der Bevölkerung einer großen Stadt hervorruft, woselbst die Phantasie beständig wach und rege erhalten wird, brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß sie sich in hohem Grade zu dramatischer Behandlung eignen müsse. In der That, sie ist eine Tragödie, die wegen ihrer Fähigkeit, das Mitgefühl der Menschen zu erwecken und dauernd zu erhalten, schon Beifall und Erfolg errungen hat. Nach meinem Dafürhalten blieb dem Dichter nur übrig, sie für die Fassungskraft seiner Landsleute in solch eine Sprache und Handlung einzukleiden, welche sie ihnen zu Herzen zu führen vermöchte. Die tiefsten und erhabensten tragischen Werke, König Lear und die beiden Dramen, in welchen die Geschichte von Oedipus erzählt wird, waren Sagen, die als Gegenstand des Volksglaubens und des Volksinteresses schon in der Tradition existirten, bevor Shakspeare und Sophokles sie dem Mitgefühl aller kommenden Menschengeschlechter vertraut machten.

Diese Geschichte der Cenci ist allerdings äußerst entsetzlich und grauenvoll; eine nackte Darstellung derselben auf der Bühne würde unerträglich sein. Wer einen solchen Stoff behandeln will, muß die idealen Schrecken der Begebenheiten erhöhen und die wirklichen mildern, damit das Vergnügen, welches die Poesie dieser stürmischen Leiden und Verbrechen hervorbringt, den Schmerz lindere, den die Betrachtung der moralischen Verworfenheit, aus welcher sie entspringen, nothwendigerweise erzeugt. Auch darf man keinen Versuch machen, mit der Schilderung einen sogenannten moralischen Zweck zu verbinden. Der höchste moralische Zweck, den die höchste Gattung des Drama's erzielt, besteht

darin, das menschliche Herz durch seine Sympathien und Antipathien sich selbst kennen zu lehren; denn im Verhältniß zum Besitz dieser Kenntniß ist jedes menschliche Wesen weise, gerecht, aufrichtig, duldsam und gut. Wenn Glaubenssätze mehr vermögen, so ist das recht schön; aber das Drama ist nicht der geeignete Ort, sie einzuprägen. Ohne Zweifel kann Niemand durch die Handlung eines Andern wahrhaft entehrt werden; und die geeignete Erwiderung auf die gröbste Beleidigung ist Sanftmuth und Milde und der Entschluß, den Beleidiger durch Friedfertigkeit und Liebe von seinen dunklen Leidenschaften zu bekehren. Rache, Vergeltung, Sühne sind verderbliche Irrthümer. Hätte Beatrice in dieser Art gedacht, so wäre sie weiser und besser gewesen, aber nimmer ein tragischer Charakter; die Wenigen, welche solch eine Darstellung interessirt haben würde, hätten nimmer hinlänglich für einen dramatischen Zweck interessirt werden können, weil ihr Interesse kein lebhaftes Mitgefühl bei der großen Mehrzahl ihrer Umgebung gefunden hätte. Eben in der unruhigen und zergliedernden Kasuistik, mit welcher die Menschen Beatrice zu rechtfertigen suchen, und doch fühlen, daß ihre That einer Rechtfertigung bedarf; eben in dem abergläubischen Grausen, mit dem sie sowohl ihre Leiden wie ihre Rache betrachten, besteht der dramatische Charakter dessen, was sie litt und that.

Ich habe mich bemüht, die Charaktere möglichst so zu schildern, wie sie wahrscheinlich gewesen sind, und ich suchte den Irrthum zu vermeiden, sie nach meinen eignen Begriffen von Recht oder Unrecht, Wahr oder Falsch handeln zu lassen, wodurch ich Namen und Handlungen des sechzehnten Jahrhunderts nur unter einem dünnen Schleier in kalte Verkörperungen meines eigenen Gemüthes verwandelt hätte. Ich habe sie als Katholiken, und zwar als tief religiöse Katholiken geschildert. Für die protestantische Auffassungsweise liegt vielleicht etwas Unnatürliches in dem tiefen und beständigen Gefühl der Bezüge zwischen Gott und dem Menschen, welches die Tragödie der Cenci durchdringt. Sie wird

insbesondere stutzen über die Verbindung einer festen Ueberzeugung von der Wahrheit der herrschenden Religion mit einem kalten und entschlossenen Beharren in ruchlosen Verbrechen. Aber in Italien ist die Religion nicht, wie in protestantischen Ländern, ein Kleid, das nur an bestimmten Tagen getragen wird; noch ein Paß, den Diejenigen, welche nicht verspottet sein wollen, zur Vorweisung bei sich führen; noch ein düsteres und leidenschaftliches Sehnen, in die unerforschlichen Geheimnisse unsres Wesens zu dringen, das seinen Besitzer über die Finsterniß des Abgrunds erschrecken macht, an dessen Rand es ihn geführt. Die Religion koexistirt gewissermaßen im Gemüth eines italienischen Katholiken mit dem Glauben an das, wovon alle Menschen die bestimmteste Kenntniß haben. Sie ist mit dem ganzen Lebensgetriebe verwebt. Sie ist Anbetung, Glaube, Unterwerfung, Buße, blinde Bewunderung, — keine Richtschnur für das moralische Verhalten. Sie steht in keiner nothwendigen Verbindung mit irgend einer Tugend. Der verruchteste Schurke kann streng religiös sein, und, ohne gegen den herrschenden Glauben zu verstoßen, bekennen, daß er es sei. Die Religion durchdringt aufs innigste das ganze Gesellschaftsgebäude, und ist, je nach der Beschaffenheit des Gemüths, dem sie innewohnt, eine Leidenschaft, eine Ueberzeugung, eine Entschuldigung, ein Zufluchtsmittel, — niemals ein Hemmniß der Begierden. Cenci selbst baute im Hofe seines Palastes eine Kapelle, weihte sie dem Apostel St. Thomas, und stiftete Messen für die Ruhe seiner Seele. So sucht Lucretia in der ersten Scene des vierten Aufzugs, indem sie sich den Folgen einer Ermahnung an Cenci aussetzt, nachdem sie ihm den Schlaftrunk gegeben, ihn durch eine erdichtete Erzählung zur Beichte vor dem Tode zu bewegen, da solches den Katholiken als nothwendig zur Rettung der Seele erscheint; und sie steht erst von ihrem Vorsatze ab, als sie erkennt, daß ihr Beharren auf demselben Beatrice neuen Mißhandlungen aussetzen würde.

Ich habe bei der Ausarbeitung dieses Stückes mit großer

Sorgfalt Alles vermieden, was man poetische Floskeln zu nennen pflegt, und ich glaube, man wird kaum ein abgelöst dastehendes Bild oder eine einzige derartige Beschreibung finden, es sei denn, daß man Beatricens Beschreibung der Schlucht, in der ihr Vater ermordet werden soll, als eine solche betrachten wollte*).

In einem dramatischen Werke sollten Phantasie und Leidenschaft sich gegenseitig durchdringen, wobei die erstere lediglich zur vollen Entwicklung und Beleuchtung der letzteren verwandt werden darf. Die Phantasie ist wie der unsterbliche Gott, welcher zur Erlösung der sterblichen Leidenschaft Fleisch werden soll. So können die entlegensten und die allergewöhnlichsten Bilder gleich geeignet für dramatische Zwecke sein, wenn sie zur Versinnlichung starker Leidenschaften benutzt werden, die das Niedrige erheben und das Erhabene der Fassungskraft näher bringen, indem sie über Alles den Schatten ihrer Größe werfen. In anderer Hinsicht habe ich sorgloser geschrieben, d. h. ohne eine allzu skrupulöse und gelehrte Wahl der Ausdrücke. In dieser Hinsicht stimme ich ganz den modernen Kritikern bei, welche behaupten, daß wir, um die Menschen in tiefster Seele zu rühren, auch die gewöhnliche Sprache der Menschen gebrauchen müssen, und daß das Studium unsrer großen Vorfahren, der alten englischen Dichter, uns anspornen sollte, das für unser Zeitalter zu thun, was sie für das ihrige gethan haben. Aber es muß die wirkliche Sprache der Menschen im Allgemeinen, und nicht die einer besonderen Klasse sein, zu welcher der Schriftsteller zufällig gehört. So Viel über das, was ich erstrebt habe; ich brauche nicht erst zu sagen, daß der Erfolg etwas ganz Anderes ist, besonders für Jemand, dessen Aufmerksamkeit erst seit Kurzem auf das Studium der dramatischen Literatur hingelenkt worden ist.

---

*) Ein Gedanke in dieser Rede wurde durch eine sehr erhabene Stelle in Calderon's „El Purgatorio de San Patricio" veranlaßt; das einzige Plagiat, dessen ich mich wissentlich in dem ganzen Stück schuldig gemacht habe.

Anm. des Verf.

Während meines Aufenthaltes in Rom bemühte ich mich, alle Denkzeichen dieser Begebenheit, welche dem Fremden zugänglich sind, kennen zu lernen. Das Porträt Beatricens im Palast Colonna ist als Kunstwerk höchst bewunderungswerth; es ist von Guido während ihrer Gefangenschaft gemalt worden. Am interessantesten aber ist es als das treue Bild eines der lieblichsten Geschöpfe, welche die Natur hervorgebracht hat. Es liegt eine entschlossene und bleiche Fassung in ihren Zügen; sie scheint traurig und niedergeschlagenen Geistes, aber die Verzweiflung, welche sich darin ausspricht, wird durch die geduldige Ergebung der Sanftmuth verklärt. Ihr Haupt ist von einer weißen Draperie umwunden, aus deren Falten die Strähne ihres goldnen Haares entschlüpfen und auf ihren Nacken herabfallen. Ihr Gesicht ist außerordentlich zart geformt; die Brauen sind scharfgezeichnet und gewölbt; die Lippen tragen jenen beständigen Ausdruck der Phantasie und des Gefühls, den das Leiden nicht verwischt hat, und den der Tod kaum vernichten zu können scheint. Ihre Stirne ist hoch und rein; ihre Augen, die ungemein lebhaft gewesen sein sollen, sind vom Weinen angeschwollen und glanzlos, aber von sanfter Schönheit und Klarheit. Im ganzen Antlitz liegt eine Einfachheit und Würde, die im Verein mit ihrer wunderbaren Lieblichkeit und tiefen Trauer unaussprechlich rührend sind. Beatrice Cenci scheint eine jener seltnen Persönlichkeiten gewesen zu sein, in denen Energie und Sanftmuth neben einander wohnen, ohne sich gegenseitig zu zerstören; ihr Naturell war einfach und tief. Die Verbrechen und Leiden, die sie erdulden mußte und die ihre That veranlaßten, sind wie die Maske und das Gewand, worin die Verhältnisse sie bei ihrem Auftreten auf der Weltbühne kleideten.

Der Palast Cenci ist von großer Ausdehnung, und, obgleich zum Theil modernisirt, ist doch ein großes und finsteres Stück feudaler Architektur in demselben Zustande verblieben wie zu der Zeit, wo die schrecklichen Scenen vorfielen, welche den Gegenstand

dieser Tragödie bilden. Der Palast liegt in einem abgelegenen Winkel Rom's, nahe dem Judenviertel, und aus den oberen Fenstern erblickt man die ungeheuren Ruinen des palatinischen Hügels, halb versteckt unter den überwuchernden Bäumen. In einem Theil des Palastes befindet sich ein Hof (vielleicht derjenige, in welchem Cenci die Kapelle des St. Thomas erbaute), von Granitsäulen gestützt, mit kunstvollen antiken Friesen verziert, und nach altitalienischer Weise mit Balkonen über Balkonen von durchbrochener Arbeit errichtet. Eines der Palastthore, das aus gewaltigen Steinen erbaut ist und durch einen finsteren, hohen Gang zu düsteren unterirdischen Gemächern führt, fiel mir besonders auf.

Ueber das Schloß Petrella konnte ich keine weitere Auskunft erhalten, als die sich im Manuskripte vorfindet.

---

# Erster Aufzug.

---

## Erste Scene.

Ein Zimmer im Palast Cenci.

Graf **Cenci** und Kardinal **Camillo** treten ein.

**Camillo.**

Die Mordgeschichte sei verluscht, dafern
Es Euch genehm ist, Seiner Heiligkeit
Das Gut vorm Pincio=Thore abzutreten. —
All meinen Einfluß mußt' ich im Konklave
Aufbieten, um ihn dahin zu vermögen.
Er sagte, daß Ihr Euch mit Eurem Gold
Gefährliche Straflosigkeit erkauftet;
Und daß Verbrechen gleich den Euren wohl,
Zum ersten oder zweiten Mal verziehn,
Den Kirchenschatz bereichern, und den Sünder,
Dem man zur Reue Lebensfrist vergönnt,
Erretten mögen von der Hölle Qual:
Doch dulde nicht der Ruhm und das Intresse
Des heil'gen Stuhls, auf dem er thront, daß er
Ihn Tag für Tag zum Sündenmarkte mache
So vieler und verruchter Greul, die Ihr
Kaum vor der Welt empörtem Blick verhehlt.

**Cenci.**

Das dritte meiner Güter — sei es drum!
Ich hörte einmal, daß des Papstes Neffe
Von seinem Architekten dort den Grund
Besicht'gen ließ; denn eine Villa dachte
Er sich in meinen Gärten zu erbaun,
Sobald ich wieder mit dem Oheim feilschte.
O, wenig kam's mir damals in den Sinn,
Daß er mich also überlisten würde!
Kein Licht, kein Zeuge soll fortan erschaun,
Was auszuschwatzen jener Knecht gedroht,
Dem jetzt der Staub das lose Maul verstopft.
Die That, die er gesehn, war mehr nicht werth,
Als sein erbärmlich Leben! Mich empört's! —
Mich vor der Hölle retten? — Rette so
Der Teufel ihre Seelen vor dem Himmel!
Papst Klemens, o! und seine lieben Neffen,
Sie werden zum Apostel Petrus jetzt
Und allen Heil'gen beten, daß sie mir
Um ihretwillen Reichthum, Kraft und Stolz
Und Lust und Leben lange noch erhalten,
Damit ich Thaten zu begehn vermöge,
Die ihren Schatz bereichern. — Aber Viel
Noch bleibt in meinen Händen, worauf sie
Nicht Anspruch machen werden.

**Camillo.**

O, Graf Cenci,
So viel, daß ehrenvoll du leben könntest,
Und dich versöhnen mit dem eignen Herzen,
Mit deinem Gott und der gekränkten Welt.
Wie schmählich stehn der Wollust blut'ge Thaten
Zu diesem weißen, ehrfurchtwürd'gen Haar!
Es säßen jetzt die Kinder um Euch her,
Wenn Ihr in ihren Blicken nicht die Schmach
Und all den Jammer, die Ihr dort geschrieben,

Zu lesen fürchtetet. Wo ist Eur Weib?
Wo Eure holde Tochter? Mich bedünkt,
Es müßt' ihr sanfter Blick, der Alles sonst
Freudvoll verschönt, den Dämon in Euch bannen.
Weshalb verschließt Ihr sie vor jeder andern
Gesellschaft, als dem eignen bittern Leid?
Sprecht, Graf! Ihr wißt, ich mein' es gut mit Euch.
Ich stand Euch nah in Eurer wilden Jugend,
Betrachtend ihren unheilvollen Lauf,
Wie man des Meteores Glanz betrachtet,
Doch schwand sie nicht, gleich diesem, rasch dahin.
Ich sah des Mannes ruchlos finstres Treiben;
Jetzt seh' ich Euch als tief entehrten Greis,
Von unbereuter Sündenlast befleckt.
Doch hofft' ich immer noch auf Eure Bessrung,
Und rettete Euch dreimal drum das Leben.

**Cenci.**

Dafür dankt jetzt Aldobrandino Euch
Mein Gut am Monte Pincio. — Kardinal,
Eins, bitt' ich Euch, vergeßt in Zukunft nicht,
Zwangloser werden wir uns dann besprechen.
Ein Mann, den Ihr gekannt, der oft mein Haus
Besuchte, sprach von meiner Frau und Tochter; —
Des andern Tages frugen *seine* Frau
Und Tochter, ob ich ihn gesehn — ich lachte,
Und niemals, denk' ich, sahen sie ihn wieder.

**Camillo.**

Verruchter Mann, nimm dich in Acht!

**Cenci.**

Vor dir?

Pah, Thorheit! Besser sollten wir uns kennen.
Mein Treiben, das die Welt Verbrechen nennt,
Wenn sie gewahrt, daß nach Gefallen ich
Der Lust der Sinne fröhne, und dies Recht
Mir mit Gewalt und List zu sichern weiß,

Ist allbekannt, und keine Scheu empfind' ich,
Mit Euch es zu besprechen. Kann ich doch
Mit Euch wie mit dem eignen Herzen reden;
Denn Ihr wollt halb mich ja gebessert haben;
Drum wird die Eitelkeit, wenn nicht die Furcht,
Euch schweigen lassen — beide werden's thun.
In Wollust schwelgen alle Menschen gern,
Und sind der Rache froh, und freun zumeist
Der Qual sich, die sie selber nicht empfinden,
Weil insgeheim sie hoffen, daß die Pein
Der Andern ihren Frieden noch erhöhe.
Doch mich entzückt nichts Anderes. Ich liebe
Des Jammers Anblick, das Gefühl der Lust,
Wenn letztres mein, und Andre jenen leiden.
Ich kenne keine Reu' und wenig Furcht,
Die wohl das Hemmniß andrer Menschen sind.
Und dieser Hang wuchs so in mir, daß jetzt
Ein jeder Plan, den meine Phantasie
Sich launenvoll als Ziel der Wünsche schafft —
(Und keinen schafft sie, der nicht Eures Gleichen
Erschaudern machte, wenn Ihr ihn erführt) —
Mir wie Entbehrung ist von Speis' und Ruh',
Bis er vollbracht.

**Camillo.**

Und bist du elend nicht?

**Cenci.**

Elend? Weshalb? Ich bin, was Eure Pfaffen
Verhärtet nennen; sie sind unverschämt,
So giftig eines Manns Geschmack zu schmähen.
Wahr ist es, ich war glücklicher als jetzt,
Da noch die Mannheit meinen Arm gestählt,
Da Wollust süßer noch als Rache war.
Ach, die Erfindung stockt, wir werden alt;
Und bliebe mir nicht eine That zu thun,
Die durch ihr Grausen stumpfren Sinn als meinen

Noch stachelte, — ich weiß nicht, was ich thäte.
So lang ich jung war, dachte ich an Nichts
Als Freude nur, und nippte süßen Honig.
Doch können Männer, bei Sankt Thomas, nicht
Wie Bienen leben, und ich ward es satt.
Doch bis ich einen Feind dahingestreckt
Und sein und seiner Kinder Stöhnen hörte,
Bis dahin wußt' ich nicht, was uns an Lust
Die Erde beut, die Wenig jetzt mir bietet.
Nun schau' ich lieber solche Herzensqualen,
Die schlecht der Schrecken nur verhehlt; mich freut
Des trocknen Auges starrer Blick, das Beben
Der bleichen Lippen, welche mir verkünden,
Daß innerlich die Seele Thränen weint,
Die bittrer sind als Christi blut'ger Schweiß.
Den Körper tödt' ich selten, denn er hält
In meiner Macht die Seele eingekerkert,
Daß ich sie nähre mit dem Hauch der Angst
In stündlich neuer Qual.

**Camillo.**

O, nimmer hat
Der Hölle fürchterlichster Dämon je
Im Taumel des Verbrechens so gesprochen
Zu seinem Herzen, wie jetzt Ihr zu mir.
Ich danke Gott, daß ich's nicht glauben kann.

(Andrea tritt ein.)

**Andrea.**

Herr Graf, ein Edelmann aus Salamanca
Wünscht Euch zu sprechen.

**Cenci.**

Laß im Saal ihn warten.

(Andrea ab.)

**Camillo.**

Lebwohl! Und zum Allmächt'gen will ich beten,
Daß dein verruchtes Lästerwort ihn nicht
Versuche, ganz von dir sich abzuwenden. (Ab.)

**Cenci.**

Das dritte meiner Güter! Ich muß sparen,
Sonst wird das Gold, des Greisenalters Schwert,
Der welken Hand entfallen. Gestern noch
Befahl der Papst mir, daß für meine Söhne,
Die Natternbrut, ich vierfach sorgen soll;
Ich sandte sie von Rom nach Salamanca,
Und hoffte, daß ein Unglück sie ereile,
Daß ich sie dort verhungern lassen könnte.
Ich fleh' dich, Gott, send' ihnen raschen Tod!
Bernardo und mein Weib, sie träfen's schlechter
In Grab und Hölle nicht — und Beatrice —

(Argwöhnisch umherblickend.)

Ich denke nicht, daß man mich hier belauscht;
Und wenn auch, pah! Doch besser schweigt der Mund,
Ob laut das Herz auch drinnen jauchzen mag.
O du verschwiegne Luft, du sollst nicht hören,
Was ich jetzt denke! Estrich, der mich führt
Zu ihrer Kammer, mag dein Widerhall
Das Nahen meines stolzen Schritts verkünden,
Doch meine Absicht nicht! — Andrea!

(Andrea tritt ein.)

**Andrea.**

Herr!

**Cenci.**

Sag Beatricen, daß sie meiner harre
Heut Abend; — nein, um Mitternacht, allein!

(Beide ab.)

---

## Zweite Scene.

Ein Garten im Palast Cenci.

Beatrice und Orsino treten im Gespräch ein.

**Beatrice.**

Verkehrt die Wahrheit nicht, Orsino! Wißt
Ihr noch, wo jenes Zwiegespräch wir führten?
Hier die Cypresse läßt den Ort uns sehn.
Zwei lange Jahre schlichen hin, seit ich
In einer Mitternacht des Maienmonds
Euch unter jenen mondbeglänzten Trümmern
Des Palatins mein innerst Herz erschloß.

**Orsino.**

Ihr sagtet damals, daß Ihr mich geliebt.

**Beatrice.**

Ihr seid ein Priester, — sprecht mir nicht von Liebe!

**Orsino.**

Ich kann vom Papste den Dispens erhalten,
Der mir den Ehebund gestatten wird.
Meint Ihr, weil ich ein Priester bin, es folgte
Mir Euer Bild nicht wachend und im Schlaf,
Wie dem getroffnen Wild der Jäger folgt?

**Beatrice.**

Wie ich gesagt, sprecht mir von Liebe nicht!
Bekämt Ihr den Dispens, ich habe keinen;
Auch werd' ich nicht dies Jammerhaus verlassen,
Solang Bernardo und die gute Frau,
Der ich mein Leben, meine Tugend danke,
Erleiden, was ich noch mittragen kann.
Orsino, ach! die Liebe, die ich einst
Für Euch gefühlt, ist jetzt in Qual gewandelt.
Ihr habt zuerst den jugendlichen Bund

Gebrochen, als Ihr ein Gelübde thatet,
Von dem kein Papst Euch mehr entbinden kann.
Und so lieb' ich Euch noch, doch heil'gen Sinns,
Wie eine Schwester, wie ein reiner Geist,
Und darf Euch kalte Treue nur geloben.
Vielleicht ist's gut, daß wir uns nimmer frein;
Ihr habt ein schlau und doppelzüngig Wesen,
Das mich schon oft verletzte. — Weh mir Armen!
Wohin soll ich mich wenden? Ihr sogar
Blickt jetzt mich an, als wärt Ihr nicht mein Freund,
Als wüßtet Ihr, daß Solches ich gedacht,
Und wolltet mit erzwungnem Lächeln nun
Des Unrechts meinen finstern Argwohn zeihen.
Doch nein, vergebt mir! Ach, es läßt der Gram
Mich härter scheinen, als ich sonst wohl bin.
Mich quält die Last der düstersten Gedanken,
Und sie verkünden . . . Doch was können sie
Noch Schlimmres künden, als ich jetzt erdulde?

**Orsino.**

Es wird sich Alles noch zum Besten wenden.
Habt Ihr die Bittschrift fertig? Beatrice,
Ihr kennt mein Streben, dienstbar Euch zu sein;
So zweifelt nicht, daß alle meine Kunst
Den Papst bestürmen wird, Euch zu erhören.

**Beatrice.**

Eur Streben, mir zu dienen? — Ihr seid kalt!
All' eure Kunst? — Sprecht nur Ein Wort! —
(Bei Seite.)
Weh mir!
Verlass'nes, schwaches Wesen, das ich bin,
Hier streit' ich mich mit meinem einz'gen Freunde!
(Zu Orsino.)
Mein Vater giebt zu Nacht ein glänzend Fest,
Orsino; denn aus Salamanca traf
Von meinen Brüdern frohe Nachricht ein,
Und er verhüllt mit diesem Schein der Liebe

Den innern Haß. 's ist freche Heuchelei,
Denn lieber würd' er feiern ihren Tod,
Um den ich auf den Knien ihn beten hörte.
O großer Gott, daß solch ein Mann mein Vater!
Doch Alles ist auf's prächtigste bestellt,
Und unsre ganze Sippschaft wird erscheinen
Beim Fest, sowie der höchste Adel Rom's.
Auch hieß er mich und meine blasse Mutter,
Die schönsten Festgewänder anzuthun.
Die Arme hofft, daß sich sein finstrer Geist
Zum Besseren gewandt; ich hoffe Nichts.
Bei Tische werd' ich Euch die Bittschrift geben;
Bis dahin — lebet wohl!

**Orsino.**

Lebt wohl!

(Beatrice ab.)

Ich weiß,
Der Papst wird mich von meinem Priestereid
Niemals entbinden, ohne mich zugleich
Von mancher Pfründe Schätzen zu entbinden;
Und leichtern Kaufes wahrlich denk' ich mir
Die holde Beatrice zu gewinnen.
Auch soll er nimmer ihre Bittschrift lesen;
Sonst gäb' er einem seiner armen Schlucker
Von Vettersvettern gar sie noch zum Weib,
Wie er's mit ihrer Schwester jüngst gethan,
Und jeder Zutritt wäre mir versperrt.
Was sie von ihrem Vater leiden soll,
In Alledem ist viel von Uebertreibung.
Murrköpfig ist das Alter, launenhaft;
Erschlägt ein Mann den Diener oder Feind,
Schwelgt er im Weine und mit Weibern gern,
Und kehrt verdrossner Laune dann zurück
Ins öde Haus, und zankt mit Weib und Kind,
So nennen Weib und Kind das Tyrannei.

Ich darf zufrieden sein, wenn Schlimmres nicht
Mein Herz belastet, als was sie erleiden
Durch meiner Liebe Anschlag — 's ist ein Netz,
Aus dem sie nicht entrinnen wird. Doch fürcht' ich
Ihr klares Denken, ihren strengen Blick,
Der Nerv für Nerv mein Innerstes zerlegt
Und aufdeckt, und ob meiner Brust Geheimniß
Mich schamroth macht. Doch nein! ein freundlos Mädchen,
Dem ich die letzte, einz'ge Hoffnung bin —
Ich wär' ein Narr, dem Pantherthiere gleich,
Das vor der Antilope Blick sich scheute,
Ließ' ich entschlüpfen mir dies edle Wild! (Ab.)

---

## Dritte Scene.

Eine prächtige Halle im Palast Cenci.

Ein Bankett. **Cenci, Lucretia, Beatrice, Orsino, Camillo** und **Edelleute** treten ein.

**Cenci.**

Willkommen seid mir, Freunde und Verwandte,
Willkommen, Fürsten, Kardinäle, ihr,
Der Kirche feste Stützen, die mein Fest
Ihr heut mit eurer Gegenwart beehrt!
Zu lange lebt' ich wie ein Klausner schier,
Und manches Böse ward von mir gesprochen,
Seit ich mich eurem frohen Kreis entzog.
Doch hoff' ich, edle Freunde, wenn den Glanz
Des heut'gen Festes ihr mit mir getheilt,
Wenn ihr den frommen Grund, weshalb ich's gebe,
Vernommen habt, und ein'ge Becher Weins
Mit mir geleert, so werdet ihr wohl glauben,
Daß ich von Fleisch und Blut bin, so wie ihr;

Zwar sündhaft — denn seit Adam sind wir's Alle, —
Doch weichen Herzens, sanft und mitleidsvoll.

**Erster Gast.**

In Wahrheit, Herr, Ihr scheint zu frohgelaunt,
Ein zu gesellig heitrer Mann zu sein,
Um Thaten zu begehn, wie man Euch nachsagt.
(Zu seinem Begleiter.)
Nie sah ich solche offne Fröhlichkeit
In einem Aug'.

**Zweiter Gast.**

Ein höchst erwünschter Vorfall,
Deß Glück ein Jeder von uns theilen möchte,
Hat uns hieher geführt . . . Laßt hören, Graf!

**Cenci.**

Jawohl, ein höchst erwünschter Vorfall ist's.
Sagt, wenn ein Vater aus dem Vaterherzen
Ein heiß Gebet empor zum Himmel sendet,
So oft er sich zum Schlummer niederlegt,
So oft er, davon träumend aufgewacht, —
Ein heiß Gebet, Ein Flehen, Eine Hoffnung,
Daß Gott nur Einen Wunsch für seine Söhne,
Für die er um dies Einz'ge fleht, gewähre;
Und wenn urplötzlich, wie er's kaum gehofft,
Sich's nun erfüllt, sollt' er sich dann nicht freuen,
Und seine Freunde all' zum Feste laden,
Daß ihre Lieb' erhöhe seine Lust?
Ehrt mich denn so — denn ich bin dieser Vater!

**Beatrice**
(zu Lucretia).

Wie schrecklich! Großer Gott! welch Unglück traf
Wohl meine Brüder?

**Lucretia.**

Fürchte Nichts, mein Kind;
Er spricht zu offen.

**Beatrice.**

Ach, mein Blut erstarrt;
Das tückische Lächeln um sein Auge fürcht' ich,
Das bis zum Haar die Stirn in Falten zieht.

**Cenci.**

Dies Schreiben traf aus Salamanca ein;
Lies, Beatrice, es der Mutter vor!
O Gott, ich danke dir! In Einer Nacht
Erfülltest du, nach unerforschtem Rathschlag,
Was ich so heiß und flehentlich erbat.
Denn meine Söhne, die rebellischen Buben,
Sind todt! — Ja, todt! — Was stiert ihr bleich mich an?
Ihr hört mich nicht — ich sag' euch, sie sind todt!
Sie brauchen Nahrung nicht, noch Kleidung mehr;
Die Kerzen, die zum Grabe sie geleuchtet,
Sind ihre letzten Kosten; und ich denke,
Der Papst wird nicht von mir erwarten können,
Daß ich im Sarge für sie sorgen soll.
Freut euch mit mir — mein Herz ist innig froh.

(Lucretia sinkt halb ohnmächtig nieder; Beatrice unterstützt sie.)

**Beatrice.**

Es ist nicht wahr! — O Mutter, blick empor!
Denn wär' es wahr — noch ist ein Gott im Himmel! —
So lebt' er nicht, sich solcher Gunst zu rühmen.
Unmensch! du weißt es, daß du Lüge sprachst.

**Cenci.**

Nein, wahr wie Gottes Wort; ihn ruf' ich hier
Zum Zeugen an, daß ich nur Wahrheit rede;
Und seine gnäd'ge Vorsicht zeigt sich auch
In ihrer Todesart. Denn Rocco kniete
Mit sechzehn Andern in der Messe just,
Da brach der Dom zusammen und zermalmt' ihn;
Die Andern alle blieben unversehrt.

Christofano ward zu derselben Stunde
In selber Nacht aus Mißverstand erdolcht
Von einem eifersücht'gen Mann, derweil
Beim Nebenbuhler seine Liebste schlief.
Dies Alles zeigt doch sichtbar, daß der Himmel
Besondrer Gnade mich gewürdigt hat.
Ich bitt' euch, liebe Freunde, merkt den Tag
Als einen Festtag im Kalender an;
Es war der siebenundzwanzigste December.
Da, lest den Brief, wenn ihr noch Zweifel hegt.

(Die Gesellschaft scheint verstört; mehre Gäste erheben sich.)

**Erster Gast.**

O, gräßlich! Ich will gehn.

**Zweiter Gast.**

Ich auch.

**Dritter Gast.**

Nein, bleibt!
Ich glaub', er spaßt mit uns, obschon er fast
Zu ernsthaft dann mit seinem Scherze thut.
Sein Sohn hat die Infantin wohl gefreit,
In El Dorado Minen Golds gefunden;
Zur Würze solcher Nachricht sprach er so.
Bleibt, bleibt! Sein Lächeln sagt: Es ist nur Spott!

**Cenci**

(füllt einen Weinpokal und erhebt ihn).

Du edler Wein, deß helle Purpurfluth
In diesem Goldpokal beim Kerzenscheine
So lustig wogt, wie jetzt mein Herz sich freut,
Der gottverfluchten Söhne Tod zu hören,
O, könnt' ich glauben, daß ihr Blut du wärst:
Ich kostete dich wie ein Sakrament,
Und tränke dich dem Höllenfürsten zu,
Der, wenn es wahr ist, daß des Vaters Fluch

Mit schnellstem Fittich seiner Kinder Seelen
Nacheilt und sie vom Thron des Himmels reißt,
Jetzt meiner Lust sich freut! — Doch dein bedarf's nicht;
Ich hab' mich in der Freude Kelch berauscht,
Und trinke keinen andern Wein heut Nacht.
Andrea, hier! kredenz den Kelch!

**Ein Gast**

(sich erhebend).

Verruchter!
Will Keiner unter dieser edlen Schaar
Dem Frevler Einhalt thun?

**Camillo.**

Um Gottes willen,
Laßt mich die Herrn entlassen! Ihr seid toll,
Das wird für Euch ein schlechtes Ende nehmen.

**Zweiter Gast.**

Ergreift ihn! stopft ihm den verruchten Mund!

**Erster Gast.**

Ich will's!

**Dritter Gast.**

Ich auch!

**Cenci**

(wendet sich zu Denen, die sich drohend erheben).

Wer wagt's? Wer spricht?

(Zu den übrigen Gästen.)

's ist Nichts,
Seid lustig! — Hütet euch! denn meine Rache
Gleicht eines Königs heimlichem Befehl;
Sie tödtet, doch den Mörder schützt die Furcht.

(Das Bankett wird aufgehoben; einige der Gäste entfernen sich.)

## Beatrice.

Ich bitt' euch, edle Gäste, geht nicht fort. —
Weil Tyrannei und frevler Haß geschützt
Von eines Vaters grauem Haare sind;
Weil er, der uns dies Leben gab, uns martert
Und seines Thuns sich freut; weil wir, die Todten
Und die Verlassnen, sind sein eigen Blut,
Sein Weib und seine Kinder, die er lieben
Und schützen sollte: finden wir deshalb
Auf dieser weiten Erde keine Zuflucht?
Bedenkt, welch schweres Unrecht erst die Liebe,
Und dann die Ehrfurcht in des Kindes Herzen
Vernichtet haben muß, daß es jetzt so
Der Scham und Furcht vergißt! O, dies bedenkt!
Ich habe Viel ertragen, hab' geküßt
Die heil'ge Hand, die uns zu Boden warf,
Und hielt den Schlag für väterliche Zücht'gung.
Ich habe Viel entschuldigt, viel gezweifelt,
Und wenn kein Zweifel mehr mir übrig blieb,
Hab' ich durch Liebe, Thränen und Geduld
Gesucht, ihn zu besänft'gen; und wenn dies
Vergebens war, so sank ich auf die Knie,
Und in der langen schlummerlosen Nacht
Fleht' ich zu Gott, dem Vater unser Aller,
In brünstigem Gebet; und fand auch dort
Ich kein Gehör, so trug ich's immer noch, —
Bis ich euch, Fürsten und Verwandte, nun
Bei diesem grausen Freudenfest begegne
Für meiner Brüder Tod. Noch Zweie blieben,
Sein Weib und ich; und rettet ihr sie nicht,
So wird euch wieder bald ein solches Fest
Allhier versammeln, wie es Väter feiern
Im Freudenrausch an ihrer Kinder Gruft.
O, Fürst Colonna, du bist uns verwandt;
Des Papstes Kämmrer bist du, Kardinal;

Und du, Camillo, bist der erste Richter;
Nehmt uns hinweg!

**Cenci**

(hat sich während des ersten Theiles der Rede Beatricens mit Camillo unterhalten; er hört den Schluß und tritt vor).

Ich hoffe, meine Freunde,
Daß ihr der eignen Töchter denkt, — vielleicht
Der eignen Kehlen auch, — eh' ihr Gehör
Dem tollen Mädchen leiht.

**Beatrice**

(ohne Cenci's Worte zu beachten).

Wagt Keiner denn
Mir eine Antwort, einen Blick zu schenken?
Kann Ein Tyrann bewält'gen das Gefühl
So vieler trefflichen und weisen Männer?
Wie, oder trag' ich mein Gesuch nicht vor
In strenger Form des Rechts, daß ihr's verweigert?
O Gott! läg' mit den Brüdern ich im Sarg,
Und welkten des geschiednen Lenzes Blumen
Auf meinem Grabe, daß mein Vater jetzt
Ein Freudenfest für Alle feierte!

**Camillo.**

Ein bittrer Wunsch für ein so junges Mädchen.
Und können wir Nichts thun?

**Colonna.**

Ich glaube, Nichts.
Graf Cenci wär' ein gar zu böser Feind;
Doch unterstützt' ich Jeden gern.

**Ein Kardinal.**

Ich auch.

**Cenci.**

Geh, Unverschämte! Fort in dein Gemach!

**Beatrice.**

Geh du, ruchloser Mann! Geh, und verbirg dich,

Wo nimmer mehr ein Auge dich erblickt!
Willst du Verehrung und Gehorsam fordern
Für Weh und Qual? O Vater, wähne nicht,
Wenn du die Gäste auch bewält'gen magst,
Daß Böses Andres je als Böses zeugt. —
Schau nicht so wild mich an! Beeile dich,
Verbirg dich schnell, daß nicht mit Rächerblicken
Die Geister meiner Brüder dich verjagen
Von deinem Sitz! Verhülle dein Gesicht
Vor jedem Auge, fahr erschreckt zusammen,
So oft du eines Menschen Tritt vernimmst!
Such einen dunklen, stillen Winkel dir,
Und beuge dort dein greises Haupt vor Gott,
Den du beleidigst, und wir wollen Alle
Dann um dich knien, und brünstig zu ihm flehn,
Daß er sich über uns und dich erbarme.

**Cenci.**

Es schmerzt mich, Freunde, daß die tolle Dirne
Die Festesfreude uns verkümmert hat.
Gut' Nacht, lebt wohl! Nicht länger will ich euch
Zu Zeugen dieses Hausgezänkes machen.
Ein andermal —

(Alle ab, außer Cenci und Beatrice.)

Es schwindelt mir das Hirn.
Gebt einen Becher Wein!

(Zu Beatrice.)

Du bunte Viper!
Du Bestie! schön, und doch so fürchterlich!
Ich kenn' ein Zaubermittel, das dich zähmt.
Jetzt fort! mir aus den Augen!

(Beatrice ab.)

Hier, Andrea,
Füll diesen Becher mir mit griechischem Wein.
Ich sagt', ich wolle heute nicht mehr trinken,
Allein ich muß; denn, sonderbar! ich fühle,

Wie mir der Muth bei dem Gedanken sinkt
An das, was ich zu thun entschlossen bin.

(Trinkt den Wein.)

Sei du der Jugend feuriger Entschluß
In meinen Adern, und der Mannheit Kraft,
Des Alters abgefeimte Schurkerei,
Als wärst du wirklich meiner Kinder Blut,
Nach dem ich lechze! Ha, der Zauber wirkt!
Es muß geschehn, es soll geschehn! ich schwör's! (Ab.)

---

# Zweiter Aufzug.

## Erste Scene.

Ein Zimmer im Palast Cenci.

**Lucretia** und **Bernardo** treten ein.

**Lucretia.**

Du Guter, weine nicht! Er schlug nur mich,
Die tiefres Leiden schon ertrug. Fürwahr,
Er wäre gnäd'ger, hätt' er mich getödtet.
Allmächt'ger Gott, sieh du auf uns herab,
Wir haben keinen andern Freund als dich! —
Doch weine nicht! Obgleich ich dich geliebt
Wie meinen Sohn, ich bin nicht deine Mutter.

**Bernardo.**

O, mehr, als eine Mutter je dem Kind,
Bist du für mich gewesen. Wär' er nicht
Mein Vater, glaubst du, daß ich weinen würde?

**Lucretia.**

Ach, armes Kind, was blieb dir sonst zu thun?

**Beatrice**

(tritt ein. Mit hastiger Stimme).

Kam er nicht dieses Wegs? Sahst du ihn, Bruder?
Ach nein, dort auf der Treppe hallt sein Schritt;
Jetzt naht er sich; er faßt die Thür schon an.

O Mutter, wenn ich je ein gutes Kind
Dir war, so rette mich! Du, großer Gott,
Deß Bild auf Erden sonst ein Vater ist,
Verlässest du mich wirklich? Ha, er kommt!
Die Thür geht auf; ich sehe sein Gesicht;
Den Andern zürnt er, doch mir lächelt er,
So wie er's gestern nach dem Feste that.

(Ein Diener tritt ein.)

Allmächt'ger Gott, wie bist du gnadenvoll!
's ist nur Orsino's Diener. — Nun, was bringt Ihr?

**Diener.**

Mein Herr läßt sagen, daß der heil'ge Vater
Die Bittschrift uneröffnet Euch zurückschickt.

(Ueberreicht ein Papier.)

Auch fragt er an, zu welcher Stund' er sicher
Euch sprechen könne.

**Lucretia.**

Um die Ave-Zeit.

(Diener ab.)

So schwand die letzte Hoffnung auch dahin!
Weh, Tochter, du bist bleich, und zitternd stehst du,
In schreckliche Betrachtungen vertieft,
Als laste Ein Gedanke schwer auf dir;
So eisig starrt dein Blick — o, theures Kind,
Hat Wahnsinn dich erfaßt? Wo nicht, so sprich!

**Beatrice.**

Du siehst, ich bin nicht toll; ich rede ja.

**Lucretia.**

Du sprachst von Etwas, das dein Vater that
Nach jenem grausen Feste. Konnt' es denn
Noch schlimmer sein, als da er lächelnd ausrief:
„Todt sind sie, meine Söhne! sie sind todt!"
Als Jeder auf des Nachbars Antlitz blickte,
Ob es so bleich wohl wie sein eignes sei?
Bei seinem ersten Worte schoß das Blut

Zum Herzen mir, und die Besinnung schwand;
Als ich erwachte, war ich wirr und matt,
Und du allein standst da, mit kräft'gen Worten
Die Frechheit ihm verweisend, und ich sah
Den Teufel, der sein Herz beherrscht, erbeben.
So hast du bis zu dieser Stunde stets
Als Schutzgeist zwischen deines Vaters Grimm
Und uns gestanden; dein entschloss'ner Geist
War uns die einz'ge Wehr, die einz'ge Zuflucht;
Was hat ihn so gebeugt? Was hat dir jetzt
Den kalten, schwermuthfinstern Blick verliehn,
Und diese ungewohnte Furcht geweckt?

**Beatrice.**

Was sagst du? Eben dacht' ich, ob es nicht
Das Beste sei, nicht mehr den Kampf zu wagen.
Wohl gab es Männer, die dem Vater glichen
An blut'gem Sinn, doch nie ... O, klüger wär's
Zu sterben, denn der Tod nur kann es enden.

**Lucretia.**

O, sprich nicht so, mein Kind! Erzähle mir,
Was that dein Vater? was hat er gesagt?
Er blieb ja keinen Augenblick bei dir
Nach dem verruchten Feste. Sprich doch, sprich!

**Bernardo.**

O Schwester, Schwester, bitte, sprich zu uns!

**Beatrice.**

Ein Wort nur war es, Mutter, nur Ein Wort,
Ein Blick, ein Lächeln.

(Außer sich.)

O, mit Füßen trat
Er oftmals mich, und von der blassen Wange
Rann mir das Blut herab. Er gab uns Allen
Moorwasser und gefallner Büffel Fleisch,
Und hieß uns essen oder Hungers sterben —

Wir aßen es . . . Und sehen ließ er mich,
Wie schwerer Ketten Rost an meines lieben
Bernardo zarten Gliedern eiternd fraß —
Ich habe nie verzweifelt — aber jetzt!
Was wollt' ich sagen?

(Mit gewaltsamer Fassung.)

Nein, es ist nichts Neues.
Nur was wir Alle leiden, macht mich toll.
Er schlug mich nur, und fluchte im Vorbeigehn;
Er sprach, er that — nichts Anderes, als sonst
Er wohl gethan, doch es verstörte mich.
Weh! ich vergesse meiner Pflicht, ich sollte
Um euretwillen mir die Fassung wahren.

**Lucretia.**

Ja, Beatrice! Muth, mein süßes Mädchen!
Darf Jemand ganz verzweifeln, so bin ich's;
Ich liebt' ihn einst, und muß nun mit ihm leben,
Bis Gott ihn oder mich von hinnen ruft.
Wie deine Schwester, kannst du einen Gatten
Dereinst noch finden, und nach Jahren lächelnd
Die Kinder deinen Schooß umspielen sehn;
Und meiner, welche dann im Grabe ruht,
Und aller dieser fürchterlichen Leiden
Wird dann wie eines Traumes nur gedacht.

**Beatrice.**

O Theure, sprich von keinem Gatten mir!
Du pflegtest mich, als meine Mutter starb,
Du schütztest mich und dies geliebte Kind.
Wir hatten keinen andern Freund als dich
In unsrer Jugend, der mit sanftem Wort
Und Blick den Vater abhielt, uns zu morden!
Und ich soll dich verlassen? Mag der Geist
Der todten Mutter mich vor Gott verklagen,
Wenn ich die Frau verlasse, die mit mehr
Als Mutterliebe ihren Platz ersetzte!

**Bernardo.**

Ich denke wie die Schwester. Glaube mir,
Nie würd' ich dich in diesem Leid verlassen,
Selbst wenn der Papst, gleich Andern meines Alters,
An einem heitern Ort mich leben ließe
In Spiel und Lust, in frischer, freier Luft.
O, niemals, Mutter, nie verlass' ich dich!

**Lucretia.**

Ihr theuren Kinder!

**Cenci**
(tritt plötzlich ein).

Beatrice hier?
Komm her!
(Sie fährt zusammen und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen.)
Birg nicht dein Antlitz, es ist schön.
Blick auf! Ha, gestern Abend wagtest du
Mit unverschämtem Trotz mich anzublicken,
Und fragtest mich mit finster dräunder Stirn,
Was ich von dir begehre, während ich's
Noch zu verhehlen suchte, — doch umsonst.

**Beatrice**
(schwankt außer sich der Thüre zu).

O, thäte sich die Erde vor mir auf!
Verbirg mich, Gott!

**Cenci.**

Damals war ich's, der stammelnd
Und wankenden Schritts vor deiner Gegenwart
Entfloh, sowie du jetzt vor meiner fliehst.
Bleib, ich befehl' es dir! Von Stund' an sollst du,
So hoff' ich, nimmermehr mit dreister Stirn,
Und kühnem Blick, und unentfärbter Wange,
Und mit der Lippe, die geschaffen ist
Zu kosen oder zornentbrannt zu schmähn,
Der Menschen Niedrigsten verstummen machen,

Und mich am wenigsten. Jetzt fort mit dir
In deine Kammer! Und auch du, geh fort,

(Zu Bernardo)

Du widrig Abbild der verfluchten Mutter!
Dein Milchgesicht, es macht mich krank vor Haß!

(Beatrice und Bernardo ab.)

(Bei Seite.)

So Viel ist vorgefallen zwischen uns,
Daß es mich kühn, sie furchtsam machen muß.
Unheimlich ist's, am Abgrund solcher That
Zu stehn, wie ich sie jetzt erdacht: — so sitzen
Die Menschen schaudernd an des Baches Rand,
Mit zagem Fuß das kalte Naß versuchend;
Ist man erst drin, so jauchzt der Geist vor Lust!

**Lucretia**

(nähert sich ihm furchtsam).

O mein Gemahl, vergieb der armen Tochter!
Nichts Böses meinte sie.

**Cenci.**

Auch du wohl nicht?
Noch jener Bube, den du Vatermord
Von Jugend auf gelehrt? Noch Giacomo?
Noch jene beiden frevelhaften Söhne,
Die mir des Papstes Feindschaft eingebracht,
Und die in Einer Nacht der gnäd'ge Gott
Hinweggenommen hat? Unschuld'ge Lämmer!
Nichts Böses dachten sie. Auch habt ihr wohl
Euch nicht verschworen hier, spracht nicht davon,
Wie man als Irren mich ins Tollhaus sperren,
Oder für ein Verbrechen, das ihr selbst
Bezeugtet, aufs Schafott mich führen könnte?
Und sollte dies mißlingen, wie gerecht
Es wäre, Meuchler zu besolden, oder
Ein Gift mir in den Abendtrank zu mischen,
Mich zu erdrosseln in der Trunkenheit?

Da außer Gott kein andrer Richter sei,
Und er ob mir den Urtheilsspruch gefällt,
So wärt nur ihr erlesen, zu vollstrecken,
Was er im Himmel über mich verhängt?
Nein, Solches spracht ihr nicht?

**Lucretia.**

So Gott mir helfe,
Nie hab' ich solche Dinge je gedacht!

**Cenci.**

Wagst du dies Lügenwort zu wiederholen,
So tödt' ich dich. Wie? störte Beatrice
Auf deinen Rath nicht gestern Nacht das Fest?
Und hast du nicht gehofft, daß wider mich
Du ein'ge Feinde hetzen, und entfliehn,
Und fern von hier das Loos verlachen könntest,
Vor dem du nun in jedem Nerv erbebst?
Du hast der Menschen Kühnheit überschätzt;
Denn zwischen mich und seine Gruft zu treten,
Wagt Niemand gern.

**Lucretia.**

Blick nicht so fürchterlich!
Bei meinem Seelenheil, ich wußte nichts
Von irgend einer Absicht Beatricens,
Noch glaub' ich, daß sie Etwas vorgehabt,
Bis du von ihren todten Brüdern sprachst.

**Cenci.**

Gottlose Lügnerin! für dieses Wort
Bist du zur ew'gen Höllenpein verdammt!
Doch werd' ich dich an eine Stätte führen,
Wo du die Steine, die dein Fuß betritt,
Anflehen magst, dich zu befrein; — denn Menschen
Sind keine dort, als solche, welche blind
Vollziehen mein Gebot und Alles wagen.

Am nächsten Mittwoch reis' ich ab; du kennst
Die wilde Felsenburg, das Schloß Petrella,
Von Wällen rings und Gräben fest umhegt:
Die unterird'schen Kerker und die Thürme
Verriethen Nichts, obschon sie Viel geschaut,
Was selbst die Steine reden machen könnte.
Was zögerst du? Auf, rüste dich zur Fahrt!

(Lucretia ab.)

Noch scheint der hellen Sonne Licht; es klingt
Der Menschen wirr Geräusch zu mir herauf;
Ich seh' den Himmel durch die Fenster blauen;
Es ist ein üpp'ger, neubegier'ger Tag,
Laut, grell, argwöhnisch, voller Aug' und Ohren;
Und jedes Eckchen, jeder Winkel wird
Erhellt vom frechen, unverschämten Licht.
Komm, Finsterniß! Doch, was gilt mir der Tag?
Und weshalb sollte ich die Nacht ersehnen,
Der zu vollbringen eine That gedenkt,
Vor der sich Nacht wie Tag entsetzen wird?
Sie aber tappe hin durch schwarze Nebel
Von Graus! Wenn eine Sonn' am Himmel ist,
Soll sie in ihre Strahlen nicht zu schaun
Und ihre Wärme nicht zu fühlen wagen.
Sie mag die Nacht ersehnen; meine That
Wird Alles bald für mich in Dunkel hüllen;
Ich bringe schwärzre, grausre Finsterniß,
Als Erdenschatten oder Neumondsluft,
Als aller Himmelssterne Untergang,
Die ausgelöscht im düstersten Gewölk.
Und also wandl' ich sicher, ungesehn
Zu meiner That. — O, wär' sie schon vollbracht! (Ab.)

## Zweite Scene.

Ein Zimmer im Vatikan.

Camillo und Giacomo treten, im Gespräch begriffen, ein.

**Camillo.**

Es giebt ein altes dunkeles Gesetz,
Nach welchem Ihr das Allernöthigste
An Nahrung und an Kleidung fordern könntet.

**Giacomo.**

Ach! weiter Nichts? Ein karger Bettelpfennig
Nur mag es sein, den strenges Recht gewährt,
Und eines Greises schmutz'ger Geiz bezahlt.
Warum ließ mich mein Vater nicht ein Handwerk
Erlernen? Nimmer wär' ich dann gewohnt
An üpp'ges Luxusleben, das ich nicht
Durch meiner Hände Fleiß erschwingen kann.
Der ältste Sohn des reichen Edelmanns
Erbt alle Schwächen seines Vaters. Groß
Ist sein Bedarf, gering nur seine Mittel.
Säht Ihr, Herr Kardinal, statt feiner Speisen,
Statt weicher Dunenbetten, hundert Diener
Und sechs Paläste, Euch auf einmal nun
Beschränkt auf das, was die Natur erheischt . . .

**Camillo.**

Ja, ja, Ihr habt ganz Recht; es wäre hart.

**Giacomo.**

Hart ist's für einen starken Mann zu tragen;
Allein ich hab' noch eine theure Gattin
Von hoher Herkunft, deren Mitgift ich
In schlimmer Stunde ohne Pfand und Zeugen
An meinen Vater lieh; — und Kinder hab' ich,
Die ihrer Mutter zarten Sinn geerbt,

Die schönsten Wesen auf der Welt; sie machen
Mir keinen Vorwurf drob. Herr Kardinal,
Glaubt Ihr nicht, daß der Papst ins Mittel treten
Und seinen Willen über das Gesetz
Erheben könnte?

**Camillo.**

Euer Fall ist hart;
Doch, weiß ich, wird der Papst das Recht nicht beugen.
Nach jenem grausen Fest der letzten Nacht
Sprach ich mit ihm und drängt' ihn, Eures Vaters
Verruchtes Thun zu hemmen, doch erzürnt
Und stirnerunzelnd sagte er zu mir:
„Kinder sind ungehorsam, und sie treiben
Zu Wahnsinn und Verzweiflung oft das Herz
Des Vaters, seine jahrelangen Sorgen
Mit Schmach und Kränkung lohnend. Innig dauert
Graf Cenci mich. Es hat vielleicht der Undank,
Den seine Liebe fand, den Haß in ihm
Geweckt, und so zum Bösen ihn gereizt.
Im großen Kriege zwischen Alt und Jung
Will ich, mit weißem Haar und schwankem Fuß,
Zum wenigsten neutral mich halten."

(Orsino kommt.)

Ihr,
Orsino, habt die Worte auch gehört.

**Orsino.**

Ich? Welche Worte?

**Giacomo.**

Wiederholt sie nicht!
Ach, keine Hülfe giebt es denn für mich;
Zum mindsten keine mehr, als die ich selbst,
Zum Aeußersten gebracht, mir schaffen kann.
Doch meine arme Schwester und mein Bruder
Vergehen unter meines Vaters Blick.

Die fürchterlichsten Henker dieses Landes,
Galeaz Visconti, Borgia, Ezzelin,
Verhängten über den gemeinsten Knecht
Nicht solche Qual, wie diese dulden müssen.
Giebt es für sie denn nirgends einen Schutz?

**Camillo.**

Ei nun, wenn sie den Papst drum bitten wollen,
So denk' ich nicht, daß er's verweigern kann;
Doch hält er es für ein gefährlich Beispiel,
Wenn irgendwie die väterliche Macht,
Die ja das Abbild seiner eignen ist,
Geschmälert wird. — Entschuldigt mich! Geschäfte,
Die keinen Aufschub dulden, rufen mich.

(Camillo ab.)

**Giacomo.**

Ihr habt die Bittschrift ja, Orsino; sagt,
Was säumt Ihr, sie dem Papst zu übergeben?

**Orsino.**

Ich gab sie ihm, und unterstützte sie
Aufs dringlichste mit meiner wärmsten Fürsprach;
Doch sonder Antwort gab er sie zurück.
Ich zweifle nicht, daß die verruchten Thaten,
Von denen in der Schrift die Rede ist
— (Und wahrlich, Thaten sind's, die schwer zu glauben), —
Den Zorn des Papstes von dem Angeklagten
Auf Die, die ihn verklagen, hingewandt;
Denn so erschien mir's nach Camillo's Worten.

**Giacomo.**

Mein Freund! der Teufel Gold, der Thronumschleicher,
Versiegelt Seiner Heiligkeit den Mund,
Und wie dem Skorpion in Feuersgluth,
Bleibt Nichts uns übrig, als uns selbst zu tödten!
Denn ihn, der uns so mörderisch verfolgt,

Beschirmt der heil'ge Name eines Vaters;
Sonst wollt' ich —

(Bricht plötzlich ab.)

**Orsino.**

Was? Sagt furchtlos, was Ihr denkt!
Denn Worte sind nur heilig, wenn die That
Auch heilig, die sich unter ihnen birgt.
Ein Priester, welcher seinen Gott verschwor;
Ein Richter, dessen Spruch die Wahrheit kränkt;
Ein Freund, der seinen Rathschlag (wie jetzt ich)
Im Dienste schnöder Selbstsucht nur ertheilt;
Ein Vater, der ein schändlicher Tyrann,
Entheil'gen ihren heil'gen Namen nur.

**Giacomo.**

Fragt nicht, was ich gedacht; denn absichtslos
Sinnt oft das Hirn, was nimmer es gewollt,
Und unsre Phantasie schafft Träume, die
Ins Wort zu kleiden nicht die Zunge wagt; —
Die keine Worte finden, denn ihr Graus
Führt sie dem Geiste schattenhaft vorüber.
Mein innerst Herz empört sich, das zu denken,
Wonach Ihr fragt.

**Orsino.**

Doch eines Freundes Brust
Gleicht der geheimsten Zelle unsrer Seele,
Wo wir dem frechen Blick des Tags, der Luft,
Der allgeschwätzigen, verborgen sind.
Aus eurem Auge spricht, was Ihr gedacht —

**Giacomo.**

O, schont mich jetzt! Ich bin dem Manne gleich,
Der sich um Mitternacht im Wald verirrte,
Und der den Wandrer, welcher harmlos ihm
Vorüberschreitet, nach dem rechten Weg

Nicht zu befragen wagt, aus Furcht, er könne,
Wie mein Gedank' es ist, ein Mörder sein.
Ich weiß, Ihr seid mein Freund, und Alles, was
Mein Geist zu denken wagt, sei Euch vertraut.
Doch schwer ist heut mein Herz, und möchte gern
In einer Nacht voll schlummerloser Sorge
Sich einsam Raths erholen. So verzeiht,
Daß ich Lebwohl Euch sage — lebet wohl!
O, könnt' ich an mein eignes finstres Ich
Ein Wort so voll von süßem Frieden richten!

**Orsino.**

Lebt wohl! — Und werdet besser oder kühner!
(Giacomo ab.)
Ich wies den Kardinal Camillo an,
In kühler Art sein Hoffen nur zu nähren.
Vortrefflich dient es meinem schlauen Plan,
Daß es den Cenci's eigenthümlich ist,
Ihr eigenes und Anderer Gemüth
In jeder Faser grübelnd zu zerlegen;
Denn solche Selbstanatomie enthüllt
Gefährliche Geheimnisse dem Willen;
Sie fordert unsre Kraft heraus, und lehrt
Bis in die Tiefe nachtumwobner Pläne
Uns kennen, was man denken muß und thun.
So fiel Graf Cenci in das Netz; — und ich,
Seit Beatrice mich mir selbst enthüllte,
Und mich vor dem, was ich nicht meiden kann,
Erbeben ließ, verachte fast mich selbst;
Doch hab' ich schon mich halb damit versöhnt.
So wenig Unrecht will ich thun, wie möglich,
Dann schweigt der Vorwurf des Gewissens wohl.
(Nach einer Pause.)
Was wär's denn Arges, Cenci zu ermorden? —
Doch warum sollte ich der Mörder sein?
Und könnt' ich nicht, ausweichend der Gefahr

Und Sünde, doch den Lohn der That gewinnen?
Von allen Menschen fürchte ich zumeist
Den Mann, der schneller handelt, als er spricht;
Und solch ein Mann ist Cenci. Blieb' er leben,
So wäre seiner Tochter Mitgift nur
Ein heimlich Grab für mich, der sie gewänne. —
O schöne Beatrice, daß ich nie
Dich liebte, oder daß ich es vermöchte,
Gefahr und Gold und Alles zu verachten,
Was zwischen meinem Wunsch und seinem Ziel
Sich drohend aufthürmt, oder als Verheißung
Jenseit desselben lächelnd mich bethört!
Kein Ausweg! Ihre herrliche Gestalt
Kniet neben mir am Altar, und verfolgt mich
Im Marktgewühl, und störet meinen Schlaf
Mit wilden Träumen, daß, wenn ich erwache,
Mein Blut wie flüssig Feuer mir erscheint.
Wenn ich mein schwindelnd Haupt befühle, sengt
Die heiße Hand die feuchte, kalte Stirn;
Ihr Name selbst, wenn ihn ein fremder Mund
Nur ausspricht, macht das Herz mir qualvoll beben;
Und so umarm' ich nutzlos das Phantom
Von unempfundnen Freuden, bis zuletzt
Die Phantasie den selbstgeschaffnen Schatten
Schon zu besitzen glaubt. Doch länger nicht
Will ich mein Herz mit Fieberträumen nähren.
Aus Giacomo's entwirrten Hoffnungen
Muß sich mein Plan zur Wirklichkeit gestalten.
Wie von der Höhe eines Thurmes, kann
Ich übersehn, wie Alles enden wird: —
Ihr Vater todt; ihr Bruder mir verbunden
Durch ein Geheimniß, sicherer als das Grab;
Die Mutter eingeschüchtert, willenlos
Durch ihres Wunsches gräßliche Erfüllung;
Und sie! . . . Noch einmal Muth, du zages Herz!
Was wagt, im Bund mit dir, ein freundlos Mädchen?

Ich sehe sicher meinen Sieg voraus.
Ein unsichtbarer Dämon flüstert stets
Dem Menschen schwarze Pläne in das Ohr,
Wenn Schreckliches sich naht; und Dem gelingt's
Zumeist, der nicht des Bösen Werkzeug wird,
Sondern dem finstern Geist, der Andrer Herzen
Zur Beute sich erkürt, zu schmeicheln weiß,
Bis er sein Sklav wird — und Dies werd' ich thun. (Ab.)

---

# Dritter Aufzug.

---

## Erste Scene.

Ein Zimmer im Palast Cenci.

**Lucretia; gleich darauf Beatrice.**

**Beatrice**
(wankt verstört herein).

Gieb mir das Tuch! — O, mein Gehirn ist wund,
Voll Blut die Augen — trockne mir sie ab! —
Verschleiert ist mein Blick!

**Lucretia.**

Geliebtes Kind,
Du bist ja nicht verwundet; kalter Schweiß
Nur perlt dir von der Stirne. — Wehe, weh!
Was ist geschehn?

**Beatrice.**

Wer hat dies Haar gelöst?
Die wirren Locken sind es, die mich blenden,
Und doch band ich sie auf. — O, schauerlich!
Der Boden unter meinen Füßen wankt!
Die Wände drehen sich! Ein weinend Weib
Seh' ich dort reglos stehn, indeß mich selbst
Ein Taumel wie die Welt erfaßt. — Mein Gott!
Der blaue Himmel ist mit Blut befleckt!
Schwarz spielt der Sonnenschein am Estrich hin!

Die Luft ist ekler Dunst, wie ihn die Leichen
Ausathmen in der Gruft! Puh! ich ersticke!
Ein schwarzer, gift'ger Nebel kriecht heran —
Er ist so schwer, so dick und wesenhaft;
Ich kann ihn nicht abschütteln, denn er klebt
Die Finger und die Glieder mir zusammen,
Und frißt in mein Gebein, und löst das Fleisch
Mir auf in eklen Moder, und vergiftet
Des Lebens innersten und reinsten Geist!
Mein Gott! nie wußt' ich früher, was der Tolle
Empfinden mag! nun bin ich selber toll!

(Verstörter.)

Nein, ich bin todt! Die modernden Gebeine
Umschließen wie ein Grab die bange Seele,
Die gern sich aufwärts schwänge in die Luft!

(Nach einer Pause.)

Welch grausiger Gedanke kam mir jetzt?
Er ist entflohn; doch ruht noch seine Last
Mir auf den Augen, — auf dem müden Herzen!
O Welt! O Tag! O Leben! O Geschick!

**Lucretia.**

Was fehlt dir, armes Kind? Sie redet nicht —
Ihr Geist nimmt das Gefühl des Schmerzes wahr,
Doch nicht den Grund; das Leid hat ausgetrocknet
Den Quell, dem es entsprang.

**Beatrice**

(wie wahnsinnig).

Wie Vatermord! —
Gemordet hat das Elend seinen Vater;
Doch glich sein Vater nimmermehr dem meinen —
O Gott! was bin ich für ein ärmlich Ding!

**Lucretia.**

Mein theures Kind, was that dein Vater dir?

**Beatrice**
(argwöhnisch).

Wer frägt mich da? Ich habe keinen Vater.
(Bei Seite.)
Sie ist die Tollhauswärtrin, die mich pflegt;
Fürwahr, ein traurig Amt!
(Zu Lucretia, mit langsamer, gedämpfter Stimme.)
So wißt, ich glaubte,
Daß ich die arme Beatrice sei,
Von der die Leute reden, die ihr Vater
Am wirren Haar oft durch die Säle schleift,
Dann wieder nackt in dumpfe Zellen sperrt,
Wo schuppige Schlangen kriechen, und wo sie
Mit faulem Fleisch den Hunger stillen muß.
Und diese traurige Geschichte hat
Sich so verwebt mit meinen wirren Träumen,
Daß ich schon wähnte — nein, es kann nicht sein!
Entsetzliches ist in der Welt geschehn,
Unglaublich fast, die seltsamste Verwirrung
Von Gut und Bös; und Schlimmres ward erdacht,
Als je ein Herz ins Werk zu setzen wagte.
Doch nie hat man von solcher That geträumt,
Wie die . . .
(Hält inne, und sammelt sich plötzlich.)
Wer bist du? Schwöre mir, bevor
Die grause Angst mich tödtet, daß du wirklich
Nicht bist, was du mir scheinest — meine Mutter.

**Lucretia.**

Mein süßes Kind, weißt du . . .

**Beatrice.**

O, sag es nicht!
Denn wenn dies Wahrheit ist, so muß das Andre
Auch Wahrheit sein, gewisse, ew'ge Wahrheit,
Mit jedem Lebensumstand fest verkettet,
Die nie sich ändern, nie entschwinden wird.

Ja, ja, so ist's! Dies ist der Palast Cenci;
Du bist Lucretia; ich bin Beatrice.
Ich hab' ein wenig irr geredet, doch
Ich will's nicht wieder thun. Komm näher, Mutter!
Von heut an bin ich . . .

(Die Stimme versagt ihr.)

**Lucretia.**

Ach! was ist dir, Kind?
Was that dein Vater dir?

**Beatrice.**

Was that denn ich?
Bin ich nicht schuldlos? Ist es mein Verbrechen,
Daß Einer mit gebieterischer Stirn
Und weißem Haar, der mich von Kindheit an
Gepeinigt hat, wie Eltern nur es wagen,
Sich meinen Vater nennt, und dennoch ist . . .!
O, was bin ich? Was wird mein Name wohl,
Mein Ruf, mein Angedenken einstmals sein,
Selbst wenn ich die Verzweiflung überlebe?

**Lucretia.**

Gewiß, er ist ein schmählicher Tyrann;
Wir wissen, nur der Tod kann uns befrein, —
Sein oder unser Tod. Doch was hat er
Noch Schlimmres oder Grauseres gethan?
Du gleichst dir selbst nicht mehr; aus deinen Augen
Entblitzt ein wildes, irres Feuer. Sprich!
Entfalte diese bleichen Hände, die
So krampfhaft in einander sich verschlingen!

**Beatrice.**

Des Lebens Unrast ist's, die sie zerquält.
O, wenn ich reden muß, so werd' ich toll.
Ja, Etwas muß geschehn; was? weiß ich nicht; —
Doch Etwas, das die That, die ich erlitt,
Zu einem Schatten macht, im grausen Blitz,
Den meine Rache auf sie niedersendet;

Unwiderruflich, kurz und schnell, zerstörend
Die Folgen deß, was sie nicht heilen kann.
So Etwas muß ich leiden oder thun;
Weiß ich erst, was, so werd' ich ruhig sein,
Und nimmermehr wird Etwas mich bewegen.
Doch jetzt! — O Blut von meines Vaters Blut,
Das durch die schmachbefleckten Adern wallt,
Wenn du, auf die entweihte Erde strömend,
Den Frevel und die Schmach, woran ich leide,
Abwaschen könntest — nein, das kann nicht sein!
Wohl Mancher gäbe, zweifelnd, ob ein Gott ist,
Der Böses sieht und duldet, sich den Tod;
Doch diesen Glauben soll kein Leid mir rauben.

**Lucretia.**

Es muß fürwahr ein bittres Unrecht sein;
Was, wag' ich nicht zu denken. O, mein Kind!
Birg nicht in undurchdringlich stolzem Gram
Vor meiner Furcht dein Leid!

**Beatrice.**

Ich berg' es nicht.
Allein mit welchem Wort soll ich dir's künden?
Ich, die von Dem, was mich verwandelt hat,
Kein Bild in meinem Geist ersinnen kann;
Und deren Innres, dem Gespenste gleich,
In seine eignen Schauer sich verhüllt!
Sag, welches von den Worten, die der Mensch
In seiner Rede braucht, willst du vernehmen?
Denn keines giebt's, das meinen Jammer kündet.
Wenn eine Andre Gleiches je erfuhr,
So starb sie, wie ich sterben will, und ließ
Es ohne Namen, so wie ich. — Tod! Tod!
Lohn oder Strafe nennen dich Gesetz
Und Religion. O, welches von den beiden
Hab' ich verdient?

**Lucretia.**

Der Unschuld stillen Frieden,
Bis Gott dich in den Himmel einst beruft.
Was immer du erlittst, nichts Böses thatst du.
Tod muß die Strafe des Verbrechens sein,
Doch auch der Lohn, daß wir den Dornenpfad
Gewandelt, der zum ew'gen Leben führt.

**Beatrice.**

Ja, Tod — die Strafe des Verbrechens. Gott,
Laß mich verstört und wirren Sinns nicht richten!
Wenn Tag für Tag ich weiterleben muß,
Und diesen Leib, den Tempel deines Geistes,
So schmählich nun entweiht, bewahren soll
Wie eine schmutzige Höhle, aus der Alles,
Was dir ein Greuel ist, dich ungerächt
Und höhnend anstarrt — nein, es soll nicht sein!
Selbstmord? — vielleicht ist der auch keine Rettung;
Denn zwischen ihm und unsrem Willen klafft,
Gleich einem Höllenschlunde, dein Gebot. —
Weh mir! in dieser ganzen Erdenwelt
Giebt's kein Gesetz und keinen Urtheilsspruch,
Nach dem die Frevelthat zu richten wäre,
Die man an mir verübt.

(**Orsino** kommt. Sie nähert sich ihm feierlich.)

Willkommen, Freund!
Seit wir zum letzten Mal uns sahn, erfuhr ich
Ein Leid, so groß und seltsam unerhört,
Daß weder Tod noch Leben Ruhe mir
Gewähren können. Fragt nicht, was es sei;
Denn Thaten giebt's, die nicht zu nennen sind,
Und Leiden, welchen sich das Wort versagt.

**Orsino.**

Und wer hat so entsetzlich Euch gekränkt?

**Beatrice.**

Man nennt ihn meinen Vater. Grauser Name!

**Orsino.**

Unmöglich!

**Beatrice.**

Ob es möglich, oder nicht,
Das lasset ruhn. Es ist, und ist geschehn.
Nun gebt mir Rath, wie es nicht mehr geschehe.
Zu sterben dacht' ich; aber fromme Scheu
Hält mich zurück, und Furcht, es könnte selbst
Der Tod mir das Bewußtsein nicht verlöschen
Von dem, was annoch ungesühnt. O, sprecht!

**Orsino.**

Klagt ihn des Frevels an, laßt das Gesetz
Euch rächen.

**Beatrice.**

O, kaltherziger Berather!
Fänd' ich ein Wort, das des Verderbers Unthat
Aufdecken könnte; risse, wie ein Schwert,
Die Zunge das Geheimniß, das mein Herz
Im Innersten zerfrißt, mir aus der Brust,
Und offenbarte Alles, daß fortan
Mein unbefleckter Ruf ein Hohn und Sprichwort,
Ein Stadtgespräch der Klätscherinnen würde; —
Geschähe dies, was nie geschehen soll,
So denkt an des Verbrechers Gold, die Furcht
Vor seinem Haß, das Grausen der Beschuld'gung,
Die jedes Glaubens, jedes Ausdrucks spottet,
Undenkbar, kaum geflüstert, eingehüllt
In grause Winke — O, der schönen Hülfe!

**Orsino.**

So wollt Ihr es ertragen?

**Beatrice.**

Es ertragen! —
Orsino, wenig nützt mir Euer Rath.
(Wendet sich von ihm ab, und spricht halb für sich.)
Ja, schnell muß der Entschluß und schnell die That sein.

Was für ein trüber Nebel von Gedanken
Steigt vor mir auf, die, Schatten über Schatten,
Einander sich verdunkeln?

**Orsino.**

Sollt' er leben,
Der Frevler, und sich seiner Unthat freun?
Und sein Verbrechen, was es immer sei,
— Furchtbar gewiß! — dir zur Gewohnheit machen,
Bis gänzlich du verloren bist, erniedrigt
Zu dem, was du gestattest?

**Beatrice**
(für sich).

Mächt'ger Tod!
Du doppelsicht'ger Schatten! einz'ger Richter!
Gerechtester Urtheilsprecher!
(Sie zieht sich, in Gedanken vertieft, zurück.)

**Lucretia.**

Wenn der Blitz
Des Himmels jemals rächend niederfuhr —

**Orsino.**

Weib, lästre nicht! Denn Gottes hoher Rathschluß
Legt seinen Ruhm auf Erden, und ihr Leid
Den Menschen selber in die Hand. Wenn sie
Verbrechen nicht bestrafen —

**Lucretia.**

Doch wenn Einer,
Wie dieser Schändliche, mit seinem Gold
Dem Recht, der Macht und aller Sitte trotzt?
Wenn keine Hülfe mehr zu finden ist
Bei Ihm, vor dem der Schuldigste erzittert?
Wenn, eben weil entsetzlich, unnatürlich,
Unglaublich unsre Leiden sind — o Gott! —
Wenn aus denselben Gründen, die uns Schutz
Verschaffen sollten, unser Pein'ger siegt,

Und wir, die Opfer, schlimmre Strafe dulden,
Als er, der uns gemartert?

**Orsino.**

Glaubet mir,
Jedwedem Unrecht ist die Hülfe nah,
Wenn wir sie zu ergreifen wagen.

**Lucretia.**

Wie?
Wenn es ein sichres Mittel wirklich gäbe —
Ich kenne keins — doch wär' es gut vielleicht . . .

**Orsino.**

Sein letzter Frevel gegen Beatrice
Ist, wie ich dunkel nur vermuthen kann,
Von solcher Art, daß Neu' Entehrung wäre,
Und ihr nur Eine Pflicht: die Rache, bleibt,
Euch Eine Zuflucht nur vor solchen Leiden,
Mir nur Ein Rath —

**Lucretia.**

Ja, nicht zu hoffen ist,
Daß Rettung oder Hülfe dort wir fänden,
Wo jeder Andre sie gewahren mag.

(**Beatrice tritt vor.**)

**Orsino.**

Dann —

**Beatrice.**

Schweigt, Orsino! — Und dich bitt' ich, Mutter,
Wie abgetragne Kleider wirf von dir,
Derweil ich rede, Schonung und Geduld,
Gewissensangst und Furcht, und jede Scheu
Des Alltagslebens, die wir seit der Kindheit
Ertragen haben, doch die jetzt ein Hohn
Der heilgern Sache meiner Klage wäre.
Wie ich gesagt, mir ward ein Leid gethan,
Das, ob auch namenlos, nach Sühne schreit,

Sowohl um das Vergangene zu rächen,
Als auch, damit es nicht mein Schicksal sei,
Die schwergeprüfte Seele Tag für Tag
Mit neuen Freveln wieder zu belasten,
Und, was ihr nicht zu träumen wagt, zu sein.
Ich hab' zu Gott gefleht, und ernst befragt
Mein Herz, und meinen Willen mir entwirrt,
Und bin mir klar jetzt, was das Rechte ist.
Seid Ihr mein wahrer Freund, Orsino? Schwört's
Bei Eurem Seelenheil, bevor ich rede.

**Orsino.**

Ich schwöre, meine List und meine Kraft,
Mein Schweigen, und was sonst mir zu Gebot ist,
Zu weihen deinem Dienst.

**Lucretia.**

Du meinst, wir sollten
Beschließen seinen Tod?

**Beatrice.**

Und das Beschlossne
Sofort vollziehn. Kühn gilt's und schnell zu sein.

**Orsino.**

Doch auch behutsam.

**Lucretia.**

Die Gesetze würden
Das, was sie selber sollten thun, an uns
Mit Schmach und Tod bestrafen.

**Beatrice.**

Seid behutsam,
So viel ihr wollt, doch schnell! Orsino, nennt
Das Mittel mir.

**Orsino.**

Ich kenne zwei Banditen,
Die eines Menschen Seele höher nicht
Als die des Wurmes achten, und sie würden

Aus bloßer Grille jedes Leben, sei
Es edel, sei's gemein, zertreten. Feil
Ist solcher Sinn in Rom. Was wir gebrauchen,
Verkaufen sie.

**Lucretia.**

Vor Tagesanbruch morgen
Will Cenci nach dem Felsenschloß Petrella
Im apenninischen Gebirg uns führen.
Kommt er dort an —

**Beatrice.**

Er komme nie dahin!

**Orsino.**

Wird's dunkel sein, eh' ihr das Schloß erreicht?

**Lucretia.**

Kaum wird die Dämmrung angebrochen sein.

**Beatrice.**

Doch weiß ich, daß zwei Stunden vor der Burg
Der Weg durch eine tiefe, enge Schlucht
Den Abhang jählings sich hinunter windet.
In seiner Tiefe liegt ein mächt'ger Fels,
Der seit undenklich langen Jahren schon
Sich dräuend ob dem Abgrund aufrecht hält,
Und in der Angst, mit der er fest sich krallt,
Langsam hinunter sich zu wälzen scheint,
Wie sich des Sünders Seele Stund' auf Stunde
Ans Leben klammert; und doch neigt er sich,
Und macht, sich neigend, dunkler noch den Schlund,
In den es ihn hinabzustürzen graut.
Hart unter diesem Felsen, riesengroß
Wie die Verzweiflung, gähnt der finstre Berg,
Als wär' er müde; tiefer drunten braust
Ein wilder Strom durch Klippen ungesehn,
Und eine Brücke spannt sich drüber hin;
Hoch oben aber wachsen, Stamm an Stamm,
Von Spalt zu Spalte Cedern, Pinien

Und Eibenbäume, deren wirr Gezweig
Sich durch des Epheus dunkeles Gewebe
Zu einem dichten Schattendach verschlingt.
Am hellen Mittag herrscht hier Dämmerung,
Und schwarze Nacht bei Sonnenuntergang.

**Orsino.**

Eh' ihr zur Brücke kommt, braucht einen Vorwand,
Daß ihr die Mäuler antreibt, oder zögert,
Bis —

**Beatrice.**

Welch ein Ton ist das?

**Lucretia.**

Horch! Nein, es kann
Nicht eines Dieners Schritt sein. Cenci ist's,
Der unerwartet plötzlich heimgekehrt.
Schützt einen Grund, weshalb Ihr hier seid, vor.

**Beatrice**
(im Fortgehen zu Orsino).

Der Schritt, den wir dort kommen hören, darf
Die Felsenbrücke nimmer überschreiten.

(Lucretia und Beatrice ab.)

**Orsino.**

Was soll ich thun? Da Cenci hier mich trifft,
So muß ich seines Blickes herrisch Forschen
Nach dem, was mich hieher geführt, ertragen.
Ein leeres Lächeln dien' als Maske mir.

(Giacomo tritt hastig ein.)

Wie? Habt Ihr Euch hieher gewagt? So wißt Ihr,
Daß Cenci nicht zu Haus?

**Giacomo.**

Ich sucht' ihn hier,
Und muß ihn nun erwarten.

**Orsino.**

Großer Gott!
Erwägt Ihr solcher Keckheit Wagniß?

Giacomo.

Pah!
Weiß mein Verderber, was ihm droht? Wir stehn
Nicht mehr, wie früher, Vater gegen Kind;
Nein, Mann dem Mann genüber, Feind dem Feinde,
Der Unterdrücker dem von ihm Bedrückten,
Und der Verleumder dem Verleumdeten.
Er schmähte die Natur, die ihn geschützt,
Und die Natur verwirft ihn, der sie schändet;
Ich lache Beider. Ist's die Kehle denn
Des Vaters, die ich packen will und sagen:
„Nicht Gold verlang' ich, frohe Jahre nicht,
Nicht die Erinnerungen stiller Kindheit,
Nicht Liebe, wie das Vaterhaus sie beut,
Ob du mir alles dies und mehr auch raubtest; —
Nur meinen guten Ruf, das Kleinod nur
Des Friedens, das vor deinem Haß geborgen
Ich glaubte, weil du elend mich gemacht;
Sonst werd' ich" — Gott versteht mich und vergiebt,
Warum sollt' ich zu Menschen reden?

Orsino.

Freund,
Seid ruhig!

Giacomo.

Gut, ich will Euch ruhig sagen,
Was er gethan. Ihr wißt, der alte Cenci
Entlieh die Mitgift meiner Frau von mir;
Dann schwor er ab, daß er sie je empfing,
Und ließ in bittre Armuth mich versinken,
Aus der ich durch ein kleines Staatsamt mich
Zu retten suchte. Schon war mir's versprochen,
Und neue Kleider kauft' ich meinen Kleinen
Statt ihrer Lumpen; wieder lächelte
Mein Weib, und wieder ruhig ward mein Herz;

Da kam die Kunde mir, daß Cenci's Einfluß
An einen Buben dieses Amt gebracht,
Zum Lohn für frevle Dienste. Heimgekehrt
Mit dieser bösen Kunde, saß ich trüb
Im Kreis der Meinen, und wir suchten Trost
Für unser Leid in Thränen solcher Liebe
Und festen Treue, die das herbste Weh
Des Lebens mildern; da trat er, wie oft,
Mit Fluchen und mit Schelten ins Gemach,
Verhöhnte unsre Dürftigkeit, und sagte,
So strafe Gott der Kinder Ungehorsam.
Ihn durch Beschämung stumm zu machen, sprach
Ich von der Mitgift meiner Frau; doch er
Erfand ein kurzes, freches Lügenmärchen,
Wie ich das Geld in Schwelgerei verpraßt;
Betroffen sah mein armes Weib ihn an,
Und er ging lächelnd fort. Als ich den Eindruck
Erkannte, den sein Luggespinnst gemacht,
Und als mit stillem Hohn und kaltem Blick
Mein Weib sich meiner Schwüre Gluth entzog,
Ungläubig abgewandt, da ging ich auch.
Bald kam ich wieder heim; doch nicht so bald,
Daß meine Frau nicht meine Kinder schon
Mir aufgereizt, die mir entgegenschrien:
„Gieb Kleider uns und bessre Speise, Vater!
Was du in Einer Nacht verschwendest, wäre
Genug für Monde!“ Wild blickt' ich umher,
Und sah, daß mir das Haus zur Hölle ward.
Und nicht betret' ich diese Hölle wieder,
Bis mir mein Feind Ersatz gegeben hat;
Sonst will ich, wie er mir das Leben gab,
Umstürzend die Gesetze der Natur —

**Orsino.**

O, glaubt mir, der Ersatz, den Ihr begehrt,
Wird Euch versagt.

Giacomo.

Dann — Seid Ihr nicht mein Freund?
Gabt Ihr mir nicht, als wir uns jüngst besprachen,
Von einem letzten Mittel einen Wink,
Das mir als einz'ge Wahl noch übrig bliebe?
Und damals war mein Leid geringer noch. —
Obschon ich fest entschlossen bin, durchzuckt
Mich grausenvoll das Wort: ein Vatermörder!

Orsino.

Furcht, Nichts als Furcht, mein Freund! Das bloße Wort
Ist eitel Spott. Sieh her, wie Gottes Weisheit
Die Fäden des gerechten Urtheils lenkt
Auf einen einz'gen Punkt, und so es heiligt: —
Was Ihr als Anschlag in Gedanken tragt,
Ist gleichsam schon vollbracht.

Giacomo.

So ist er todt?

Orsino.

Sein Grab ist fertig. Wisset, Cenci hat,
Seit wir zuletzt uns trafen, einen Frevel
Verübt an seiner Tochter.

Giacomo.

Welchen Frevel?

Orsino.

Sie nennt ihn nicht, doch mögt Ihr, so wie ich,
Ihn halb errathen wohl aus ihrer Blässe,
Aus ihrer finstren Stirne tiefem Gram,
Aus ihrem Blick, der in die Leere starrt,
Aus ihrer klanglos hohlen Stimme Ton,
Der Lieb' und Furcht entfremdet; und zuletzt
Aus diesem noch: — als ich und ihre Mutter,
Verwirrt vor Grausen, mit einander sprachen,
Andeutungsweis, in dunklen Winken nur,
Die Wahrheit halb errathend, doch entschlossen,

Die That zu rächen, unterbrach sie uns,
Und das mit einem Blick, der, eh' sie's sprach,
Uns klar und deutlich zurief: Er muß sterben!

**Giacomo.**

Es ist genug! Mein Zweifel ist gestillt;
Es giebt jetzt einen höhern Grund, als meinen,
Für diese That, und einen heil'gern Richter,
Der sonder Makel jede Unthat rächt.
O Beatrice, die von Jugend auf
Nie einen Wurm zertrat, ein Blümchen nie
Geknickt, das nicht mit kindischen Thränen du
Bedauert hättest! Holde Schwester, du,
In der die Weisheit und die Schönheit so
Sich paarten, daß es fast ein Wunder schien,
Wie eine nicht die andere zerstöre!
Fielst du zum Raube der Verwüstung nun?
O Herz, Rechtfert'gung nicht begehr' ich mehr!
Orsino, soll ich seiner Rückkehr harren,
Und an der Thür ihn niederstechen?

**Orsino.**

Nicht doch!
Ein Zufall könnt' ihn retten vor dem Loos,
Das sicher ihn ereilt; auch wißt Ihr nicht,
Wohin Ihr fliehn, womit Ihr Euch entschuld'gen,
Wie Ihr's verbergen sollt. Nein, hört mich an!
Bereit ist Alles, der Erfolg gesichert,
So sicher, daß —

(Beatrice tritt ein.)

**Beatrice.**

'S ist meines Bruders Stimme!
Erkennst du mich denn nicht?

**Giacomo.**

O meine Schwester,
Verlornes Kind!

**Beatrice.**

Verloren! ja, ich bin's.
Ich seh', Orsino hat mit dir gesprochen,
Und du vermuthest Dinge, die zu schrecklich
Für Worte sind, und dennoch lange nicht
So gräßlich wie die Wahrheit: Bruder, weile
Jetzt länger nicht, er könnte wiederkehren.
Doch küsse mich! Ein Zeichen soll mir's sein,
Daß du in seinen Tod gewilligt hast.
Lebwohl, lebwohl! Mag Frömmigkeit und Milde
Und Bruderliebe und Gerechtigkeit,
Und Alles, was die Herzen sonst erweicht,
Das deinige verhärten. Rede nicht —
Bruder, lebwohl!

(Alle ab nach verschiedenen Seiten.)

---

## Zweite Scene.

Ein ärmliches Zimmer in Giacomo's Hause.

**Giacomo**
(allein).

's ist Mitternacht! Orsino kommt noch nicht!

(Donner und das Heulen des Sturmes.)

Wie! können denn die ew'gen Elemente
Mit einem Wurme, wie der Mensch ist, fühlen?
Nein, wär' es so, dann würde nicht der Strahl
Erbarmungsvoller Blitze niederfahren
Auf Stein und Baum. — Mein Weib und meine Kinder,
Sie schlummern jetzt in unschuldsvollem Traum;
Doch ich muß wachen, zweifelnd, ob die That
Gerecht sei, die so dringend nöthig war.
Du schlecht genährte Lampe, deren Licht
Vom Wind bewegt wird, und an deren Rand
Das nächt'ge Dunkel lauert! Kleine Flamme,
Die, wie der matte Puls des Sterbenden

Sich hebt und senkt, noch auf und nieder flackert:
Wie bald, wenn ich dir keine Nahrung gäbe,
Verlöschtest du und schwändest in das Nichts!
So schwindet und erstirbt vielleicht in Nacht
Das Leben jetzt, das meines einst entzündet, —
Nur daß kein Lebensöl die Fleischeslampe,
Wenn sie zerbrach, von Neuem füllen kann!
Das Blut, das diese Adern nährte, ist's,
Das nun zur Erde rinnt, bis Alles kalt ist;
Der Leib, der mich erzeugte, ist's, der jetzt
In fahlem, bleichem Todeskrampf sich windet;
Die Seele ist's, die mich zum Ebenbild
Des Herrn geprägt, die, ihrer Hülle baar,
Jetzt vor dem Richterstuhl des Himmels steht!

(Eine Uhr schlägt.)

Eins! Zwei! Die Stunden schleichen langsam hin;
Und wenn mein Haar ergraut ist, harrt vielleicht
Mein Sohn auch so, gequält von eitler Reue
Und von gerechtem Haß, und schilt, wie ich,
Den trägen Boten, der so lange säumt.
Ich wünschte fast, er wär' nicht todt, obgleich
Er schweres Leid mich dulden läßt. Doch — horch! —
Orsino's Schritte!

(Orsino tritt ein.)

Sprecht!

**Orsino.**

Ich komme her,
Um Euch zu sagen, daß er uns entschlüpft ist.

**Giacomo.**

Entschlüpft!

**Orsino.**

Und wohlbehalten in Petrella.
Um eine Stunde früher, als wir dachten,
Naht' er dem Ort, den wir zur That ersahn.

**Giacomo.**

Sind wir des Zufalls Narren, und verschwenden
Wir so in blinder Furcht die Zeit, in der
Wir handeln sollten? Dann sind Sturm und Donner,
Die uns sein Grabgeläut zu heulen schienen,
Das Hohngelächter nur, womit der Himmel
Ob unsrer Schwäche spottet! Fortan soll
Mich Nichts gereun, nicht Absicht oder That,
Nur meine Reue.

**Orsino.**

Seht, die Lamp' ist aus.

**Giacomo.**

Quält keine Reu' uns, wenn die finstre Nacht
Das Flämmchen hier verschlang: was sollt's uns grauen,
Wenn Cenci's Leben, jenes Licht, bei dem
Die bösen Geister schaun das böse Werk,
Das sie bereiteten, für immer auslischt?
Nein, ich bin hart geworden.

**Orsino.**

Pah! wozu?
Wer fürchtet wohl der Reue bleich Gespenst
Bei so gerechter That? — Der erste Plan
Schlug fehl, doch zweifelt nicht, daß Cenci bald
Zur Ruh' gebracht ist. Brennt die Lampe an,
Laßt uns nicht reden in der Dunkelheit.

**Giacomo**
(zündet die Lampe an).

Doch, einmal ausgelöscht, kann ich nicht so
Das Leben meines Vaters neu entzünden.
Glaubt Ihr nicht, daß sein Geist mich diesethalb
Vor Gott verklagen wird?

**Orsino.**

Einmal dahin,
Ruft Ihr der Schwester Frieden nicht zurück,

Noch Eure hingeschwundne Jugendhoffnung,
Die bittren Worte Eurer Gattin nicht,
Noch allen Hohn, womit der Glückliche
Des Unglücks spottet, noch die todte Mutter,
Noch —

**Giacomo.**

O, Nichts weiter mehr! Ich bin entschlossen,
Wenn ich auch Dem, der mir das Leben gab,
Mit eigner Hand das Leben rauben muß.

**Orsino.**

Das ist nicht nöthig. Hört mich an: Ihr kennt
Olimpio, der zu Colonna's Zeiten
Schloßvogt Petrella's war, den Euer Vater
Von diesem Posten stieß; und Marzio,
Den Bösewicht, den er vergangnes Jahr
Um einer Blutthat Sündenlohn betrog?

**Giacomo.**

Olimpio kenn' ich; und man sagt, er hasse
Den alten Cenci so, daß seine Lippe
Vor Wuth erblaßt, wenn er ihn nur erblickt.
Von Marzio hört' ich niemals.

**Orsino.**

Marzio's Haß
Gleicht dem Olimpio's. Beide Männer sandt' ich
In Eurem Namen, wie auf Euren Wunsch,
Um mit Lucretia und Beatricen
Zu reden.

**Giacomo.**

Nur zu reden?

**Orsino.**

Die Minuten,
Die bis zur nächsten Mitternacht entfliehn,
Sie müssen Tod in ihrem Schooße bergen.
Vorher muß es beredet, und vielleicht
Vollendet sein.

**Giacomo.**

Horch, welch ein Ton ist das?

**Orsino.**

Die Balken krachen, und der Haushund heult;
Nichts weiter hör' ich.

**Giacomo.**

Nein, es ist mein Weib,
Das selbst im Schlummer ihr Geschick beklagt;
Gewiß, sie redet Bitt'res über mich,
Und meine Kinder träumen um sie her,
Daß ich sie hungern lasse.

**Orsino.**

Während er,
Der sie in Wahrheit ihres Brots beraubte
Und ihre Ruh' mit Bitterkeit erfüllt,
Im Schooß der Wollust schläft, und triumphirend
In Traumgesichten seines Hasses Euch
Verhöhnt, die nur zu gleich der Wahrheit sind.

**Giacomo.**

Wenn jemals wieder er vom Schlaf erwacht,
Will ich nicht mehr auf Söldnerhände bauen —

**Orsino.**

Das wäre gut. Ich muß nun fort. Lebt wohl!
Wenn wir uns wiedersehn, mag Alles schon
Geschehen sein.

**Giacomo.**

Und möchte dann auch Alles
Vergessen sein! — O, wär' ich nie geboren!

(Beide ab.)

# Vierter Aufzug.

## Erste Scene.

Ein Zimmer im Schloß Petrella.

Cenci tritt ein.

**Cenci.**

Sie kommt nicht; doch verließ ich eben sie
Ohnmächtig und besiegt. Sie kennt die Strafe
Des Säumens; — doch wenn eitel wär' mein Drohn?
Bin ich nicht in Petrella's Mauern jetzt?
Was fürcht' ich denn der Römer Aug' und Ohren!
Könnt' ich sie schleifen nicht am goldnen Haar?
Mit Füßen treten? ihr den Schlummer rauben,
Bis ihr Gehirn verstört wird? sie mit Ketten
Und Hunger zähmen? Weniger reichte hin.
Doch unerfüllt dann bliebe mir, was ich
Zumeist begehre. Nein, ihr trotz'ger Wille
Soll sich aus eigner Wahl so tief erniedern
Wie das Gewicht, das ihn zu Boden zieht.

(Lucretia tritt ein.)

Du widrig Weib! verbirg dich meinem Haß!
Fort! fort! Nein, bleib! heiß Beatricen kommen.

**Lucretia.**

O, mein Gemahl! bei deiner Seele Heil
Beschwör' ich dich, bedenke, was du thust.

Ein Mann, der so, wie du, durch Frevel schreitet
Und durch Gefahren seines frevlen Thuns,
Mag jede Stunde taumeln in sein Grab.
Und du bist alt, dein Haar ist schon ergraut;
Willst du vor Tod und Hölle dich erretten,
Erbarm dich deiner Tochter! einem Freund
Gieb sie zur Ehe, daß sie nicht zu Haß
Und Schlimmerem dich noch versuchen möge,
Wenn Schlimmres denkbar ist.

**Cenci.**

Was? gleich der Schwester,
Die eine Heimatstatt gefunden hat,
Und meines Zorns in ihrem Glücke spottet?
Verderben treffe sie und dich und Alle,
Die übrig sind! Wie schnell mein Tod auch sei,
Ihr Schicksal wird noch schneller sich vollenden.
Geh, ruf sie her, bevor mein Sinn sich ändert,
Sonst schleif' ich an den Haaren sie herbei.

**Lucretia.**

Sie sandte mich zu dir. Du weißt, sie fiel
In deiner Gegenwart verzückt in Schlaf,
Und in dem Schlaf vernahm sie eine Stimme:
„Cenci muß sterben! mög' er Beichte thun!
Der Anklag=Engel wartet noch, zu hören,
Ob Gott, zur Strafe seiner Missethaten,
Sein sterbend Herz verstockt!"

**Cenci.**

Hm, — nicht unmöglich.
Gott kann sich offenbaren, sicherlich!
Klar ist's, daß er mich selbst begünstigt hat,
Denn meine Söhne tödtete mein Fluch. —
Unrecht und Recht ist Faselei; die Reue
Ist eines müßigen Augenblickes Werk,
Und hängt mehr ab von Gott, als mir. Wohlan,

Ich muß dem größern Plan entsagen, ihr
Die Seele zu vergiften und verderben.
(Pause. Lucretia nähert sich ihm angstvoll, und schaudert bei seinen Worten zurück.)
Eins — zwei — ja, Rocco und Christofano
Hat hingewürgt mein Fluch; und Giacomo
Wird eine schlimmre Hölle hier im Leben
Als nach dem Tode finden. Beatrice
Soll, wenn des Hasses-Plan mir irgend glückt,
In Gotteslästrung und Verzweiflung sterben.
Bernardo ist so schuldlos — ihm vermach' ich
Das Angedenken dieser Thaten all',
Und seine Jugend sei das Grab der Hoffnung,
Wo schändliche Gedanken, wie das Unkraut
Auf langvergess'nem Todtenhügel, blühn.
Wenn alles dies geschehn, will ich mein Gold
Und Silber, meine prächtigen Gewänder,
Gemälde, Teppiche und Pergamente
Und meines Reichthums Zeugnisse zumal
In der Campagna auf einander thürmen,
Und draus ein lust'ges Freudenfeuer machen,
Daß Nichts von meinen Gütern übrig sei,
Als nur mein Name, der für meinen Erben
Ein ew'ges Mal der Schande bleiben soll.
Ist dies gethan, so geb' ich meine Seele,
Die eine Geißel für die Menschheit war,
In Dessen Hände, der sie schwang, zurück.
Sei es zu meiner oder Andrer Strafe,
Nicht eher wohl verlangt er mir sie ab,
Bis sie in ihrer letzten, tiefsten Wunde
Zerbrochen ist, und all ihr Haß erschöpft.
Doch, daß der Tod nicht meinen Vorsatz störe,
Sei rasch und kurz mein Werk!

(Will gehen.)

**Lucretia.**

O, halte ein!
Es war Erdichtung nur; kein Traumgesicht

Hat sie gehabt, und keinen Ruf vernommen.
Ich sagt' es nur, um dich zu schrecken.

**Cenci.**

Schön!
Verworfnes Weib, mit Gottes heil'gem Wort
Hast du gespielt! so möge deine Seele
An dieser lästerlichen Lüg' ersticken!
Für Beatricen hab' ich schlimmre Schrecken,
Sie meinem Willen unterthan zu machen.

**Lucretia.**

O, welchem Willen? Welches grausre Leid,
Als sie schon litt, kannst du ihr auferlegen?

**Cenci.**

Andrea! geh, und rufe meine Tochter!
Wenn sie nicht kommt, sag' ihr, dann komme ich. —
Du fragst mich, was für Leiden? Schritt für Schritt
Will ich durch unerhörte Schmach sie schleifen;
Schutzlos soll sie im hellen Mittagsstrahl
Des Hohns, der Schande und Verachtung stehn,
Für Thaten, rings im Volke ausposaunt,
Worunter eine ist — erräthst du, was? —
Sie soll (wovor am meisten sie erbebt,
Das sei ein Zauber ihrem eklen Willen)
Dem eigenen Bewußtsein werden, was
Sie Andern scheint; und wenn der Tod sie trifft,
So soll sie ohne Beicht' und Sühne sterben,
Aufsätzig wider Gott und ihren Vater.
Ihr Leichnam soll der Hunde Beute werden,
Ihr Nam' ein Schrecken auf der Erde sein,
Und ihre Seele nahe Gottes Thron,
Von meinem Fluch verpestet. Leib und Seele
Will ich zu einem Trümmerhaufen machen.

**Andrea**
(tritt ein).

Das Fräulein Beatrice —

**Cenci.**

Bleicher Sklav!
Was sagte sie?

**Andrea.**

O Herr, sie sah mich an
Mit einem grausenvollen Blick, und sprach:
„Geh, sage meinem Vater, daß der Schlund
Der Hölle zwischen ihm und mir sich aufthut;
Er überschreite ihn — ich werd' es nicht."

**Cenci.**

Geh du, Lucretia! sag ihr, daß sie komme;
Doch laß sie wissen, daß ihr Kommen mir
Bezeugt, sie füge sich in meinen Willen.
Und sag ihr ferner noch, wenn sie nicht käme,
So träfe sie mein Fluch.

(Lucretia ab.)

Ha! ist es nicht
Ein Vaterfluch, durch welchen Gott das Heer
Der Sieger angstvoll zittern macht, und Städte
Im Glück erbleichen läßt? Der Weltenvater
Muß, was ein Vater gegen seine Kinder
Erfleht, gewähren, ob der Betende
Auch sündig sei, wie mich die Menschen nennen.
Wird der rebellischen Brüder Tod sie nicht
Erschrecken, eh' ich spreche? Denn für sie
Erfleht' ich schnellsten Tod, und er erschien.

(Lucretia kommt zurück.)

He, Weib? was ist's?

**Lucretia.**

Sie sprach: „Ich kann nicht kommen;
Geh, sage meinem Vater, daß ein Strom
Von seinem Blut hintobe zwischen uns."

**Cenci**

(niederknieend).

Gott, höre mich! Ist dieser schöne Stoff,

Aus dem du meine Tochter bildetest;
Ist dies mein Blut, dies Theil von meinem Wesen;
Dies Gift vielmehr und diese Krankheit, die
Mich ansteckt und vergiftet; dieser Teufel,
Der mir wie einem Höllenschlund entsprang,
Zu einem guten Zweck erschaffen worden;
Ward ihre holde Lieblichkeit entzündet,
Daß sie erhelle diese finstre Welt;
Und sollten, von der Liebe Thau genährt,
In ihrem Busen Tugenden erblühn,
Die friedlich schön das Leben ihr gestalten:
So bitt' ich dich um meinethalb, da du
Ihr, mein und Aller Gott und Vater bist,
Erhör mich, widerrufe jenen Spruch!
Du, Erde, reich' im Namen Gottes Gift
Zur Nahrung ihr, bis sie von Pestgeschwüren
Ringsum entstellt ist! Himmel, geuß herab
Auf sie der widrigen Maremmen Thau,
Bis sie gefleckt wie eine Kröte wird!
Verdorre ihr die liebentflammten Lippen,
Und laß der Glieder hehren Bau zusammen
In ekle Lahmheit schrumpfen! Ew'ge Sonne,
Du allesschaunde, triff in deinem Neid
Mit deiner Strahlen blendenden Geschossen
Die lebensprühnden Augen ihr!

**Lucretia.**

Halt ein!
Halt ein! Um deinetwillen nimm zurück
Die fürchterlichen Worte! Denn wenn Gott
Dein Fluchgebet erhört, so straft er dich.

**Cenci**

(springt auf und erhebt die Rechte gen Himmel).

Er thue seinen Willen, ich den meinen!
Und jetzt noch Eins: — Wenn sie ein Kind gebiert —

**Lucretia.**

Entsetzlicher Gedanke!

**Cenci.**

Wenn sie je
Ein Kind gebiert — (und dich, Natur, beschwör' ich
Bei deinem Gott, sei fruchtbar du in ihr,
Und wachs' und mehre dich, wie sein Gebot
Befiehlt und wie mein heiß Gebet erfleht!) —
So sei's ein garstig Abbild ihrer selbst,
Das wie des Fratzenspiegels Bild sie anschaut,
Gemischt mit Dem, was sie am meisten haßt,
Wenn es von ihrer Brust hernieder lächelt.
Von Jugend auf mag Tag für Tag dies Kind
An Bosheit wachsen und an Mißgestalt,
In Elend wandelnd seiner Mutter Liebe;
Und Beide mögen leben, bis das Kind
Der Mutter Müh' und Sorgfalt zahlt mit Haß
Und jedes Unnatürliche vollbringt,
Und durch das Hohngeschrei der lauten Welt
Sie in ein schmachbeflecktes Grab hinabhetzt.
Nun, soll ich widerrufen? Heiß sie kommen,
Bevor der Himmel meinen Fluch verzeichnet.

(Lucretia ab.)

Mir ist zu Muth, als wär' ich nicht ein Mensch,
Sondern ein Dämon, der bestimmt, zu zücht'gen
Die Frevel einer unbekannten Welt.
Mein Blut rast in den Adern auf und ab!
Furchtbare Wonne macht es wild erglühen;
Ein Schwindel jähen Grausens faßt mich an;
Und in Erwartung gräßlich toller Lust
Pocht mir das Herz.

(Lucretia kommt zurück.)

Nun? sprich!

**Lucretia.**

Sie heißt dich fluchen;

Und wenn dein Fluch die Seel' ihr tödten könnte,
Was er nicht kann —

**Cenci.**

Sie würde doch nicht kommen.
Gut! Ich kann Beides thun: zuerst mir nehmen,
Was ich begehre, dann Bewilligung
Erzwingen. Fort in deine Kammer! flieh,
Eh' dich mein Zorn zermalmt, und hüte dich,
Daß du heut Nacht nicht meine Schritte kreuzest.
Es wäre sichrer, zwischen einen Tiger
Und seinen Raub zu treten!

(Lucretia ab.)

Es muß spät sein;
Denn schwer und trübe senkt auf meine Augen
Sich ungewohnte Schläfrigkeit herab.
Gewissen! unverschämteste der Lügen!
Man sagt, daß Schlaf, der milde Himmelsthau,
Mit seinem Balsam nicht das Hirn umfange,
Das dich als Wahn erkannt. Ich will nun gehn,
Mit einer Stunde Rast, die tief und ruhig
Sein wird, zum Lügner dich zu machen — dann,
O Hölle, soll der Teufel Freudejauchzen
Erschüttern weit dein ehernes Gewölb!
Der Himmel soll von Klagen widerhallen,
Wie über eines Engels Fall! Auf Erden
Soll alles Gute welk und siech vergehn,
Und alles Böse soll durch einen Geist
Entartet wilden Lebens aufgereizt
Und angestachelt werden — so wie ich! (Ab.)

## Zweite Scene.

Vor dem Schloß Petrella.

Beatrice und Lucretia auf den Wällen.

**Beatrice.**

Sie kommen noch nicht.

**Lucretia.**

Kaum ist's Mitternacht.

**Beatrice.**

Wie langsam schleppt der träge Fuß der Zeit
Sich nach dem Flug der eilenden Gedanken,
Die krank vor Hast!

**Lucretia.**

Es schwinden die Minuten —
Wenn er erwachte, eh' die That geschehn?

**Beatrice.**

O Mutter! nimmer darf er mehr erwachen.
Was du gesagt hast, überzeugt mich fest,
Daß unsre That nur einen Geist der Hölle
Aus einem Menschenkörper bannt.

**Lucretia.**

'S ist wahr,
Er sprach für einen solchen Bösewicht
Mit seltner Zuversicht von Tod und Zukunft;
Wie Einer, der an Gott glaubt, aber sich
Um Gutes oder Böses nicht bekümmert.
Doch ohne Beichte sterben! —

**Beatrice.**

O, der Himmel
Ist gnädig und gerecht; sei überzeugt,
Er fügt die grause Noth, die uns gezwungen,
Der Rechnung seiner Sünden nicht hinzu.

(Olimpio und Marzio erscheinen unten.)

**Lucretia.**

Sie kommen.

**Beatrice.**

So eilt alles Irdische
Dem dunklen Ziel entgegen. Komm herab!
(Lucretia und Beatrice verschwinden oben.)

**Olimpio.**

Wie ist dir bei der That zu Muth?

**Marzio.**

Ich denke,
Daß tausend Kronen ein recht guter Preis
Für eines alten Mörders Leben sind.
Dein Angesicht ist bleich.

**Olimpio.**

Der Widerschein
Von deinen Wangen ist's, was bleich du nennst.

**Marzio.**

Siehst du denn immer so?

**Olimpio.**

Vielleicht auch ist's
Mein Haß und langverhaltner Rachedurst,
Was jetzt das Blut aus ihnen fortgescheucht.

**Marzio.**

So hast du also Lust zu dem Geschäft?

**Olimpio.**

Gewiß, wenn man mir tausend Kronen böte,
Um eine Schlange, die mein Kind verletzte,
Zu tödten, könnt' ich es nicht lieber thun.
(Beatrice und Lucretia erscheinen unten.)
Erlaucht: Damen, seid gegrüßt!

**Beatrice.**

Seid ihr
Entschlossen?

**Olimpio.**

Schläft er schon?

**Marzio.**

Ist Alles ruhig?

**Lucretia.**

Ich mischt' ihm einen Schlaftrunk in den Wein;
Er schläft so fest und tief —

**Beatrice.**

Daß ihm der Tod
Ein Wechsel nur von sündenvollen Träumen,
Fortsetzung seiner innern Hölle sein wird,
Die Gott verlösche! Doch, seid ihr entschlossen?
Ihr wißt, es ist ein hohes, heil'ges Werk!

**Olimpio.**

Wir sind entschlossen.

**Marzio.**

Die Verantwortung
Der That ist eure Sache.

**Beatrice.**

Nun, so folgt mir!

**Olimpio.**

Horch! Welch Geräusch ist das?

**Marzio.**

Ha! Jemand kommt!

**Beatrice.**

Ihr skrupelvollen Memmen, lullt zur Ruh'
Eur kindisch Herz! Es ist das Eisenthor,
Ihr ließt es offen, und es knarrt im Winde,
Der spöttisch pfeift. Kommt, folgt mir! Euer Schritt
Sei, wie der meine, leicht und schnell und kühn!

(Alle ab.)

---

## Dritte Scene.

Ein Zimmer im Schlosse.

Beatrice und Lucretia treten ein.

**Lucretia.**

Sie sind am Werk.

**Beatrice.**

Nein, es ist schon gethan.

**Lucretia.**

Sein Röcheln hört' ich nicht.

**Beatrice.**

Er wird nicht röcheln.

**Lucretia.**

Horch! Welch ein Laut ist das?

**Beatrice.**

Es sind die Schritte,
Die leis sein Bett umschleichen.

**Lucretia.**

O mein Gott!
Vielleicht ist er ein kalter Leichnam jetzt —

**Beatrice.**

O fürchte das nicht, was geschehen kann;
Nein, das, was ungeschehen bleibt! Die That
Besiegelt Alles.

(Olimpio und Marzio treten ein.)

Ist's geschehen?

**Marzio.**

Was?

**Olimpio.**

Rieft Ihr uns nicht?

**Beatrice.**

Wann?

**Olimpio.**

Jetzt.

**Beatrice.**

Ich frage euch,
Ob ihr die That vollbracht.

**Olimpio.**

Wir wagen nicht
Den alten Mann im Schlafe zu ermorden;
Sein dünnes graues Haar, die würd'ge Stirn,
Die hagern Hände, auf der Brust gefaltet,
Der harmlos stille Schlaf, in dem er lag,
Entsetzten mich. Fürwahr, ich kann's nicht thun.

**Marzio.**

Doch ich war kühner; denn ich schalt Olimpio,
Und rieth ihm, Leid und Unrecht zu ertragen
Bis an sein Grab, und mir den Lohn zu lassen.
Dann zückt' ich auf die schlaffe, magre Kehle
Mein Messer, doch im Schlummer fuhr der Greis
Empor und sprach: „Erhöre, Gott, erhöre
Des Vaters Fluch! Bist du nicht unser Vater?"
Dann lacht' er auf. Mir war, als redete
Des todten Vaters Geist aus seinen Lippen;
Ihn tödten konnt' ich nicht.

**Beatrice.**

Elende Sklaven!
Wagt ihr nicht, einen Schlafenden zu tödten,
Woher denn fandet ihr die Dreistigkeit
Mit unvollbrachter That vor mich zu treten?
Ihr feilen Schufte! Memmen und Verräther!
Was für ein albern Ding ist dies Gewissen,
Das ihr für Gold und Rachedienst verkauft?
Tagtäglich schläft's bei tausend Frevelthaten,
Die eine Schande für die Menschheit sind;
Und nun, bei einer Handlung, wo Erbarmen

Den Himmel schänden würde — Doch, was red' ich?
(Sie entreißt einem von ihnen den Dolch und erhebt ihn.)
Und wagtest du zu sagen: „Sie erschlug
Den eignen Vater", dennoch müßt' ich's thun!
Doch wähnt nicht, daß ihr lang ihn überlebt!

**Olimpio.**

Halt ein, um Gotteswillen!

**Marzio.**

Ich will gehn,
Und ihn ermorden.

**Olimpio.**

Gebt die Waffe her!
Wir müssen Euren Willen thun.

**Beatrice.**

Da, nehmt!
Geht! Kehret bald zurück!
(Olimpio und Marzio ab.)
Wie bleich du bist!
Wir thun nur eine That, die ungethan
Zu lassen tödliches Verbrechen wäre.

**Lucretia.**

O, wär's vollbracht!

**Beatrice.**

Indeß sich deine Seele
Mit diesem Zweifel quält, erfuhr die Welt
Schon eine Aendrung. Finsterniß und Hölle
Verschlangen jenen Dunst, den sie gesandt,
Des Lebens süßes Licht in Nacht zu hüllen.
Mich dünkt, mein Athem hebt sich leichter schon,
Und freier rollt mir das erstarrte Blut
Durch meine Adern hin. Horch!
(Olimpio und Marzio kehren zurück.)
Er ist —

**Olimpio.**

Todt!

**Marzio.**

Wir haben ihn erdrosselt, daß kein Blut
Zu sehen sei, und in den Garten warfen
Wir seinen Leichnam vom Balkon herab;
So scheint's, als sei er dort hinabgefallen.

**Beatrice**
(giebt ihnen einen Beutel mit Geld).

Da, nehmt dies Gold, und macht euch schnell von hinnen!
Und, Marzio, weil dir nur vor dem gegraut,
Was mich erzittern machte, trage Dies!
(Wirft ihm einen reichgestickten Mantel um.)
Es ist der Mantel, den mein Aeltervater
In hohem Glück zu Aller Neide trug;
So mag die Welt auch dein Geschick beneiden!
Du warst ein Rüstzeug in der Hand des Herrn
Zu gutem Zwecke. Lebe lang und glücklich!
Und wenn Verbrechen du begangen hast,
Bereue sie; — doch diese That ist keins.
(Ein Horn erschallt.)

**Lucretia.**

Horch! horch! es ist das Burghorn. O mein Gott!
Es schallt wie die Posaune des Gerichts.

**Beatrice.**

Es kommt gewiß ein läst'ger Gast.

**Lucretia.**

Die Brücke
Wird schon herabgelassen, und der Hof
Erdröhnt von Roßgetrampel. Flieht, verbergt euch!
(Olimpio und Marzio ab.)

**Beatrice.**

Komm, laß uns gehn und tiefe Ruh' erheucheln!
Sie zu erheucheln brauch' ich fast nicht mehr;
Der Geist, der über diese Glieder herrscht,

Scheint wunderbar beruhigt. Ja, ich könnte
Furchtlos und friedlich schlafen. Alles Leid
Ist sicherlich verrauscht jetzt und verwunden.
(Beide ab.)

---

## Vierte Scene.

Ein anderes Zimmer im Schlosse.

Auf der einen Seite wird der Legat **Savella** von einem Diener hereingeführt; von der andern treten **Lucretia** und **Bernardo** ein.

**Savella.**

Erlauchte Frau! es möge mich mein Amt
Bei Seiner Heiligkeit entschuldigen,
Daß so zur Unzeit Eure Ruh' ich störe.
Ich muß Graf Cenci sprechen. Schläft er schon?

**Lucretia**
(hastig und verwirrt).

Ich glaub', er schläft; doch weckt ihn jetzt nicht auf!
Ich bitt' Euch, schonet mein ein Weilchen noch!
Er ist ein böser und ein zorn'ger Mann;
Würd' er zu Nacht aus seinem Schlaf gestört,
Der eine Hölle böser Träume ist,
Es wär' nicht gut, — fürwahr, es wär' nicht gut.
Harrt bis zum Morgengraun —
(bei Seite.)
O, ich vergehe!

**Savella.**

Es schmerzt mich, Euch zu stören, doch der Graf
Muß Rede stehn auf Klagen schwerster Art,
Und zwar sofort; so ist mir's aufgetragen.

**Lucretia**
(in steigender Aufregung).

Ich wag' ihn nicht zu wecken, Niemand wagt's;
Gefährlich wär's; — Ihr könntet grad so sicher

Die Schlange wecken, oder einen Leichnam,
In dem ein Teufel schliefe.

**Savella.**

Edle Frau!
Gezählt sind meines Aufenthalts Minuten.
Wenn es kein Andrer wagt, so weck' ich selbst
Ihn aus dem Schlaf.

**Lucretia**
(bei Seite).

O Schrecken! O Verzweiflung!
(Zu Bernardo.)
Bernardo, führe du den Herrn Legaten
Zu deinem Vater hin.

(Savella und Bernardo ab. Beatrice tritt ein.)

**Beatrice.**

Ein Bote ist's,
Gesandt, um den Verbrecher zu verhaften,
Der jetzt vorm Thron des höchsten Richters steht.
Der Himmel und die Erde sprechen beide
Uns frei von Schuld.

**Lucretia.**

O Todesqual der Angst!
Ich wollt', er lebte noch! denn eben hört' ich,
Wie die Begleiter des Legaten, sich
Zuflüsternd, sprachen im Vorübergehn,
Sie hätten Vollmacht, ihn sofort zu tödten.
Schon durch erlaubte Mittel war die That
Verfügt, die wir so theuer büßen müssen.
Horch! jetzt durchsuchen sie das Schloß, und finden
Den Leichnam; jetzt argwöhnen sie die Wahrheit,
Und pflegen Rath, eh' sie der That uns zeihn.
Entsetzlich, Alles ist entdeckt!

**Beatrice.**

O Mutter,
Was uns die Klugheit räth, ist wohlgethan.

Sei kühn, wie du gerecht bist. Kindisch ist's,
Zu fürchten, daß dich Andere durchschauen,
Weil dich dein eigenes Gewissen schreckt,
Und so durch deines Augs unstäten Blick
Und deiner Wangen Blässe zu verrathen,
Was du verbergen möchtest. Sei dir selbst
Getreu, und fürchte keinen andren Zeugen,
Als deine Furcht. Denn wenn, was denkbar kaum,
Ein Umstand uns verklagte, können wir
Mit solchem Staunen blenden den Verdacht,
Und mit so unschuldsvollem Stolz ihm trotzen,
Wie Mörder nimmermehr erheucheln werden.
Geschehen ist die That; was draus entstehe,
Berührt mich nicht. So ungebunden fühl' ich
Mich wie das Licht, frei wie die Luft, fest wie
Der Mittelpunkt der Welt. Die Folgen sind mir
Dem Sturmwind gleich, der um den Felsen heult,
Allein ihn nicht erschüttert.

(Geschrei und Lärm hinter der Scene.)

**Stimmen.**

Mord! Mord! Mord!

(**Bernardo** und **Savella** treten wieder ein.)

**Savella**

(zu seinen Begleitern).

Geht, und durchsucht das Schloß! schlagt Lärm! verschließt
Die Thore, daß kein Mensch entwischt!

**Beatrice.**

Was giebt's?

**Bernardo.**

Ich weiß nicht, was ich sagen soll — mein Vater
Ist todt.

**Beatrice.**

Wie, todt? Er schläft nur, ja, du irrst dich.
Sein Schlaf ist äußerst still, dem Tode gleich;

Daß ein Tyrann so trefflich schläft, ist seltsam.
Er ist nicht todt!

**Bernardo.**

Ja, todt! Ermordet!

**Lucretia.**

Nein,
O nein! Todt mag er sein, doch nicht ermordet;
Ich hab' allein die Schlüssel seiner Zimmer.

**Savella.**

Hm! steht es so?

**Beatrice.**

Mein Herr, entschuldigt uns;
Wir wollen gehn; der Mutter ist nicht wohl;
Sie scheint ganz überwältigt von dem Schreck.

(Lucretia und Beatrice ab.)

**Savella.**

Habt Ihr Verdacht, wer ihn ermordet hat?

**Bernardo.**

Ich wüßte nicht.

**Savella.**

Könnt Ihr mir Jemand nennen,
Der seinen Tod zu wünschen hätte?

**Bernardo.**

Ach!
Wohl Jeder mußt' ihn wünschen, und zumeist
Die, welche ob der That am meisten jammern,
Die Mutter, meine Schwester, und ich selbst.

**Savella.**

Seltsam! Gewalt ist offenbar verübt.
Ich fand des Alten Leichnam in dem Mondlicht,
Wie unter seines Zimmers Fenster er
In einer Pinie Zweigen hing; er konnte
Unmöglich dort hinabgefallen sein,

Denn seine Glieder lagen schlaff und kraftlos;
Zwar Blut war nicht zu sehn. Seid doch so gut —.
(Denn wichtig muß es Eurem Hause sein,
Daß Alles klar wird) — bittet Eure Damen,
Mit ihrer Gegenwart mich zu erfreun.

(Bernardo ab. **Marzio** wird von Wachen hereingeführt.)

**Wache.**

Wir haben Einen.

**Offizier.**

Herr, wir fanden Diesen
Und einen andern Schuft den Fels umschleichen.
Kein Zweifel ist, daß sie die Mörder sind,
Denn Jeder hatte einen Sack mit Geld;
Der Kerl hier trug ein goldgesticktes Kleid,
Das, hell im Mondlicht unter dunklen Felsen
Erschimmernd, unsern Blicken sie verrieth.
Der Andre fiel, verzweiflungsvoll sich wehrend.

**Savella.**

Was sagt er aus?

**Offizier.**

Hartnäckig schweigt er; doch
In seiner Tasche fand man diesen Brief.

**Savella.**

Aufrichtig wenigstens sind diese Zeilen.

(Liest.)

„An Fräulein Beatrice.

Damit Dir bald Sühne für das zu Theil werde, was ich nur mit Grausen zu vermuthen wage, sende ich Dir, auf Wunsch Deines Bruders, diese Leute, welche mehr sagen und thun werden, als ich zu schreiben wage.

Dein ergebener Diener,
Orsino."

(**Lucretia**, **Beatrice** und **Bernardo** treten wieder ein.)

Kennt Ihr dies Schreiben, Fräulein?

**Beatrice.**

Nein.

**Savella.**

Auch Ihr nicht?

**Lucretia**
(deren Benehmen die ganze Scene hindurch die höchste Aufregung verräth).

Wo fand man es? Was ist's? Fast scheint es mir
Orsino's Hand. Es spricht von jenem Greuel,
Der nimmer Worte fand, und eine Kluft
Von schwarzem Hasse zwischen dieser Armen
Und ihrem todten Vater schuf.

**Savella.**

Ist's so?
Ist's wahr, daß Euer Vater solche Schmach
Euch anthat, daß unkindlich Euer Herz
In Haß entbrannte?

**Beatrice.**

Haß? Nein, mehr als Haß;
Ich leugn' es nicht — doch weßhalb fragt Ihr mich?

**Savella.**

Weil eine That geschah, die Solches heischt;
Doch Ihr wollt ein Geheimniß mir verhehlen.

**Beatrice.**

Was sagt Ihr? Herr, Ihr redet rasch und dreist.

**Savella.**

Im Namen Seiner Heiligkeit verhaft' ich
Euch Alle. Ihr begleitet mich nach Rom.

**Lucretia.**

O, nicht nach Rom! Wir sind fürwahr nicht schuldig.

**Beatrice.**

Schuldig? Wer wagt von Schuld zu reden? Herr,
Ich bin des Vatermords unschuld'ger, als

Ein Kind, das vaterlos geboren ward.
O Mutter, deine Sanftmuth und Geduld
Beschirmen dich nicht vor der argen Welt,
Vor der zweischneid'gen Lüge, die nur scheint,
Nicht ist. Wie! wollen menschliche Gesetze,
Wollt ihr vielmehr, die sie verwalten, erst
Jedweden Pfad der Sühne streng verschließen,
Und dann, wenn sich der Himmel selbst erbarmt,
Zu thun, was ihr versäumt, sich niedern Werkzeugs
Bedienend, unerhörte Schmach zu rächen, —
Wollt ihr die Opfer, welche dies erfleht,
Zu Schuld'gen machen? Nein, ihr seid die Schuld'gen!
Der Arme, der dort bleich und zitternd steht,
War, wenn er wirklich Cenci's Mörder ist,
Ein Schwert in Gottes allgerechter Hand.
Weßhalb denn hätte ich es schwingen sollen,
Wenn Gott die Frevel, welche keine Zunge
Zu nennen wagt, nicht zu bestrafen säumt?

**Savella.**

Gesteht Ihr, daß Ihr seinen Tod gewünscht?

**Beatrice.**

Wär's ein Verbrechen doch, geringer nicht
Als seins, gewesen, wenn der heiße Wunsch
Nur einen Augenblick in meinem Herzen
Erloschen wäre. Es ist wahr, ich glaubte,
Ich hoffte, betete, und wußte selbst
— Denn Gott ist weise und gerecht, — daß ihn
Ein seltsam jäher Tod ereilen würde.
Wahr ist's, daß dies geschah, und wahrer noch,
Daß anders keine Ruh' für mich auf Erden,
Und keine Hoffnung mir im Himmel blieb —
Doch was beweist Euch dies?

**Savella.**

Der ungewohnte

Gedanke zeugt die ungewohnte That;
Und beide seh' ich hier. Ich richt' Euch nicht.

**Beatrice.**

Und dennoch, wenn Ihr mich verhaftet, seid Ihr
Der Richter und der Henker Dessen, was
Des Lebens Leben ist. Den reinen Namen
Befleckt der Athem der Beschuld'gung schon,
Und läßt uns, freigesprochen, übrig nur
Das arme Leben, welches ohne ihn
Zur Larve wird. Unwahr, höchst unwahr ist's,
Daß ich verruchten Vatermordes schuldig;
Obschon es mich mit vollem Recht erfreut,
Daß andre Hände meines Vaters Seele
Vor Gottes Thron gesandt, um das Erbarmen
Dort zu erflehen, das er mir versagt.
Gebt uns denn frei, befleckt ein edles Haus
Nicht mit dem Argwohn unverübten Frevels;
Fügt unserm Leid und Dem, was Ihr versäumt,
Nicht Schwereres hinzu; es sei genug;
Laßt uns den kargen Rest!

**Savella.**

Ich darf nicht, Fräulein.
Bereitet Euch, mit mir nach Rom zu gehn;
Dort wird der Papst das Weitere verfügen.

**Lucretia.**

O, nicht nach Rom! O, führt uns nicht nach Rom!

**Beatrice.**

Warum nach Rom nicht, liebe Mutter? Dort,
Wie hier, wird unsre Unschuld ehrnen Fußes
Zertreten die Beschuld'gung. Gott ist dort
Wie hier, und hüllt in seinen mächt'gen Schatten
Unschuld'ge, Schwache und Gekränkte ein,
Und solche sind auch wir. Muth, theure Mutter!
Stütz dich auf mich, und sammle dich. — Mein Herr,

Sobald Ihr Euch ein wenig erst erfrischt
Und alle Forschungen an Ort und Stelle
Beendigt habt, die nöthig Euch erscheinen
Zum völligen Verständniß dieser That,
Trefft Ihr uns reisefertig. Mutter, komm!

**Lucretia.**

O Gott! man wird uns auf die Folter spannen,
Und Selbstanschuld'gung unsrer Pein entwinden.
Wird Giacomo dort sein? Orsino? Marzio?
Sie Alle da? sich gegenüber stehend,
Erforschend Jeder aus des Andern Zügen,
Was jedes Herz durchbebt! O, fürchterlich!
(Sie sinkt ohnmächtig nieder, und wird hinausgetragen.)

**Savella.**

Sie fällt in Ohnmacht; hm, ein böses Zeichen!

**Beatrice.**

Mein Herr, sie kennt noch nicht den Brauch der Welt.
Sie fürchtet, daß die Macht ein Unthier ist,
Das packt und nimmer losläßt; eine Schlange,
Die Jegliches durch ihren bloßen Blick
In Schuld, die ihre Nahrung ist, verwandelt.
Sie weiß noch nicht, wie gut die trägen Sklaven
Der blinden Macht die Wahrheit lesen, die
Auf unschuldsvoller Stirn geschrieben steht.
Sie sieht noch nicht die Unschuld siegesfroh
Am Richterstuhl der Menschen stehn, als Richter
Und Kläger bei dem Unrecht, das sie her
Geführt. Macht Euch bereit denn, Herr! Wir stoßen
Mit unsern Dienern in dem Hof zu Euch. (Ab.)

---

# Fünfter Aufzug.

---

## Erste Scene.

Ein Zimmer in Orsino's Palast.

**Orsino und Giacomo treten ein.**

**Giacomo.**

Ist böser That so schnell ein Ziel gesetzt?
O daß die eitle Reue, welche züchtigt
Vollbrachte Frevel, doch zur Warnung auch
So laut und wirksam ihre Stimm' erhöbe,
Wie ihrer Rache Stachel tödlich ist!
O daß die Stunde, als sie uns erschien,
Den räthselvollen Schleier abgeworfen
Und uns die Schreckgestalt gewiesen hätte,
In der sie wiederkehrt, ihr scheues Wild
Aufhetzend mit den Hunden des Gewissens!
Weh! schändlich war's und ein verruchtes Werk,
Den alten, greisen Vater zu erschlagen.

**Orsino.**

Schlimm ist es ausgefallen, in der That.

**Giacomo.**

Des Schlummers heil'ge Thore zu verletzen;
Die gütige Natur um sanften Tod,
Den sie dem müden Alter beut, zu trügen;

Dem Himmel eine unbußfert'ge Seele
Zu rauben, die mit Sühngebeten noch
Die arge Gluth der Frevel löschen konnte —

**Orsino.**

Ihr könnt nicht sagen, daß ich Euch zur That
Verleitete.

**Giacomo.**

O, hätt' ich nimmermehr
In deinen glatten, gleißnerischen Zügen
Den Spiegel meiner finstersten Gedanken
Erblickt, und hättest du mich nie verlockt
Mit Wink und Fragen, ewig hinzustarren
Auf meines Mordgedankens Scheusal, bis
Der Wunsch vertraut mir ward —

**Orsino.**

So bürden wir
Den Vorwurf für mißlungne Thaten stets
Den Helfern unsres eignen Anschlags auf,
Und allem Andern, nur der eignen Schuld
Und Schwäche nicht. Und doch, gesteht die Wahrheit,
's ist die Gefahr allein, in der Ihr schwebt,
Die dieser Reue blasse Kränklichkeit
Euch aufprägt; ja, gesteht, es ist die Furcht,
Die vor sich selbst sich schämt und in den Mantel
Der Reu' sich hüllt. — Wenn wir nun sicher wären?

**Giacomo.**

Wie ist das möglich? Beatrice schon,
Lucretia und die Mörder sind verhaftet.
Und während wir hier reden, sind gewiß
Die Häscher auch nach uns schon ausgesandt.

**Orsino.**

Ich habe Jegliches zur Flucht gerüstet.
Erfassen wir die Gunst der Zeit beim Schopf,
So können auf der Stelle wir entfliehn.

Giacomo.

Nein, lieber will ich unter Martern sterben.
Wie! wollt Ihr durch die Selbstbeschuldigung
Des Fliehens Beatricen überführen?
Sie, die allein bei diesem grausen Werk
Ein Engel Gottes zwischen Teufeln steht,
Und solch ein namenloses Unrecht sühnte,
Daß schwarzer Vatermord zur Tugend ward,
Indessen wir zu niedern Zwecken nur — —
Ich fürcht', Orsino, wenn ich überdenke
All' Eure Wort' und Blicke, im Vergleich
Mit dem, was Ihr so eben vorgeschlagen,
Daß Ihr ein Schurke seid. Zu welchem Zweck
Ließt Ihr auf solch gefährliches Verbrechen
Euch ein, und locktet mich mit Wink und Blick
Und Lächeln bis an dieses Abgrunds Rand?
Du bist kein Lügner? Nein, die Lüge selbst!
Verräther! Mörder! Feigling! Sklav! Doch nein —
Vertheid'ge dich,

(Zieht den Degen)

und laß das Schwert dir sagen,
Was meine zornentflammte Zunge dir
Nicht sagen mag!

Orsino.

Steckt Euren Degen ein!
Ist's die Verzweiflung Eurer Furcht, die Euch
So rasch und barsch macht gegen einen Freund,
Der jetzt um Eurethalb zu Grunde geht?
Wenn edler Zorn Euch also aufgeregt,
So wißt: was ich Euch eben vorgeschlagen,
Geschah nur, Euch zu prüfen. Mich, so glaub' ich,
Trieb unvergoltne Lieb' auf diesen Punkt,
Von wo es, selber wenn mein starker Sinn
Bereuen könnte, keine Rückkehr giebt.
Derweil wir reden, harren drunten schon
Die Diener des Gerichts, und sie gewähren

Mir diese kurzen Augenblicke nur.
Habt Ihr noch Eurem blassen Weib zu sagen
Ein Trosteswort, so schlüpft aus dieser Thür
Geschwind hinaus, um ihnen zu entgehn.

**Giacomo.**

O edler Freund! wie kannst du mir verzeihn?
Könnt' ich dein Leben doch durch meins erkaufen!

**Orsino.**

Der Wunsch kommt einen Tag zu spät. Lebt wohl!
Hört Ihr nicht Schritte auf dem Korridor?

(Giacomo ab.)

Er thut mir leid. Allein die Wachen harren
An seiner eignen Thür; nur so gelang's,
Mir Beide, ihn und sie, vom Hals zu schaffen.
Ein ernstes Lustspiel dacht' ich aufzuführen
Auf der gemalten Bühne dieser Welt,
Und meine eignen Zwecke zu erreichen
Durch ein Geweb', aus Gut und Bös gemischt,
Das Andre flechten; aber eine Macht
Entriß die Fäden meines Planes mir,
Und schuf sie um zum Netze des Verderbens. —

(Man hört Geschrei.)

Ha! Ist's mein Name, den man draußen ruft?
Ich will entfliehn in niedriger Verkleidung,
Auf meinem Rücken Lumpen, vorm Gesicht
Der Unschuld Larve, durch des Pöbels Schwarm,
Der einzig richtet nach dem Schein, mich drängen.
Dann ist es leicht, für einen neuen Namen,
Und für ein neues Land, ein neues Leben,
Das auf den alten Wünschen sich erbaut,
Die Ehren des verlass'nen Rom's zu tauschen,
Und diese müssen blos die Maske sein
Des Innern, das sich nimmer ändern soll. —
Ich fürchte nur, daß das Geschehne nimmer
Mir Ruhe gönnt. Doch wie, wenn Niemand sonst

Um meine Frevel weiß, sollt' ich mich dann
Mit Selbstverachtung quälen? Hab' ich nicht
Die Macht, dem eignen Vorwurf zu entrinnen?
Bin ich der Sklav — wovon? Von einem Wort!
Das diese Welt nur gegen Andre braucht,
Nie gegen sich, sowie den Dolch man trägt,
Nicht um sich selbst damit ins Herz zu stoßen.
Doch wenn ich mich geirrt, wo soll ich finden
Die Hülle, die mich vor mir selbst verbirgt,
Wie jetzt ich mich der Andern Blick entziehe? (Ab.)

---

## Zweite Scene.

Ein Gerichtssaal.

**Camillo, Richter** ꝛc. auf ihren Sitzen. **Marzio** wird hereingeführt.

**Erster Richter.**

Verharrt Ihr noch beim Leugnen, Angeklagter?
Ich frag' Euch, seid Ihr schuldlos oder schuldig?
Und weiter: wer nahm Theil an Eurer That?
Die Wahrheit sprecht, die volle, ganze Wahrheit.

**Marzio.**

Ich bin sein Mörder nicht; ich weiß von Nichts;
Olimpio verkaufte mir das Kleid,
So fiel auf mich die Schuld.

**Zweiter Richter.**

Hinweg mit ihm!

**Erster Richter.**

Wagt Ihr mit Lippen, die noch weiß vom Kuß
Der Folter sind, zu lügen? Fragte sie
So sanft Euch, daß Ihr mit ihr kosen möchtet,
Bis sie Euch Seel' und Leben raubt? Hinweg!

**Marzio.**

O, schonet, schonet mich! Ich will bekennen.

**Erster Richter.**

So sprecht!

**Marzio.**

Im Schlummer hab' ich ihn erwürgt.

**Erster Richter.**

Wer trieb Euch zu der Unthat?

**Marzio.**

Giacomo,
Sein Sohn, und der Prälat Orsino sandten
Mich nach Petrella; dort bestachen mich
Die Damen Beatrice und Lucretia
Mit tausend Kronen, und Olimpio
Und ich erwürgten ihn. Jetzt laßt mich sterben!

**Erster Richter.**

Das klingt so schlimm wie Wahrheit. Wachen, führt
Uns die Gefangnen vor!

(Lucretia, Beatrice und Giacomo werden von Wachen hereingeführt.)

Seht diesen Mann!
Wann saht ihr ihn zuletzt?

**Beatrice.**

Wir sahn ihn nie.

**Marzio.**

Ihr kennt zu gut mich, Fräulein Beatrice.

**Beatrice.**

Ich soll dich kennen? wie! Wo denn? und wann?

**Marzio.**

Ihr wißt, ich war's, den Ihr durch Drohungen
Und Gold bewogt, den Vater Euch zu morden.
Als ich das Werk vollbracht, warst Ihr mir um
Ein goldgesticktes Kleid, und wünschtet Heil
Und Segen mir. Seht, welch ein Heil mir blühte!
Ihr, mein Herr Giacomo und Frau Lucretia,
Wißt, daß es wahr ist, was ich sprach.

(Beatrice schreitet auf ihn zu; er verhüllt sein Gesicht und bebt zurück.)

O, wendet
Das schreckenvolle Zürnen dieser Augen
Von mir hinweg, der finstern Erde zu!
Sie brennen mir ins Herz! Die Folter zwang
Mir das Geständniß ab. Ihr Herren, führt mich
Nach diesem Wort zum Tod!

**Beatrice.**

Elender Wicht,
Du dauerst mich; doch bleib ein Weilchen noch.

**Camillo.**

Er möge bleiben.

**Beatrice.**

Kardinal Camillo,
Euch ziert der Milde und der Weisheit Ruf;
Vermögt Ihr denn durch Eure Gegenwart
Ein Possenspiel wie dieses zu begünst'gen?
Wenn einen niedern, feigen Sklaven man
Von Qualen, die das stärkste Herz erschüttern,
Herbeischleppt, und ihn reden heißt, nicht wie
Er's glaubt, nein, wie der Richter meint und wünscht,
In dessen Frage schon die Antwort liegt,
Die er begehrt, mit Foltern ihn bedrohend,
Die gnädig Gott Verdammten selbst erspart!
Sagt nun nach vollster Ueberzeugung mir: —
Wenn Euren zarten Körper auf das Rad
Man spannte, und Euch marterte, und spräche:
„Gestehet, daß Ihr Euren kleinen Neffen
Vergiftet habt, das blaugeäugte Kind,
Das Eures Lebens Stern war!“ und wenn Alle
Auch sehn, daß Euch seit seinem jähen Tod
Himmel und Erde, Tag und Nacht, und Zeit,
Und Alles, was Ihr hofftet oder thatet,
Durch übermäß'gen Gram verändert ward —
Ihr sprächet dennoch: „Ich bekenne Alles!“

Und diesem Sklaven gleich erflehtet Ihr
Die Zuflucht eines schmachbefleckten Todes
Von Euren Quälern. Kardinal, ich bitt' Euch,
Betheuert meine Unschuld!

**Camillo**
(tief bewegt).
Edle Herrn,
Was denkt ihr nun? Pfui über diese Thränen!
Ich dachte, längst erfroren sei das Herz,
Aus dem sie quellen. Meiner Seele Heil
Möcht' ich verpfänden, daß sie schuldlos ist.

**Richter.**
Sie muß gefoltert werden.

**Camillo.**
Meinen Neffen
(Wenn er jetzt lebte, wär' er just so alt;
Sein Haar war ihrem gleich; die Augen auch
An Form und Schnitt, doch blau, und nicht so tief)
Würd' ich so gern von euch gefoltert sehn,
Wie dieses reinste Bild von Gottes Liebe,
Das trauernd je zur Erde niederstieg.
Sie ist so schuldlos wie ein lallend Kind!

**Richter.**
Auf Euer Haupt komm' ihre Unschuld, Herr,
Wenn Ihr die Folter untersagen wollt.
Denn Seine Heiligkeit hat uns berufen,
Um diese Greuelthat nach strengster Form
Des Rechtes zu verfolgen, ja, im Nothfall
Noch über das Gesetz hinauszugehn.
Des Vatermordes sind sie angeklagt,
Auf Zeugniß, welches die Tortur erheischt.

**Beatrice.**
Wer ist der Zeuge? Dieser Mann?

**Richter.**

So ist's.

**Beatrice**
(zu Marzio).

Tritt näher! Und wer bist du, der erwählt ist
Aus aller Menschenkinder Schaar, die Unschuld
Zu tödten?

**Marzio.**

Marzio, Eures Vaters Lehnsmann.

**Beatrice.**

So sieh mich an; erwidre meinen Fragen!
(Zu den Richtern gewendet.)
Ich bitt' euch, merket wohl auf sein Gesicht;
Nicht frech wie die Verleumdung, welche manchmal
Dem Ausdruck ihres Blicks das Wort verwehrt,
Scheut er sich, mit den Blicken zu bestät'gen,
Was er gesagt, und starrt gesenkten Augs
Zur blinden Erde hin.
(Zu Marzio.)
Wie! kannst du sagen,
Daß meinen eignen Vater ich gemordet?

**Marzio.**

O, schonet mich! Es schwindelt mir das Hirn —
Ich kann nicht reden — Die Tortur entpreßte
Die Wahrheit mir. O, führet mich hinweg!
Laßt sie nicht länger mir ins Auge sehn!
Ich bin ein schuld'ger, niederträcht'ger Wicht!
Ich sagte, was ich weiß; nun laßt mich sterben!

**Beatrice.**

Ihr Herren, wär' ich von Natur so hart
Gewesen, dies Verbrechen zu ersinnen,
Das euer Argwohn diesem Sklaven eingiebt,
Und das die Folter ihm entwand: — glaubt ihr,
Ich hätte dieses doppelschneid'ge Werkzeug

Der Unthat hinterlassen; diesen Mann,
Dies blut'ge Messer, welches meinen Namen
Auf seinem Griffe eingegraben trägt,
Und mitten unter einer Welt von Feinden
Entblößt liegt, aufgespart für meinen Tod?
Glaubt ihr, daß ich, wenn so entsetzliche
Nothwendigkeit das tiefste Schweigen heischte,
Die kleine Vorsicht unterlassen hätte,
Das Grab des Diebes, der die That beging,
Zum Siegel des Geheimnisses zu machen?
Was ist sein Leben? Was sind tausend Leben?
Ein Vatermörder hätte sie wie Staub
Zertreten; und seht hin, er lebt!

(Wendet sich zu Marzio.)

Und du —

**Marzio.**

O, schonet meiner! Sprecht nicht mehr zu mir!
Der strenge, doch erbarmungsvolle Blick,
Die feierlichen Töne, sie verwunden
Mehr als die Folter.

(Zu den Richtern.)

Alles sagt' ich aus;
Erbarmet euch, und führet mich zum Tode!

**Camillo.**

Führt näher ihn zu Fräulein Beatrice!
Er bebt vor ihrem Blicke, wie das Blatt
Des Herbstes vor des Nordwinds scharfem Hauch.

**Beatrice.**

O du, der zitternd an dem Schwindelrande
Von Tod und Leben steht, besinne dich,
Eh' du mir Antwort giebst; dann magst du Gott
Mit weniger Furcht und Zagen Rede stehn.
Was thaten wir dir Böses? Ach, ich lebte
Nur wen'ge trübe Jahre auf der Welt,
Und also war mein Loos, daß mir ein Vater

Zuerst die Stunden des erwachten Lebens
Zu Tropfen machte, deren jeder mir
Der Jugend Hoffnungen vergiftete;
Dann hat er mir mit Einem Schlag die Seele
Durchbohrt, den reinen Ruf, und selbst den Frieden,
Der in des Herzens tiefstem Innern schläft.
Allein die Wunde war nicht tödlich; so
Ward denn mein Haß das einzige Gebet,
Das ich zum großen Vater senden konnte,
Der in Erbarmen und in Liebe dich
Bewaffnet, ihn zu morden, wie du sagst;
Und so wird seine Schuld Beschuld'gung mir —
Und du verklagst mich? Wenn du Gnade hoffst
Im Himmel, zeige dich gerecht auf Erden!
Denn schlimmer als die blutbefleckte Hand
Ist ein verhärtet Herz. Wenn du gemordet,
Und die Gesetze Gottes und der Menschen
Frech unter deinen Fuß getreten hast,
So eil vor deinen Richter nicht, und sprich:
„Mein Schöpfer, Dies hab' ich gethan, und mehr;
Denn Eine war auf Erden, rein und schuldlos;
Und weil sie litt, was nie ein Anderer,
Unschuldig oder schuldig, je ertragen;
Weil Das, was sie erduldet, nicht zu nennen
Und nicht zu denken war; weil deine Hand
Am Ende sie erlöste, tödtete
Ich sie und all' die Ihren durch mein Wort."
Bedenke, ich beschwör' dich, was es heißt,
Die Achtung, die vor unserm alten Haus
Und reinen Namen bei den Menschen herrscht,
Zu morden! O, bedenke, was es heißt,
Das zarte Kindlein Mitleid, welches sich
In dem Vertraun argloser Blicke wiegt,
Zu würgen, bis das Leid Verbrechen wird!
Bedenke, was es heißt, mit Schmach und Blut
Zu schänden Alles, was da schuldlos scheint,

Und — hör mich, großer Gott! — unschuldig ist;
Sodaß die Welt den Unterschied verliere
Vom schlauen, trotz'gen, wilden Blick der Schuld,
Und Dem, was jetzt dich Antwort geben heißt
Auf meine Frage: — Bin ich schuldig? sprich!
Bin ich des Vatermordes schuldig?

**Marzio.**

Nein.

**Richter.**

Was soll das heißen?

**Marzio.**

Ich erkläre hier,
Daß Die, die ich verklagte, schuldlos sind.
Nur ich bin schuldig.

**Richter.**

Schleppt ihn auf die Folter!
Und ausgesucht laßt seine Martern sein
Und lange währen, daß sein innerst Herz
Sich uns enthülle. Bindet ihn nicht los,
Bis er bekannt hat.

**Marzio.**

Martert mich nach Lust!
Ein schärfres Weh hat eine höhre Wahrheit
Entrissen meinem letzten Athemzug.
Ja, sie ist ohne Schuld! Bluthunde ihr,
Nicht Menschen, sättigt euch an mir! Ich will
Dies schöne Meisterstück der Schöpfung nicht
Preisgeben der Vernichtung und der Schmach.

(Marzio mit Wachen ab.)

**Camillo.**

Was sagt ihr nun, ihr Herrn?

**Richter.**

Braucht die Tortur,
Die Wahrheit auszupressen, bis sie weiß wird
Wie Schnee, dreimal vom Winterwind gefegt.

**Camillo.**

Doch blutbefleckt.

**Richter**
(zu Beatrice).

Kennt Ihr dies Schreiben, Fräulein?

**Beatrice.**

Verstrickt mich nicht mit Fragen. Wer steht hier
Als Kläger? Ha, willst du es sein, der auch
Mein Richter ist? Was! Kläger, Zeuge, Richter,
Alles zugleich? Hier steht Orsino's Name;
Wo ist Orsino? Stellt ihn mir genüber!
Sagt, was bedeutet dies Geschreibsel? Ach,
Ihr wißt es nicht, und nur auf den Verdacht,
Daß es was Böses sei, wollt ihr uns tödten?

(Ein Offizier tritt ein.)

**Offizier.**

Marzio ist todt.

**Richter.**

Und was gestand er?

**Offizier.**

Nichts.
Sobald wir ihn aufs Rad gebunden, lacht' er
Uns an, wie Einer, der den Todfeind höhnt,
Hielt seinen Athem an, und starb.

**Richter.**

So bleibt
Nichts anders übrig, als die Angeklagten,
Die noch verstockt sind, peinlich zu befragen.

**Camillo.**

Ich untersage jeden fernern Schritt,
Und will mein Ansehn bei dem heil'gen Vater
Für diese Edlen, schuldlos Angeklagten
Verwenden.

**Richter.**

So entscheide denn der Papst.
Führt unterdessen jeden der Verbrecher
In eine eigne Zelle; haltet auch
Die Folterinstrumente gleich parat;
Denn heute Nacht, wann Seiner Heiligkeit
Entschluß gerecht und fromm wie früher ist,
Will diesen Nerven, diesen Sehnen ich
Die Wahrheit mit Geächz und Pein entwinden.

(Alle ab.)

---

## Dritte Scene.

Eine Gefängnißzelle.

**Beatrice,** auf einem Ruhebett schlummernd. **Bernardo** tritt ein.

**Bernardo.**

Wie lieblich ruht der Schlaf auf ihrem Antlitz,
Gleich den Gedanken eines heitern Tags,
Die sich in Nacht und Träumen weiterspinnen!
Wie leicht und ruhig hebt ihr Athem sich
Nach solcher Qual, wie gestern sie ertrug!
Weh mir! ich glaube, nimmer schlaf' ich wieder.
Doch muß ich nun der Ruhe Himmelsthau
Von dieser holdgeschloss'nen Blume schütteln —
Wach auf, wach auf! Wie kannst du schlafen, Schwester?

**Beatrice**
(erwachend).

So eben träumt' ich, Alle wären wir
Im Paradies. Du weißt, ein Paradies
Scheint dieser Kerker, seit der Vater starb.

**Bernardo.**

O theure Schwester, wäre doch dein Traum
Mehr als ein Traum! O Gott, wie soll ich's künden?

**Beatrice.**

Was wolltest du mir sagen, theurer Bruder?

**Bernardo.**

Schau nicht so ruhig und so glücklich aus;
Sonst wird das Herz mir brechen, während ich
Bedenke, was ich dir zu sagen habe.

**Beatrice.**

Sieh nun, du machst mich weinen. Wie verlassen
Wirst du wohl sein, wenn ich gestorben bin!
Was hast du mir zu sagen? sprich!

**Bernardo.**

Sie haben
Bekannt; sie konnten länger nicht die Folter
Ertragen —

**Beatrice.**

Ha! Was war denn zu bekennen?
Sie müssen eine schnöde, schale Lüge
Gesprochen haben, ihren Peinigern
Zu schmeicheln. Sagten sie, sie wären schuldig?
O weiße Unschuld, daß die Maske du
Der Schuld annehmen mußt, dein würdiges
Und heitres Antlitz Denen zu verbergen,
Die dich nicht kennen!

(Der **Richter**, **Lucretia** und **Giacomo** nebst Wachen treten ein.)

Schwache Seelen ihr!
Für ein paar kurze Schmerzenszuckungen,
Die mindestens so sterblich wie die Glieder,
Die sie durchzittern, sind Jahrhunderte
Voll hohen Glanzes nun in Staub getreten?
Und jene Ehre, welche sonnengleich
Hoch über ird'schem Ruhm erstrahlen sollte,
Ist in ein Schimpf- und Schmähwort umgewandelt?
Wie! wollt ihr dulden, daß man unsre Leiber
Am Huf der Pferde durch die Gassen schleift,

Daß unser Haar dem Pöbel um die Füße
Hinflattert, der, an unserm Unglück sich
Zu weiden und andächtig zu erbaun,
So leer die Kirchen und die Schauspielhäuser
Wie seine eignen Herzen lassen wird?
Soll, wie es ihr gefällt, die blöde Menge
Mit Flüchen oder welkem Mitleid uns
Bestreuen, wie mit trüben Trauerblumen,
Wenn als lebend'ge Leichen wir dahingehn,
Um — welch Gedächtniß hinter uns zu lassen?
Verzweiflung, Schande, Schrecken, Blut! O du,
Die eine Mutter der Verwaisten war,
Ermorde nicht dein Kind, und laß mein Leid
Nicht dich ermorden! Bruder, lege dich
An meiner Seite auf die Folterbank,
Und laß uns Beide stumm wie Leichen sein;
Bald wird sie weich sein wie das kühle Grab.
Die Lüge nur, die sie der Angst entpreßt,
Macht fürchterlich die Folter.

**Giacomo.**

Dir auch wird
Die grause Qual die Wahrheit bald entwinden.
Erbarm dich, sage, daß du schuldig bist!

**Lucretia.**

O, sprich die Wahrheit! Laß uns schleunig sterben!
Gott richtet nach dem Tode uns, nicht sie;
Er wird barmherzig sein.

**Bernardo.**

O, wenn es wirklich
Die Wahrheit ist, so sag es, liebe Schwester.
Dann wird der Papst dir sicherlich verzeihn,
Und Alles wird noch gut.

**Richter.**

Bekenne, sonst
Will ich mit ausgesuchten Martern —

**Beatrice.**

Martern!
Schafft in ein Spinnrad um die Folterbank!
Quält euren Hund, daß er gesteh', wann er
Zuletzt das Blut geleckt hat, das sein Herr
Vergoß, — nicht mich! Mein Weh ruht im Gemüth,
Im Herzen, in der Seele tiefster Tiefe,
Die Thränen bittrer Galle weint, da sie
In dieser argen Welt, wo Niemand wahr ist,
Mein eigen Blut sich selber treulos sieht.
O, denk' ich an dies jammervolle Leben,
Das ich gelebt, und das so gräßlich endet;
Und an die dürftige Gerechtigkeit,
Die mir und all' den Meinen Erd' und Himmel
Erwiesen; und welch ein Tyrann du bist,
Und wie zu Sklaven Diese sich erniedrigt;
Und was für eine Welt der Unterdrücker
Und die Bedrückten mit einander bilden —
Dies ist das Weh, das mir am Herzen frißt,
Und das mich reden heißt. Was willst du mir?

**Richter.**

Seid Ihr nicht schuld an eures Vaters Tod?

**Beatrice.**

Willst du nicht lieber Gott, den höchsten Richter,
Verklagen, daß er solche That erlaubt,
Wie ich sie litt, und wie er sie geschaut;
Daß er unnennbar sie gemacht, und mir
Nicht andre Zuflucht, Rach' und Sühne ließ,
Als das, was meines Vaters Tod du nanntest?
Ob es ein Frevel ist, ob nicht; ob ich
Die Thätrin bin, ob nicht, — sagt, was ihr wollt!
Ich werde nicht mehr leugnen. Wollt ihr's so,
Dann sei es so, und Alles sei geendet.
Thut euren Willen jetzt. Kein andrer Schmerz
Soll fürder mir ein andres Wort entringen.

**Richter.**

Es sei genug. Wenn sie auch nicht bekannte,
Ist sie doch überführt. Laßt Niemand reden
Mit ihnen, bis der Urtheilsspruch gefällt.
Auch Ihr, mein junger Graf, müßt Euch entfernen.

**Beatrice.**

O, reißt ihn nicht von meinem Herzen!

**Richter.**

Wachen!
Thut eure Pflicht!

**Bernardo**
(Beatricen umarmend).

Wollt ihr die Seele trennen
Vom Körper?

**Offizier.**

Das ist erst des Henkers Amt.
(Alle ab, außer Lucretia, Beatrice und Giacomo.)

**Giacomo.**

Hab' ich bekannt? Ist Alles nun vorüber?
Kein Ausweg? Keine Hoffnung? Böse Zunge,
Die mich vernichtet, hätt' ich ausgerissen
Dich lieber und den Hunden vorgeworfen!
Erst meinen Vater umzubringen, dann
Die eigne Schwester zu verrathen, — dich,
Das einz'ge reine, unschuldsvolle Wesen
In dieser schwarzen Welt, Dem hinzuopfern,
Was ich so wohl verdient! O, meine Kinder!
Mein Weib! verlassen, hülflos, arm! Und ich —
Mein Gott und Vater! kannst du Dem vergeben,
Der nicht vergab, wenn, ach! sein volles Herz
Also wie meines bricht?
(Er verhüllt weinend sein Antlitz.)

**Lucretia.**

O, theures Kind!
Welch gräßlich Ende haben wir erreicht!

Warum auch gab ich nach? Warum ertrug
Ich länger diese Martern nicht? O, könnt' ich
Zerfließen ganz in dieser Thränen Fluth,
Die fühllos und vergebens mir entströmt!

**Beatrice.**

Was Schwäche war, zu thun, ist schwächer noch,
Wenn es geschehn ist, zu beklagen. Muth!
Gott, der mein Leiden kennt, und unsre That
Zum Engel seines Zornes machte, scheint
Verlassen uns zu haben — doch, so scheint's nur.
Laßt uns nicht denken, daß wir dafür sterben.
Komm, Bruder, gieb mir deine feste Hand,
Du hattest sonst ein männlich Herz. Sei stark!
O, theure Mutter, leg dein sanftes Haupt
Auf meinen Schooß, daß dich der Schlaf umfange.
Dein Aug' ist matt und hohl und überreizt,
Vom Wachen schwer, und schwer von langem Gram.
Ich will ein leises Schlummerlied dir singen,
Nicht lustig, doch auch allzutraurig nicht;
Ein alt eintönig Ding, wie's hier zu Land
Gevatterinnen wohl beim Spinnrad singen,
Bis sie beinah vergessen, daß sie leben.
So, leg dich hin! Vergaß ich denn das Lied?
Ach! es ist trüber doch, als ich geglaubt.

(Sie singt.)

Weinst du oder lächelst du,
Falscher! wenn ich ging zur Ruh?
Thrän' oder Lächeln kümmert nicht
Der Leiche kaltes Angesicht.
Ade! leb wohl!
Was flüstert leis und hohl?
Eine Schlang' in deinem Lächeln ruht,
Und Gift in deiner Thränen Fluth.

Süßer Schlaf! wär' Tod wie du,
Oder wärst du ew'ge Ruh!

Dann entschlief' ich gramesschwer,
Zu erwachen — nimmermehr.
O Welt, leb wohl!
Die Glocke schallt so hohl!
Sie sagt uns: Scheiden müßt ihr Zwei,
Ob leicht, ob schwer das Herz euch sei.

(Der Vorhang fällt.)

---

## Vierte Scene.

Eine Gefängnißhalle.

**Camillo** und **Bernardo** treten ein.

**Camillo.**

Der Papst ist streng, unbeugsam, nicht zu rühren.
So ruhig scheint er wie die Folterbank,
Die quält und tödtet, doch von allen Martern,
Die sie verübt, Nichts fühlt; ein Marmorbild,
Ein Brauch, ein Ritus, ein Gesetz, — kein Mensch.
Er runzelte die Stirn, als hieße ihn
Das Triebwerk, das ihn lenkt, die Stirne runzeln,
Wie ihm die Advokaten die Vertheid'gung
Vorlegten, und zerriß die Schrift in Fetzen,
Und murmelte mit harschem, heisrem Ton:
„Wer unter euch vertheidigte den Mord
Des alten Vaters?" Dann zu einem Andern:
„Du thatest es kraft deines Amtes. Gut!"
Dann wandt' er sich zu mir, dem Gnadeflehnden,
Und sprach drei Worte kalt: „Sie müssen sterben."

**Bernardo.**

Und doch ließt Ihr nicht ab?

**Camillo.**

Ich drang in ihn,
Und stellt' ihm vor, welch teuflisches Beginnen

Des bösen Vaters Tod herbeigeführt.
Allein er sprach: „Paolo Santa Croce
Hat gestern seine Mutter umgebracht,
Und ist entflohn. Der Elternmord wird bald
So häufig, scheint's, daß uns die Jugend Alle
— Gewiß aus gutem Grund! — erdrosseln wird,
Wenn wir auf unserm Stuhl ein Schläfchen halten.
Die Macht, das Ansehn und das graue Haar
Sind todeswürdige Verbrechen schon.
Ihr seid mein Neffe, und Ihr fleht um Gnade
Für ihre Unthat; bleibt ein Weilchen noch!
Hier ist das Urtheil; kommt mir nicht vor Augen,
Bis es aufs Haar vollzogen ist."

**Bernardo.**

O Gott,
Nein, nein! Ich glaubte sicherlich, daß Alles,
Was Ihr gesagt, nur düstre Vorbereitung
Zu froher Nachricht sei. O, Worte giebt's
Und Blicke, die den strengsten Vorsatz beugen.
Einst kannt' ich sie, jetzt hab' ich sie vergessen,
Wo ihrer ich am dringendsten bedarf.
Was meint Ihr, wenn ich mich zu ihm begäbe,
Und sein Gewand und seine Füße netzte
Mit meiner heißen, bittren Thränen Fluth?
Mit Bitten ihn bestürmte, sein Gehirn
Belästigte mit jammerndem Geschrei,
Bis er mit seinem Hirtenkreuz voll Wuth
Mich schlüg' und mein gebeugtes Haupt zerträte,
Sodaß mein Blut den Staub, auf den er tritt,
Besudelte, und Reue Gnad' erweckte?
Ich will es thun! Ja, ja! O, zögert noch,
Bis ich zurückgekehrt!

(Eilt hinaus.)

**Camillo.**

Ach, armer Knabe!

So mag ein Schiffer, der im Sturm gescheitert,
Erbarmen von dem tauben Meer erflehn.

(**Lucretia**, **Beatrice** und **Giacomo**, nebst Wachen, treten ein.)

**Beatrice.**

Ich wage kaum zu fürchten, daß Ihr andern
Entscheid uns bringet, als Begnadigung.

**Camillo.**

Sei Gott im Himmel minder unerbittlich
Dem Flehn des Papstes, als er meinem war.
Hier ist der Spruch und der Vollzugsbefehl.

**Beatrice.**

O Gott! Ist's möglich? Soll so rasch ich sterben?
So jung hinabgehn in das dunkle, kalte,
Verwesungsvolle, wurmdurchwühlte Grab?
Genagelt fest in einen engen Sarg?
Den holden Sonnenschein nicht mehr erblicken?
Nicht hören mehr des Lebens heitren Laut?
Nicht weilen mehr bei den gewohnten Dingen,
Die, wenn auch trüb, nun so verloren sind!
Wie schrecklich, Nichts zu sein! Nichts, oder — was?
Wo bin ich? Gott, o schütze mich vor Wahnsinn!
Himmel, vergieb die thörichten Gedanken!
Ha! wenn kein Gott, kein Himmel, keine Erde
Nun wär' in dieser weiten, öden Welt,
Der sternenlosen, unbewohnten Welt!
Und Alles wäre — meines Vaters Geist,
Sein Auge, seine Stimme, seine Hand
Rings um mich her und nimmer mich verlassend,
Die Luft, der Athem meines todten Lebens!
Und käm' er dann, dieselbige Gestalt,
Die mich auf Erden einst so furchtbar quälte,
Mit grauem Haar und Runzeln überdeckt,
Und schlösse mich in seine Höllenarme,
Und heftete auf mich den glühnden Blick,
Und zöge mich hinab, hinab, hinab!
Denn war nicht er allein allgegenwärtig

Auf Erden, und allmächtig? Lebt sein Geist,
Selbst da er todt ist, nicht in Allem fort,
Was athmet und mir und den Meinen noch
Verderben, Schmach, Verzweiflung, Qual erschafft?
Wer kehrte je zurück, uns die Gesetze
Des unbetretnen Todesreichs zu künden?
So ungerecht vielleicht wie jene, die
Uns fort jetzt treiben, ach! wohin, wohin?

**Lucretia.**

Vertrau auf Gottes Liebe und auf Christi
Verheißend Wort: Vor Abend werden wir
Im Paradiese sein.

**Beatrice.**

Es ist vorüber!
Nichts, was auch komme, soll den Muth mir rauben.
Und doch, ich weiß nicht, was berührt dein Wort
So eisig mich? Wie falsch und hohl und kalt
Und widrig scheinen alle Dinge mir!
Viel Unrecht ist mir auf der Welt geschehn;
Es haben Gott und Menschen, oder wer
Mein Jammerloos gelenkt, ohn' Unterschied
Mit Gutem oder Bösem mich bedacht.
Nun werd' ich in der Jugend süßem Lenz
Hinweggerissen von der einz'gen Welt,
Die mir bekannt, von Leben, Licht und Liebe.
Ermahnt mich immerhin, auf Gott zu bauen;
Ich hoff' auf ihn zu baun. Auf wen auch sonst
Sollt' ich noch baun? Doch, ach, mein Herz bleibt kalt.
(Während der letzten Worte hat **Giacomo** im Hintergrund der Bühne mit **Camillo** gesprochen. Letzterer geht jetzt hinaus; **Giacomo** tritt vor.)

**Giacomo.**

Weißt du nicht, Mutter — Schwester, weißt du nicht?
Bernardo ist zum Papste hingeeilt,
Uns Gnade zu erflehen.

**Lucretia.**

Kind, vielleicht

Gewährt er sie. Wir Alle dürfen leben,
Und uns von diesem Leid in fernen Jahren
Erzählen, wie ein Märchen man erzählt.
Welch ein Gedanke! O, zum Herzen stürmt er
Wie warmes Blut.

**Beatrice.**

Bald werden beide kalt sein.
Laß ab von dem Gedanken! Schlimmer noch
Als die Verzweiflung, schlimmer als der Tod
Ist Hoffnung; denn sie ist das einz'ge Uebel,
Das Raum hat in der engen, kurzen Stunde,
Die schwindelnd unter unsern Füßen schwankt.
Beschwöre du des Frostes schnellen Hauch,
Daß er des Frühlings erste Blume schone;
Beschwör das Erderbeben, das erwacht,
Ob dessen Lager jetzt noch eine Stadt
Sich stark und schön und frei erhebt, und jetzt
Gestank und schwarze Nacht des Todes gähnen;
Beschwör die Pest, die auf den Fittichen
Des Windes naht, den blinden Blitz, das taube Meer, —
Nur nicht den Menschen, nicht den harten, kalten,
Scheinheiligen Menschen, welcher rechtlich ist
In Worten, doch ein Kain in der That!
Nein, Mutter, hoffe nicht! wir müssen sterben;
Dies ist der Lohn für ein unschuldig Leben,
Dies der Ersatz für jammervollstes Leid.
Und während unsre frechen Mörder leben,
Und harte, kalte Menschen durch die Welt
Der Thränen langsam, lächelnden Gesichts
Zum Tode wie zum Schlaf des Lebens wandeln,
Sollt' uns das Grab ein Ort der Freude sein.
Komm, finstrer Tod, komm und umfange mich
Mit deiner allumschließenden Umarmung!
Wie eine Mutter birg mich liebevoll
An deiner Brust, und wieg mich in den Schlummer,

Von welchem Niemand wieder aufgewacht!
Ihr aber, die ihr lebt, lebt fort als Sklaven,
Einer dem Andern unterworfen, wie
Einst wir gelebt, die jetzt —

**Bernardo**
(stürzt herein).

O, fürchterlich,
Daß Thränen, Blicke, Bitten, ausgeströmt
In Flehensworten, bis das leere Herz
Verzweifelnd zuckt' und brach, vergebens waren!
Die Todesboten harren an der Thür.
Blut, dünkt mich, sah ich auf des Einen Antlitz —
O, wär's ein Traum! Bald wird das Herzblut Aller,
Die ich geliebt auf Erden, ihn bespritzen,
Und vom Gewande wischt er es hinweg,
Als wär' es Regen nur. O Welt! o Leben!
Bedeckt mich! laßt mich nicht mehr sein! Den Spiegel
Der reinsten Unschuld, in den ich geblickt
Und gut und glücklich ward, in Staub zerschmettert
Zu sehen! Beatrice, dich, die Alles
Verschönte, worauf je dein Auge fiel, —
Dich, Licht des Lebens, todt zu sehn, verlöscht!
Und wenn ich Schwester sage, hören müssen:
Ich habe keine Schwester! — Und du, Mutter,
Du, deren Liebe wie ein Band sich schlang
Um unser Aller Liebe — todt nun, todt!
Das süße Band zerrissen!

(**Camillo** und Wachen treten ein.)

Weh, sie kommen!
Laß mich noch einmal diese Lippen küssen,
Eh' ihre Purpurblüthen welk und bleich
Und kalt geworden. Sag mir Lebewohl,
Eh' dir der Tod die süße Stimm' erstickt!
O, sprich zu mir!

**Beatrice.**

Lebwohl, geliebter Bruder!

Gedenk an unser trauriges Geschick,
Wie jetzt, in sanfter Trauer. Suche dir
Durch milderbarmende Gedanken stets
Des Grames Last zu lindern. Irre nicht
In zürnender Verzweiflung; irre lieber
In Thränen und Geduld. Noch Eins, mein Kind!
Um deinetwillen sei getreu der Liebe,
Die du uns stets bewiesen, und dem Glauben,
Daß ich, obschon mich eine finstre Wolke
Von Schande und Verbrechen eingehüllt,
Stets heilig, rein und fleckenlos gelebt.
Und wenn mich böse Zungen auch verletzen,
Wenn unser Name wie ein Brandmal auch
Auf deine reine Stirn gezeichnet steht,
Sodaß die Menschen im Vorübergehn
Mit Fingern auf dich weisen, so ertrag es,
Und denke, ach, von Denen Böses nie,
Die dich vielleicht in ihrem Grab noch lieben.
Dann magst du ruhig sterben, ohne Furcht
Und Schmerz, wie ich. Lebwohl! Lebwohl! Lebwohl!

**Bernardo.**

Ich kann nicht sagen: Lebewohl!

**Camillo.**

O Fräulein!

**Beatrice.**

Ersparet Euch den unnütz herben Schmerz,
Herr Kardinal. Komm, Mutter, binde mir
Den Gürtel zu, und knüpfe mir das Haar
In einen schlichten Knoten. So ist's gut.
Das deine, seh' ich, ist schon aufgelöst.
Wie oftmals halfen wir einander so!
Nun thaten wir's zum letzten Male. Herr,
Wir sind bereit. Gut, so ist Alles gut!

# Geschichte des Todes der Familie Cenci.

Das überaus nichtswürdige Leben, welches der römische Edelmann Francesco Cenci während seiner irdischen Laufbahn führte, verursachte nicht ihm allein, sondern auch vielen Andern Verderben und Tod, und hatte den Untergang seines ganzen Hauses zur Folge. Dieser Edelmann war der Sohn des Monsignore Cenci, welcher unter dem Pontifikate Pius V. Schatzmeister gewesen war und seinem einzigen Sohne Francesco ungeheure Reichthümer hinterließ. Aus dieser Erbschaft allein genoß er ein Einkommen von 160,000 Kronen, und er vermehrte noch sein Vermögen, indem er sich mit einer außerordentlich reichen Dame vermählte, welche starb, nachdem sie sieben unglückliche Kinder geboren. Er schloß darauf eine zweite Ehe mit Lucretia Petroni, einer Dame aus einer edlen römischen Familie; aber er hatte keine Kinder mit ihr. Sodomiterei war das geringste, Atheismus das größte Laster Francesco's, wie durch seinen Lebenslauf erwiesen wird; denn er wurde dreimal der Sodomiterei angeklagt, und zahlte der Regierung 100,000 Kronen zur Ablösung der rechtmäßig auf dies Verbrechen gesetzten Strafe; und was seine Religiosität betrifft, so genügt es anzuführen, daß er nie eine Kirche besuchte; und obschon er eine kleine, dem Apostel St. Thomas gewidmete Kapelle im Hofe seines Palastes erbauen ließ, war es dabei doch nur seine Absicht, all' seine Kinder, die er grausam haßte, dort zu bestatten. Er hatte die ältesten derselben, Giacomo, Christofero und Rocco, aus dem väterlichen Hause gejagt, als sie noch zu jung waren, als daß sie ihm wirkliche Ursache zu ernstlicher Unzufriedenheit hätten geben können. Er schickte sie nach der Universität Salamanca; da er sich aber weigerte, ihnen das nöthige Geld zu ihrem

Unterhalte dorthin zu senden, kehrten sie verzweiflungsvoll nach Hause zurück. Sie fanden, daß ihr Elend sich dadurch nur verschlimmert hatte; denn der Haß und Zorn ihres Vaters gegen sie hatte sich so gesteigert, daß er sich weigerte, ihnen Kleidung und Nahrung zu geben, so daß sie genöthigt waren, sich an den Papst zu wenden, welcher dem Cenci befahl, ihnen eine angemessene Alimentationssumme zu zahlen, mit der sie sein Haus verließen.

Um diese Zeit wurde Francesco zum dritten Mal für sein gewöhnliches Verbrechen der Sodomiterei eingezogen, und seine Söhne benutzten diese Gelegenheit, den Papst um die Bestrafung ihres Vaters und um die Befreiung seiner Familie von einem so verruchten Scheusal anzugehen. Obschon der Papst zuvor geneigt war, Francesco zu der verdienten Todesstrafe zu verurtheilen, wollte er doch Solches nicht auf Begehren seiner Söhne thun, sondern gestattete ihm abermals, sich durch Entrichtung der gewöhnlichen Geldbuße von 100,000 Kronen mit dem Gesetz abzufinden. Der Haß Francesco's gegen seine Söhne wurde durch dies ihr Benehmen noch erhöht; er fluchte ihnen, und oft schlug und mißhandelte er auch seine Töchter. Die älteste derselben, unfähig, die Grausamkeit ihres Vaters länger zu ertragen, schilderte dem Papst ihre elende Lage und flehte ihn an, sie entweder nach seiner eigenen Wahl zu verheirathen, oder sie in ein Kloster zu senden, damit sie auf irgend eine Weise von der grausamen Bedrückung ihres Vaters befreit werde. Ihre Bitte ward erfüllt, und der Papst gab sie, aus Mitleid mit ihrem Unglück, dem Signore Carlo Gabrielli, einem der ersten Edelleute der Stadt Gabbio, zur Gemahlin, und nöthigte Francesco, ihr eine angemessene Mitgift von mehren tausend Kronen zu geben.

Da Francesco fürchtete, daß seine jüngste Tochter, wenn sie erwachsen sei, dem Beispiel ihrer Schwester folgen werde, sann er darauf, diese Absicht zu vereiteln, und sperrte sie zu dem Ende allein in ein Zimmer seines Palastes, wohin er ihr selbst ihre Nahrung brachte, damit Keiner sich ihr nähere; und auf diese Art hielt er sie mehre Monate lang gefangen, wobei er sie oftmals mit Stockschlägen mißhandelte.

Mittlerweile starben zwei seiner Söhne, Rocco und Christofero, — der eine durch die Hand eines Wundarztes, der andere durch Paolo Corso ermordet, während er der Messe beiwohnte. Der unmenschliche Vater legte jegliches Zeichen der Freude an den Tag, als er diese Botschaft erhielt; er sagte, daß Nichts ihm größere Lust bereiten würde, als wenn all' seine Kinder stürben, und daß er, wenn das Grab das letzte derselben aufnähme, zum Beweis seines Entzückens ein Freudenfeuer aus

all' seinen Besitzthümern machen wolle. Zum ferneren Zeichen seines Hasses weigerte er sich bei dem gegenwärtigen Anlasse, auch nur die geringste Summe zu den Begräbnißkosten seiner ermordeten Söhne beizutragen.

Francesco trieb seine nichtswürdigen Ausschweifungen so weit, daß er junge Mädchen (von denen er stets eine Anzahl in seinem Hause hielt) und selbst gewöhnliche Buhldirnen im Bett seiner Gemahlin schlafen ließ, und daß er oftmals mit Gewalt und Drohungen versuchte, seine Tochter Beatrice zu entehren, die jetzt erwachsen und ausgezeichnet schön war*). . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Beatrice, die es unmöglich fand, in einer so elenden Weise fortzuleben, folgte dem Beispiel ihrer Schwester; sie sandte eine wohlgeschriebene Bittschrift an den Papst und beschwor denselben, seine Autorität auszuüben, um sie der Gewaltthätigkeit und Grausamkeit ihres Vaters zu entziehen. — Allein diese Bittschrift, die, wenn ihr Gehör wäre gegeben worden, das unglückliche Mädchen vor einem frühen Tode geschützt hätte, blieb ohne allen Erfolg. Sie wurde nachmals unter der Sammlung von Denkschriften aufgefunden, und man behauptet, daß sie dem Papste niemals vor Augen gekommen sei.

Francesco, welcher diesen Versuch von Seiten seiner Tochter entdeckte, ward noch ergrimmter und verdoppelte seine Tyrannei, indem er nicht nur Beatrice, sondern auch seine Gemahlin aufs strengste eingesperrt hielt. Endlich, als diese unglücklichen Wesen sich jeder Hoffnung auf Erlösung beraubt sahen, beschlossen sie, von Verzweiflung getrieben, auf seinen Tod zu sinnen.

Der Palast Cenci wurde bisweilen von einem Monsignore Guerra besucht, — einem jungen Manne von hübschem Aeußern und einnehmenden Manieren, und von jenem lenksamen Charakter, der sich leicht zur Theilnahme an jeder Handlung bestimmen läßt, einer guten oder schlechten, wie es sich eben trifft. Seine Züge waren gefällig, und seine Gestalt schlank und wohlproportionirt; er war etwas verliebt in Beatrice, und kannte recht gut die Ruchlosigkeit von Francesco's Charakter, der ihn wegen des vertraulichen Umgangs haßte, welcher zwischen ihm und den Kindern dieses unnatürlichen Vaters stattfand;

*) Die hier im Manuskript angeführten Einzelheiten sind gräßlich, und nicht zur Veröffentlichung geeignet.

aus diesem Grunde wählte er die Zeit seiner Besuche mit Vorsicht, und kam nur in das Haus, wenn er wußte, daß Francesco abwesend sei. Er empfand ein lebhaftes Mitleid mit der Lage Lucretia's und Beatricens, die ihm oft ihr mehr und mehr zunehmendes Leid klagten, und sein Mitgefühl wurde stets durch irgend eine Erzählung neuer Tyrannei und Grausamkeit genährt und erhöht. Bei einer dieser Unterredungen ließ Beatrice einige Worte fallen, welche offen andeuteten, daß sie und ihre Stiefmutter die Ermordung ihres Peinigers beabsichtigten, und Monsignore Guerra billigte nicht allein ihr Vorhaben, sondern versprach auch, zur Ausführung desselben gemeinsam mit ihnen zu handeln Solcherweise angespornt, theilte Beatrice das Vorhaben ihrem ältesten Bruder Giacomo mit, ohne dessen Beistand dasselbe unmöglich gelingen konnte. Letzterer war leicht zur Einwilligung zu bestimmen, denn er war äußerst aufgebracht wider seinen Vater, der ihn mißhandelte und sich weigerte, ihm eine genügende Unterstützung für seine Frau und seine Kinder zu gewähren.

Die Wohnung des Monsignore Guerra war der Ort, wo die Details des zu begehenden Verbrechens beredet und beschlossen wurden. Hier hielt Giacomo, im Einverständniß mit seiner Schwester und seiner Stiefmutter, mehre Berathungen, und man beschloß endlich, die Ermordung Francesco's zweien seiner Vasallen aufzutragen, welche seine erbitterten Feinde geworden waren. Der Eine hieß Marzio und der Andere Olimpio; Letzterer war, auf Francesco's Veranlassung, seines Postens als Kastellan des Felsenschlosses Petrella entsetzt worden.

Es war schon bekannt, daß Francesco, mit Erlaubniß des Barons dieses Lehens, des Signor Marzio di Colonna, sich nach Petrella zurückzuziehen und den Sommer dort mit seiner Familie zu verbringen gedachte. Einige Banditen aus dem Königreiche Neapel wurden gedungen und angewiesen, in den Waldungen um Petrella auf der Lauer zu liegen und sich Francesco's zu bemächtigen, sobald sie von dessen Kommen benachrichtigt werden würden. Dieser Plan war so angelegt, daß, obschon die Räuber Francesco nur ergreifen und fortschleppen sollten, doch seine Gemahlin und seine Kinder nicht in den Verdacht gerathen konnten, Mitschuldige der That zu sein. Allein der Anschlag mißglückte; denn da die Banditen nicht frühzeitig genug von seinem Kommen benachrichtigt wurden, gelangte Francesco wohlbehalten nach Petrella. Man war also genöthigt, einen neuen Plan zu ersinnen, um das Ziel zu erreichen, das die Betheiligten mit jedem Tage ungeduldiger ersehnten; denn Francesco beharrte noch immer in seinem verruchten

Lebenswandel. Da er ein Greis von mehr als siebenzig Jahren war, verließ er niemals das Schloß; daher konnte man sich nicht der Banditen bedienen, welche sich noch immer in der Umgegend versteckt hielten. Man beschloß deshalb, den Mord in Francesco's eigner Behausung zu vollführen.

Marzio und Olimpio wurden nach dem Schlosse berufen; und Beatrice, von ihrer Stiefmutter begleitet, sprach zur Nachtzeit, während ihr Vater schlief, vom Fenster aus mit ihnen. Sie trug ihnen auf, sich wieder zu Monsignore Guerra zu verfügen, mit einem Billet, in welchem sie ersucht wurden, gegen eine Belohnung von tausend Kronen Francesco umzubringen; ein Dritttheil sollte ihnen vor der That von Monsignore Guerra, und die zwei andern Dritttheile nach vollbrachter That von den Damen selbst ausgezahlt werden. Nachdem sie sich hiemit einverstanden erklärt, wurden sie am 8. September 1598 heimlich ins Schloß eingelassen; da jedoch an diesem Tage die Jahresfeier der Geburt der Gebenedeiten Jungfrau stattfand, wünschte Signora Lucretia, durch ihre Ehrfurcht vor einer so heiligen Zeit zurückgehalten, unter Beistimmung ihrer Stieftochter, daß die Ausführung der Mordthat bis zum folgenden Tag verschoben würde. Sie mischten geschickt Opium in das Getränk Francesco's, der, als er zu Bette ging, bald in einen tiefen Schlaf sank. Gegen Mitternacht führte seine Tochter selbst die beiden Meuchelmörder in das Zimmer ihres Vaters und ließ sie dort zurück, damit sie die übernommene That vollbringen möchten, und ging in ein dicht nebenan liegendes Zimmer, wo sich auch Lucretia befand, um die Rückkehr der Mörder und den Bericht ihres Erfolgs zu erwarten. Bald darauf traten die Mörder wieder ein und sagten den Damen, daß Mitleid sie zurückgehalten, und daß sie ihren Abscheu, einen armen alten Mann kaltblütig im Schlafe zu ermorden, nicht zu überwinden vermöchten. Diese Worte erfüllten Beatrice mit Zorn, und nachdem sie sie bitter als Feiglinge und Verräther geschmäht hatte, rief sie aus: „Da ihr nicht Muth genug besitzt, einen Schlafenden zu ermorden, so will ich selbst meinen Vater tödten; aber euer Leben soll nicht lange mehr sicher sein!“ Als die Mörder diese kurze, aber schreckliche Drohung vernahmen, fürchteten sie, daß, wenn sie nicht die That begingen, der Sturm auf ihre eigenen Häupter hereinbrechen werde, faßten Muth, gingen wieder in die Kammer, wo Francesco schlief, und trieben mittelst eines Hammers einen Nagel vom Auge aus durch seinen Kopf; einen zweiten schlugen sie ihm in den Hals. Nach wenigen Zuckungen hauchte der unglückliche Francesco seinen Geist aus. Die Mörder ent-

fernten sich, nachdem sie den Rest des versprochenen Lohnes empfangen hatten; außerdem schenkte Beatrice noch Marzio einen goldverbrämten Mantel. Darauf hüllten die beiden Frauen, nachdem sie die beiden Nägel herausgezogen, den Leichnam in ein feines Laken und trugen ihn nach einer offenen Galerie, die auf einen Garten hinausging und unter der ein Hollunderbaum stand; von dort aus warfen sie ihn hinab, so daß man glauben konnte, Francesco sei, um einem natürlichen Bedürfnisse nachzukommen, durch diese Galerie gegangen, als dieselbe, nur von schwachen Balken gestützt, eingebrochen sei und so seinen Tod herbeigeführt habe.

Und Solches glaubte man wirklich am nächsten Tage, als die erheuchelten Wehklagen Lucretia's und Beatricens, welche untröstlich schienen, die Nachricht von Francesco's Tode verbreiteten. Er ward ehrenvoll bestattet, und seine Familie kehrte, nach einem kurzen Aufenthalt auf dem Schlosse, nach Rom zurück, um die Früchte ihres Verbrechens zu genießen. Sie lebten dort eine Zeitlang in Ruhe; aber die göttliche Gerechtigkeit, welche eine so verruchte That nicht verborgen und ungestraft lassen wollte, fügte es, daß der Hof von Neapel, dem die Nachricht von dem Tode Cenci's mitgetheilt wurde, Zweifel über die Art und Weise desselben zu hegen begann und einen Kommissar absandte, der die Leiche besichtigen und Erkundigungen einziehen sollte. Unter Anderm entdeckte dieser Mann einen Umstand, der gegen die Familie des Verstorbenen sprach; es stellte sich nämlich heraus, daß Beatrice am Tage nach dem Tod ihres Vaters ein blutbeflecktes Laken in die Wäsche gegeben hatte, mit dem Bemerken: . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Diese Entdeckungen wurden sogleich dem römischen Hofe mitgetheilt; aber nichtsdestoweniger verstrichen mehre Monate, ohne daß eine Maßregel gegen die Familie Cenci ergriffen worden wäre; mittlerweile starb der jüngste Sohn Francesco's, und nur zwei blieben noch von den fünfen übrig, die er besessen hatte, nämlich Giacomo und Bernardo. Monsignore Guerra, welcher von der Mittheilung gehört hatte, die der Hof von Neapel dem römischen Hofe gemacht, und welcher befürchtete, daß Marzio und Olimpio der Justiz in die Hände fallen und bewogen werden möchten, ihr Verbrechen zu bekennen, dang Leute, sie zu ermorden; es glückte ihm jedoch nur Olimpio in der Stadt Terni umbringen zu lassen. Marzio, welcher diesem Mißgeschick entgangen war, hatte bald darauf das Unglück, in Neapel verhaftet zu werden, wo er Alles

gestand. Zu gleicher Zeit, als die Ankunft Marzio's in Rom von Neapel her erwartet wurde, verhaftete man Giacomo und Bernardo und führte sie in die Corte Savella ab, während Lucretia und Beatrice in ihrem eigenen Hause unter guter Bewachung gefangen gehalten wurden; allein später wurden sie in denselben Kerker geführt, in welchem die Brüder sich befanden. Hier wurden sie verhört, und leugneten Alle beharrlich das Verbrechen ab, namentlich Beatrice, welche gleichfalls leugnete, daß sie Marzio den vorhin erwähnten goldverbrämten Mantel geschenkt habe; und Marzio, überwältigt und ergriffen von der Geistesgegenwart und dem Muth Beatricens, nahm Alles, was er in Neapel ausgesagt hatte, zurück und starb lieber hartnäckig unter seinen Folterqualen, als daß er nochmals ein Geständniß abgelegt hätte.

Da kein hinreichendes Beweismaterial vorhanden war, um die Anwendung der Folter gegenüber der Familie Cenci zu rechtfertigen, wurden sie Alle nach Castello gebracht, wo sie mehre Monate in Ruhe gelassen wurden. Aber zu ihrem Unglück fiel einer der Mörder Olimpio's zu Terni der Justiz in die Hände; er gestand, daß er zu dieser That von Monsignore Guerra gedungen worden, der ihn gleichfalls beauftragt habe, Marzio umzubringen. Zum Glück für diesen Prälaten erhielt derselbe eine schnelle Benachrichtigung von dem wider ihn abgelegten Zeugniß, und war im Stande, sich für eine Zeitlang zu verbergen und einen Plan zu seiner Flucht zu entwerfen, die sehr schwierig war; denn seine Statur, die Feinheit und Schönheit seiner Züge und sein blondes Haar setzten ihn leicht der Entdeckung aus. Er vertauschte seine Kleidung gegen die eines Köhlers, schwärzte sein Gesicht und rasirte sein Haupt; und so vermummt, zwei Esel vor sich hertreibend, ein Stück Brot und ein paar Zwiebeln in der Hand, schritt er frei durch Rom, unter den Augen der Gerichtsdiener, die ihn überall suchten; und ohne von Jemandem erkannt worden zu sein, ging er durch eines der Thore zur Stadt hinaus, wo er nach kurzer Zeit den Sbirren begegnete, welche das Landgebiet durchsuchten, und unerkannt an ihnen vorbeizog, nicht ohne große Angst über die Gefahr, entdeckt und verhaftet zu werden. Mittelst dieser schlauen Verkleidung bewerkstelligte er seine Flucht in ein sicheres Land.

Die Flucht des Monsignore Guerra und das Geständniß des Mörders von Olimpio verstärkten die übrigen Beweisgründe in so schlimmer Art, daß die Cenci von Castello nach Corte Savella zurückgebracht und zur Tortur verurtheilt wurden. Die beiden Söhne erlagen schmählich ihren Qualen und wurden überführt; Lucretia, die von vorgerücktem

Alter war, da sie ihr fünfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, und ein starkes Embonpoint besaß, vermochte nicht der Tortur des Stranges zu widerstehen ... (Hier fehlt etwas im Originalmanuskript.) ... Aber Signora Beatrice, die jung, lebensfrisch und kräftig war, ließ weder durch gute noch schlechte Behandlung, weder durch Drohungen noch aus Furcht vor der Folter, ihren Lippen ein einziges Wort entschlüpfen, das als ein Bekenntniß ihrer Schuld hätte dienen können; und durch ihre lebhafte Beredtsamkeit verwirrte sie sogar die Richter, die sie verhörten. Als der Papst durch Signor Ulysse Moraci, den in dieser Sache bestellten Richter, Kenntniß von allem Vorgefallenen erhielt, gerieth er auf den Verdacht, daß die Schönheit Beatricens das Gemüth dieses Richters bestochen haben möge, und übertrug die Führung des Prozesses einem Andern, der eine neue Art Tortur erfand, die Haarfolter genannt; und als sie schon zu dieser Tortur gebunden war, führte er ihre Stiefmutter und ihre Brüder zu ihr heran. Sie begannen allesammt sie zu ermahnen, ein Geständniß abzulegen, indem sie sagten: Da das Verbrechen verübt worden sei, müßten sie die Strafe dafür erleiden. Beatrice versetzte nach einigem Widerstande: „So wünscht ihr Alle zu sterben, und Schmach und Verderben über unser Haus zu bringen? — Das ist nicht recht; aber da es euch so gefällt, sei es so!“ Und sich zu den Folterknechten wendend, hieß sie dieselben sie losbinden und forderte, daß man ihr alle Verhörsprotokolle vorlegen möchte, hinzufügend: „Was ich bekennen muß, werde ich bekennen; was ich einräumen muß, werde ich einräumen; und was ich leugnen muß, werde ich leugnen.“ Und solchergestalt ward sie überführt, ohne bekannt zu haben. Dann wurden sie Alle entfesselt, und da es jetzt fünf Monate her war, seit sie sich Alle gesehen hatten, so wünschten sie an dem Tage mit einander zu speisen. Drei Tage nachher wurden sie jedoch abermals getrennt; die Frauen blieben in der Corte Savella, und die Brüder wurden in die Kerker der Tordinona geführt.

Nachdem der Papst alle Verhörsprotokolle und sämmtliche Geständnisse eingesehen hatte, befahl er, daß die Delinquenten an Pferdeschweifen durch die Straßen geschleift und dann enthauptet werden sollten. Viele Kardinäle und Fürsten verwendeten sich für sie und baten, daß ihnen wenigstens gestattet werden möge, sich zu vertheidigen. Der Papst weigerte sich Anfangs, hierin zu willigen, indem er streng antwortete und die Vermittler fragte, welche Vertheidigung man denn Francesco gestattet habe, als er so barbarisch im Schlafe ermordet worden sei; später jedoch gab er insoweit nach, daß er ihnen eine fünfundzwanzig-

tägige Frist zu diesem Zweck erlaubte. Die berühmtesten römischen Advokaten übernahmen es, die Verbrecher zu vertheidigen; und am Ende des festgesetzten Termines überreichten sie dem Papst ihre Schriften. Der Erste, welcher das Wort ergriff, war der Advokat Nicolas di Angelis; aber der Papst unterbrach ihn zornig mitten in seiner Rede und sagte, er wundere sich sehr, daß es in Rom Kinder gäbe, die eine so unnatürliche That begingen, ihren Vater zu ermorden, und daß sich Advokaten fänden, die schlecht genug wären, ein so gräßliches Verbrechen zu vertheidigen. Diese Worte machten Alle verstummen, außer dem Advokaten Farinacci, welcher sprach: „Heiliger Vater, wir sind Euch nicht zu Füßen gefallen, um die Ruchlosigkeit des Verbrechens zu vertheidigen, sondern um das Leben der Unschuldigen zu retten, wenn Eure Heiligkeit geruhen wollen, uns anzuhören." Der Papst hörte ihm geduldig vier Stunden lang zu, und entließ dann die Advokaten, indem er ihre Schriften entgegennahm. Der Advokat Altieri, welcher sich zuletzt entfernte, wandte sich um und sagte, indem er sich dem Papste zu Füßen warf, sein Amt als Armenadvokat habe ihm nicht gestattet, sein Mitwirken bei dieser Angelegenheit zu verweigern; und der Papst antwortete, er sei nicht verwundert über den Antheil, welchen er, sondern über den Antheil, welchen die Uebrigen an dieser Sache genommen. Statt sich zur Ruhe zu begeben, verbrachte er die ganze Nacht damit, die Angelegenheit mit dem Kardinal di San Marcello ernstlich zu prüfen, indem er mit großer Sorgfalt die besonders zur Entschuldigung dienenden Stellen der Schrift des Advokaten Farinacci beachtete, welche einen so zufriedenstellenden Eindruck auf ihn machte, daß er schon Hoffnung zur Begnadigung der Verbrecher gab; denn die Verbrechen des Vaters und der Kinder waren in dieser Schrift einander gegenüber gestellt und wider einander abgewogen, und um die Söhne zu retten, war die Hauptschuld auf Beatrice gewälzt, und solchergestalt konnte, indem die Stiefmutter gerettet ward, auch die Tochter leichter davonkommen, die, wie die Verhältnisse lagen, durch die Grausamkeit ihres Vaters zu der Verübung eines so furchtbaren Verbrechens verleitet worden war. Der Papst befahl daher, daß die Angeklagten wieder insgeheim eingekerkert werden sollten, damit sie von dem Zeitgewinn Nutzen ziehen könnten. Da es aber nach dem hohen Rathschlusse der Vorsehung beschlossen war, daß sie die gerechte Strafe des Vatermordes erleiden sollten, so geschah es, daß um diese Zeit Paolo Santa Croce in der Stadt Subiaco seine Mutter umbrachte, weil sie sich weigerte, ihm ihr Erbtheil auszuhändigen. Und der Papst beschloß, als dies zweite Verbrechen ähnlicher Art

vorgefallen, Diejenigen, welche des ersten schuldig waren, zu bestrafen, und zwar um so mehr, als der Muttermörder Santa Croce der Rache des Gesetzes durch die Flucht entronnen war. Der Papst kehrte am 6. Mai nach Monte Cavallo zurück, um am nächsten Morgen in der benachbarten Kirche Santa Maria degli Angeli dem am 3. Mai desselben Jahres 1599 von ihm zum Bischof von Olumbre ernannten Kardinal Diveristiana die Weihen zu ertheilen. Am 10. Mai beschied er Monsignore Ferrante Taverna, den Gouverneur von Rom, zu sich, und sagte ihm: „Ich lege die Sache der Cenci in Eure Hand, damit Ihr so bald wie möglich die ihnen gebührende Justiz vollziehen mögt.“ Sobald der Gouverneur in seinem Palast anlangte, theilte er dem Kriminalrichter das Urtheil mit und berieth sich mit demselben über die Art und Weise, in welcher die Verbrecher zum Tode gebracht werden sollten. Viele Edelleute eilten sofort zum Quirinal- und Vatikan-Palaste, um mindestens die Gnade eines nicht öffentlichen Todes für die Frauen, und Begnadigung für den unschuldigen Bernardo zu erflehen; und glücklicherweise hatten sie Zeit, das Leben dieses Jünglings zu retten, da das Errichten des Schafottes auf der Brücke San Angelo nothwendigerweise viele Stunden in Anspruch nahm, und da man auf die barmherzige Brüderschaft warten mußte, welche die Verurtheilten auf den Richtplatz begleiten sollte.

Das Urtheil wurde am Sonnabend Morgen, den 11. Mai, vollstreckt. Die mit Kundmachung der Sentenz beauftragten Boten und die Brüder der Consorteria wurden um 5 Uhr in der vorhergehenden Nacht in die verschiedenen Gefängnisse gesandt, und um 6 Uhr wurde das Todesurtheil den unglücklichen Brüdern verkündet, die in ruhigem Schlaf lagen. Als Beatrice dasselbe vernahm, brach sie in herzzerreißendes Wehklagen und in leidenschaftliche Geberden aus, und rief: „Wie ist es möglich, o mein Gott, daß ich so plötzlich sterben muß?“ Lucretia, die schon auf ihr Geschick vorbereitet und in dasselbe ergeben war, hörte ohne Schrecken das Vorlesen dieser furchtbaren Sentenz an, und bewog ihre Stieftochter durch zärtliche Bitten, mit ihr in die Kapelle zu gehen; und so sehr Beatrice sich bei der ersten Nachricht von ihrem schnellen Tode einer maßlosen Aufregung hingegeben hatte, um so muthiger faßte sie sich jetzt, und gab einem Jeden sichere Beweise einer demüthigen Ergebung. Nachdem sie um Hersendung eines Notars gebeten hatte und dieser Wunsch ihr gewährt worden war, machte sie ihr Testament, in welchem sie der Brüderschaft des Sacre Stimmate 15,000 Kronen aussetzte und die Verfügung traf, daß ihre ganze Mitgift zur Aussteuer für fünfzig Mädchen

verwandt werden solle; und Lucretia verordnete, das Beispiel ihrer Stieftochter nachahmend, daß man sie in der Kirche San Gregorio zu Monte Celio bestatten möge, indem sie 32,000 Kronen zu mildthätigen Zwecken testirte und noch andere Legate machte. Hierauf verbrachten sie einige Zeit in der Consorteria, wobei sie Psalmen, Litaneien und andere Gebete so inbrünstig vortrugen, daß es ersichtlich war, wie Gottes besondere Gnade ihnen beistehe. Um 8 Uhr beichteten sie, hörten die Messe, und empfingen das heilige Abendmahl. Da Beatrice der Meinung war, daß es nicht schicklich sei, vor den Richtern und auf dem Schafotte in ihren prächtigen Kleidern zu erscheinen, bestellte sie zwei Anzüge, einen für sich und einen für ihre Stiefmutter, nach Art der Nonnengewänder gemacht, — aufgenommen und mit langen Aermeln von schwarzem Baumwollzeug für Lucretia, und von gewöhnlicher Seide für sich selbst; mit einem großen Gürtelstrick. Als diese Anzüge kamen, stand Beatrice auf und sagte, sich zu Lucretia wendend: „Mutter, die Stunde unsres Scheidens naht, laß uns daher diese Gewänder anlegen, und laß uns einander bei diesem letzten Werke helfen.“ Lucretia folgte bereitwillig dieser Aufforderung, und sie kleideten sich an, Eine der Andern helfend, und legten dabei so viel Gleichgültigkeit und Freude an den Tag, als ob sie sich zu einem Feste anzögen.

Die Gesellschaft der barmherzigen Brüder langte bald darauf vor den Kerkern der Tordinona an; und während sie drunten auf der Straße mit dem Krucifix warteten, bis die Verurtheilten herabkommen würden, ereignete sich ein Zufall, welcher unter der dort versammelten Menge einen solchen Tumult erregte, daß die Gefahr einer großen Unordnung entstand. Die Sache kam folgendermaßen: einige fremde Herren, welche in einem hohen Fenster standen, stießen unachtsamerweise einen Blumentopf hinunter, der auf einen der barmherzigen Brüder fiel und denselben tödlich verwundete. Dies verursachte Verwirrung unter der Menge; und Diejenigen, welche zu weit entfernt standen, um die Ursache wahrzunehmen, ergriffen die Flucht, und indem Einer über den Anderen fiel, wurden Mehre verwundet. Als der Tumult sich gelegt hatte, schritten die Brüder Giacomo und Bernardo zur Gefängnißthür hinab, neben welcher zufällig einige Fiskalbeamte standen, die zu Bernardo herantraten und ihm sagten, daß ihm durch die Milde des Kirchenfürsten das Leben geschenkt sei, unter der Bedingung, daß er bei dem Tode seiner Verwandten zugegen sei. Ein goldverbrämter Scharlachmantel, in welchem er zuerst in das Gefängniß geführt worden war, wurde ihm überreicht, sich damit zu bedecken.

Giacomo befand sich schon auf dem Karren, als das Placet des Papstes eintraf, das ihn von dem schwereren Theil der dem Todesurtheil hinzugefügten Strafe befreite, und befahl, daß es nur mit dem Hammer und durch Viertheilung vollstreckt werden solle.

Die Armesünder=Procession ging durch die Via dell' Orso, an der Apollinara vorbei, von dort über die Piazza Navona; von der Kirche San Pantalio nach der Piazza Pollarola, über den Campo di Fiori, San Carlo a Castinari zum Arco de' Conte Cenci; auf ihrem ferneren Wege hielt sie unter dem Palast Cenci an, und schließlich an der Corte Savella, um die beiden Frauen in Empfang zu nehmen. Als diese anlangten, kam Lucretia zuletzt, in schwarzer Kleidung, wie beschrieben, mit einem Schleier von derselben Farbe, der sie bis zum Gürtel bedeckte. Beatrice ging neben ihr, gleichfalls verschleiert; sie trugen sammtene Morgenschuhe, mit seidenen Rosen und Goldlitzen; und statt der Handschellen waren ihre Hände mit einem seidenen Strick gebunden, der in solcher Weise an ihren Gürtel befestigt war, daß ihnen fast der freie Gebrauch ihrer Hände verblieb. Jede von ihnen trug in ihrer linken Hand das heilige Symbol der Erlösung, und in ihrer rechten ein Taschentuch, mit welchem Lucretia ihre Thränen und Beatrice den Schweiß von ihrer Stirn abtrocknete. Als sie auf dem Richtplatze angelangt waren, ward Bernardo auf dem Schafott gelassen, und die Andern wurden in die Kapelle geführt. Während dieser fürchterlichen Trennung fiel der unglückliche Jüngling bei dem Gedanken, daß er bald die Enthauptung seiner nächsten Verwandten mit ansehen sollte, in einer tödlichen Ohnmacht nieder, von welcher er sich indessen zuletzt erholte und dem Block gegenüber Platz nahm. Die Erste, welche heraustrat, um zu sterben, war Lucretia, die wegen ihrer Korpulenz sich nur mit Mühe in die rechte Lage versetzen konnte, um den Streich zu empfangen. Als der Scharfrichter ihr das Halstuch abnahm, wurde ihr Hals entblößt, der noch immer schön war, obgleich sie fünfzig Jahr' zählte. Tief erröthend, schlug sie die Augen nieder, und rief dann, sie thränenerfüllt wieder gen Himmel emporwendend, aus: „Sieh, theurer Jesus, diese schuldbeladene Seele bereit, vor dir zu erscheinen, — Rechenschaft von ihren Handlungen zu geben, die mit vielen Verbrechen gepaart sind. Wenn sie vor deinem göttlichen Throne erscheinen wird, so bitte ich dich, mit dem Auge der Barmherzigkeit, und nicht der Gerechtigkeit, auf sie zu blicken.“ Dann begann sie den Psalm „Miserere mei Deus“ herzusagen, und indem sie ihren Hals unter das Beil legte und den

zweiten Vers dieses Psalmes wiederholte, ward ihr bei den Worten: „et secundum multitudinem“ das Haupt vom Rumpfe geschlagen. Als der Henker das Haupt emporhob, sah die Menge mit Verwunderung, daß die Gesichtszüge lange den Ausdruck des Lebens behielten, bis es in ein schwarzes Tuch gehüllt und in einen Winkel des Schafottes gelegt ward. Während das Schafott für Beatrice in Ordnung gebracht wurde, und während die Brüderschaft in die Kapelle zurückkehrte, um sie abzuholen, stürzte der Balkon eines von Zuschauern erfüllten Kaufladens ein, und fünf der darunter stehenden Personen wurden so schlimm verletzt, daß zwei derselben einige Tage nachher starben. Beatrice, welche das Geräusch hörte, fragte den Scharfrichter, ob ihre Mutter gut gestorben sei, und als sie eine bejahende Antwort erhielt, kniete sie vor dem Krucifix nieder und sprach also: „Sei dir in Ewigkeit gedankt, o mein gnädigster Heiland, daß du mir durch den guten Tod meiner Mutter die Zuversicht deiner Barmherzigkeit gegen mich gegeben hast.“ Dann sich erhebend, schritt sie muthig und fromm ergeben zum Schafott, unterwegs mehre Gebete mit solcher Inbrunst der Seele wiederholend, daß Alle, die sie hörten, Thränen des Mitleids vergossen. Das Schafott besteigend, richtete auch sie, während sie sich zum Tode bereitete, die Augen gen Himmel, und betete also: „Geliebtester Jesus, der du, deiner Göttlichkeit entsagend, ein Mensch wurdest, und durch die Liebe meine sündige Seele gleichfalls von ihrer Erbsünde mit deinem kostbaren Blute reinigtest; nimm, so flehe ich zu dir! dasjenige, welches ich zu vergießen bereit bin, vor deinem allbarmherzigen Richterstuhle als eine Buße an, welche meine vielen Verbrechen auslöschen möge, und erlaß mir einen Theil jener Strafe, die mir von Rechtswegen gebührt.“ Dann legte sie ihr Haupt unter das Beil, und dasselbe ward, indem sie den zweiten Vers des Psalms „De profundis“ wiederholte, bei den Worten: „fiant aures tuae“ mit Einem Schlage von ihrem Körper getrennt; der Schlag gab letzterem eine heftige Erschütterung und brachte ihren Anzug in Unordnung. Der Henker zeigte dem Volke das Haupt, und als er es in den untenstehenden Sarg hinabgleiten ließ, entschlüpfte der Strick, an welchem es hing, seiner Hand, und der Kopf fiel auf die Erde, sehr viel Blut vergießend, das mit Wasser und Schwämmen aufgewaschen ward.

Bei dem Tode seiner Schwester wurde Bernardo abermals ohnmächtig; die wirksamsten Mittel wurden eine Zeitlang vergebens bei ihm angewandt; und Alle glaubten, daß diese zweite Ohnmacht, die ihn

bereits von Aufregung überwältigt und kraftlos gefunden, ihn des Lebens beraubt habe. Endlich, nach Verlauf einer Viertelstunde, kam er wieder zu sich und gewann langsam wieder den Gebrauch seiner Sinne. Giacomo wurde hierauf zum Schafott geführt, und der Scharfrichter nahm ihm den Trauermantel ab, der ihn umhüllte. Er richtete seine Blicke auf Bernardo, und sprach dann, sich umwendend, mit lauter Stimme zum Volke: „Jetzt, da ich im Begriff stehe, vor den Richterstuhl der unfehlbaren Wahrheit zu treten, schwöre ich, daß, wenn mein Heiland, mir meine Sünden vergebend, mich auf den Weg der Erlösung weisen wird, ich ohne Aufhören für die Erhaltung Sr. Heiligkeit, des Papstes, beten will, der mir die Verschärfung der Strafe erlassen, welche mein entsetzliches Verbrechen nur allzu sehr verdient, und der meinem Bruder Bernardo das Leben geschenkt hat, welcher der Schuld des Vatermordes höchst unschuldig ist, wie ich in all' meinen Verhören beständig erklärt habe. Es betrübt mich nur in diesen meinen letzten Augenblicken, daß er genöthigt worden ist, bei einem so fürchterlichen Schauspiel zugegen zu sein; da es aber dir, o mein Gott! also gefallen hat, fiat voluntas tua." Nachdem er Solches gesprochen, kniete er nieder; der Scharfrichter verband ihm die Augen und schnürte seine Beine ans Schafott, versetzte ihm mit einem bleigefüllten Hammer einen Schlag auf die Schläfe, schnitt ihm den Kopf ab, und zertheilte dann seinen Rumpf in vier Theile, welche an den Ecken des Schafottes aufgespießt wurden.

Als die letzte, von der Justiz verordnete Strafe vollstreckt war, wurde Bernardo nach dem Gefängniß der Tordinona zurückgeführt, wo ihn bald ein hitziges Fieber befiel; man ließ ihm zur Ader und wandte andere Mittel an, sodaß er endlich wieder genas, freilich nicht ohne viele Leiden. Die Leichname Lucretia's und Beatricens ließ man bis zum Abend am Ausgang der Brücke, von zwei Fackeln beleuchtet, und von einem so großen Volksgedränge umgeben, daß es unmöglich war, über die Brücke zu gelangen. Eine Stunde nach Dunkelwerden ward der Leichnam Beatricens in einen Sarg gelegt, der mit einem schwarzen, reich mit Gold verzierten Sammettuche bedeckt war; Blumenguirlanden wurden, eine zu Häupten und eine andere zu Füßen des Leichnams, hingelegt, und letzterer selbst wurde mit Blumen bestreut. Er ward durch die barmherzigen Brüder nach der St. Peterskirche in Montorio begleitet, und viele Franciskanermönche folgten, mit großem Pomp und unzähligen Fackeln. Beatrice ward dort vor dem Hochaltare bestattet,

nachdem die üblichen Ceremonien vollbracht waren. Wegen der weiten Entfernung der Kirche von der Brücke wurde die Ceremonie erst vier Stunden nach Dunkelwerden beendet. Nachher ward die Leiche Lucretia's, in derselben Weise begleitet, nach der Kirche San Gregorio auf dem cölischen Hügel gebracht, wo sie nach Vollzug der Ceremonie ehrenvoll bestattet ward.

Beatrice war ziemlich groß, von zartem Teint, und hatte ein Grübchen auf jeder Wange, das, zumal wenn sie lächelte, ihren lieblichen Zügen einen Reiz verlieh, der Jeden, welcher sie sah, bezauberte. Ihr Haar sah wie Goldfäden aus, und da es sehr lang war, so pflegte sie es aufzubinden; löste sie es dann auf, so blendeten die reichen Locken den Blick des Beschauers. Ihre Augen waren von einem tiefen Blau, freundlich und voll Feuer. Zu all' diesen Schönheiten fügte sie, sowohl in Worten wie in Handlungen, einen Geist und eine majestätische Lebendigkeit hinzu, die Jeden für sie einnahmen. Sie war zwanzig Jahre alt, als sie starb.

Lucretia war ebenso groß wie Beatrice, allein ihre Korpulenz ließ sie kleiner erscheinen; sie war gleichfalls schön und von so frischem Teint, daß sie mit fünfzig Jahren — dem Alter, in welchem sie starb — nicht über dreißig erschien. Ihr Haar war schwarz, und ihre Zähne außerordentlich regelmäßig und weiß.

Giacomo war von mittlerer Größe; hübsch, aber von ziemlich rother Gesichtsfarbe, und mit schwarzen Augenbrauen; von liebenswürdigem Wesen, gewandt, und in allen Wissenschaften und ritterlichen Uebungen wohl erfahren. Er war nur achtundzwanzig Jahre alt, als er starb.

Bernardo endlich glich Beatricen so sehr an Gestalt, Gesichtszügen und in allem Andern, daß man sie leicht mit einander verwechselt haben würde, wenn sie ihre Kleider getauscht hätten. Sein Geist schien ebenfalls nach demselben Modell wie der seiner Schwester geschaffen; und zur Zeit ihres Todes war er sechsundzwanzig Jahre alt.

Er blieb im Gefängniß von Tordinona bis zum Septembermonat desselben Jahres, nach welcher Zeit er, auf Verwendung der hochwürdigen Großbrüderschaft des allerheiligsten Krucifixes von St. Marcellus, gegen Zahlung von 25,000 Kronen an das Hospital der allerheiligsten Dreifaltigkeit der Wallfahrer seine Freiheit erhielt. So wurde er, als der einzige übriggebliebene Sprößling der Familie Cenci, der Erbe all' ihrer Besitzthümer. Er ist jetzt verheirathet, und hat einen Sohn, Namens Christofero.

Das sehr getreue Bild Beatricens befindet sich im Palast der Villa Pamfili, außerhalb des Thores San Pancrazio; wenn sich ein anderes Porträt im Palast Cenci befindet, so wird es Niemanden gezeigt, um nicht das Angedenken an eine so schreckliche Begebenheit zu erneuern.

Dies war das Ende dieser Familie; und bis zu der Zeit, wo dieser Bericht zusammengestellt worden, ist es nicht möglich gewesen, den Marchese Paolo Santa Croce ausfindig zu machen; doch sagt ein Gerücht, er wohne in Brescia, einer Stadt im venetianischen Gebiete.



# Lyrische Gedichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

## Wechsel.

Wir gleichen Wolken, die den Mond verhüllen;
Wie blinkend sie in rastlos ziehnder Jagd
Mit streifigem Licht die Dunkelheit erfüllen,
Doch bald auf ewig schwinden in die Nacht!

Dem Saitenspiele auch, verstimmt, verschollen,
Dem jeder Wind entlocket andren Ton,
Und dem beim nächsten Hauche nie entquellen
Derselbe Klang, der eben ihm entflohn.

Wir ruhn — ein Traum kann unsern Schlaf vernichten;
Wir wachen — Ein Gedanke trübt den Tag;
Wir fühlen, lachen, weinen, denken, dichten,
In Weh und Jubel bebt des Herzens Schlag: —

Es bleibt sich gleich! — Der Freude wie den Sorgen
Ist stets zum Flug die Schwinge ausgespannt;
Des Menschen Gestern gleichet nie dem Morgen,
Und Nichts, als nur der Wechsel, hat Bestand.

---

## Gedanken eines Republikaners beim Sturz Bonaparte's.

Ich haßte dich, Tyrann! Ich sah mit Graun,
Wie du, ein ehrgeizloser Sklav, den Stab
Des Siegers schwangest ob der Freiheit Grab.
Du konntest deinen Herrscherthron erbaun,

Wo jüngst er stand: — doch lieber wolltest schaun
Du blut'gen Pomp, den nun die Zeit hinab
Gefegt und dem Vergessen übergab.
Ich betete, daß dich in ihren Klaun

Verrath, Mord, Unzucht, Raub und Angst vereint
Erwürgen möchten, die du aufgeschreckt.
Jetzt weiß ich, seit du in den Staub gestreckt,

Daß nicht Gewalt und Trug der schlimmste Feind
Der Tugend sind: — nein, alter Satzung Zahn,
Erlaubter Frevel, blut'ger Glaubenswahn.

---

## Der Sonnenuntergang.

Ein Jüngling war, in dessen zartem Wesen,
Wie Licht und Wind in einer duft'gen Wolke,
Die vor des blauen Mittags Gluth zergeht,
Der Genius sich mit dem Tode stritt.
Niemand vermag die süße Lust zu ahnen,
Die seinen Odem, gleich dem Zauberbann
Der stillen Sommerluft, verstummen machte,
Als er mit der Geliebten, welche damals
Die Schrankenlosigkeit vereinten Seins
Zuerst gekostet, durch ein Feld gewandelt,
Das, gegen Ost von einem Hain beschattet,
Dem Himmel gegen Westen offen lag.
Dort war die Sonne jetzt hinabgesunken,
Doch Streifen Golds umsäumten noch die Wolken,
Der weiten Grasesebne Spitzen, und
Des alten Löwenzahnes grauen Bart,
Und lagen auf dem dichten, braunen Wald,
Vereinigt mit des Zwielichts Dämmerschatten.
Im Ost hob langsam sich des Vollmonds Scheibe
Zwischen der Bäume Stämmen hell empor,
Und droben schaarten sich die bleichen Sterne. —

„Ist es nicht seltsam, Isabella", sprach
Der Jüngling, „daß ich nie die Sonne sah?
Wir wollen morgen wieder hieher wandeln,
Dann sollst du sie mit mir einmal beschaun."
Der Jüngling und das Mädchen lagen Beide
Vereint in Lieb' und Schlummer diese Nacht —
Doch als der Morgen kam, da fand das Mädchen
Den Freund, den heißgeliebten, todt und kalt.
Glaubt nicht, daß Gott in seiner Gnade so
Ihn heimgeführt. Das Mädchen starb nicht, ward
Wahnsinnig nicht, — sie lebte lange Jahre.
Zwar mein' ich, ihre Sanftmuth und Geduld,
Ihr traurig Lächeln, und daß sie nicht starb,
Nein, weiter lebt', um ihren greisen Vater
Zu pflegen, waren eine Art von Wahnsinn,
Wenn Wahnsinn anders sein heißt, als die Welt.
Denn sie zu sehn nur, war, als ob man lese
Ein Lied, das ein geweihter Dichter schuf,
Das harte Herzen löst in linde Wehmuth.
Von Thränen war die Wimper weggesengt,
Und Lipp' und Wange wie der Tod so bleich,
Die Hände mager, daß durch die Gelenke
Und Adern schier des Tages röthlich Licht
Durchschien. Das Grab von deinem todten Ich,
Das Ein unsteter Geist bei Nacht und Tag
Bewohnt, ist Alles, du verlornes Kind,
Was noch von dir hienieden übrig blieb!

„Der du geerbt mehr, als die Erde beut:
Ruh' ohne Leidenschaft und ew'ges Schweigen!
Ob Todte finden, o, nicht Schlaf, doch Rast,
Und schmerz- und klaglos sind, wie sie uns scheinen;
Ob sie fortleben, ob ins tiefe Meer
Der Liebe sinken: — o daß meine Grabschrift,
Gleich deiner, „Frieden" lautete!" Dies war
Die einz'ge Klage, die sie je gesprochen.

---

## Hymne an die geistige Schönheit.

Der Schatten einer unsichtbaren Macht
Umwaltet hehr uns, ob kein Aug' ihn sieht;
So rasch entgleitend, wie der West entflieht,
Der Blum' auf Blume seinen Gruß gebracht.
Wie Mondlicht flimmernd glänzt durch eines Tannichts Nacht,
Fällt er mit unbeständ'gem Licht
Auf Menschenherz und Angesicht;
Wie Abendroth und stilles Abendlied,
Wie sterndurchblitzter Wolkenflaum,
Verklungnen Liedes Echotraum,
Wie alles Holde, das uns lieb,
Und lieber noch, weil es Geheimniß blieb. —

O Geist der Schönheit, der mit deinem Strahl
Du Alles heiligst, drauf dein Schimmer fällt,
Wohin entflohst du aus der Menschenwelt?
Weshalb entschwindest du, und lässest fahl
Und öde unser Reich, dies dunkle Thränenthal?
Frag, warum nicht das Sonnenlicht
Sich stets in Regentropfen bricht;
Frag, warum Etwas, das einst war, zerfällt;
Warum Geburt und Tod und Schrecken
Die Erde so mit Graun bedecken;
Warum der Mensch ohn' Unterlaß
So reich an Kleinmuth, Hoffnung, Lieb' und Haß?

Kein Mund aus höhrer Welt, der, uns zu geben
Die Antwort solchen Fragen je verheißt!
So sind die Namen „Himmel", „Dämon", „Geist"
Denkmale nur von unsrem eitlen Streben;
Beschwörungsworte, die den Schleier nimmer heben,
Und Alles, was wir hören, sehn,
In Nacht und Zweifel lassen stehn.

Dein Licht nur, wie die Klänge, die entreißt
Der Nachtwind den verstummten Saiten,
Wie Nebel, die das Feld durchgleiten,
Wie Mondlicht auf der Wellen Saum,
Giebt Reiz und Wirklichkeit des Lebens Traum.

Selbstachtung, Lieb' und Hoffnung gehn und kommen,
Wie Wolken, unstät schweifend immerdar.
Unsterblich wär' der Mensch, allmächtig gar,
Wenn du, von hehrer Wunderpracht entglommen,
Für ewig deinen Sitz in seiner Brust genommen.
Du Bote jener heil'gen Gluthen,
Die Liebender Gefühl durchfluthen;
Du, der seit je dem Geiste Nahrung war,
Wie sich am Dunkel nährt das Licht;
Entfliehe wie dein Schatten nicht,
Daß nicht das Grab sei, wie das Leid
Und Leben, eine finstre Wirklichkeit!

Als ich ein Kind war, wollt' ich Geister sehn,
Durchforschend ängstlich Keller und Ruinen,
Und Wälder, die vom Sternenlicht beschienen —
Kein Todter wollte, ach! mir Rede stehn.
Die Popanznamen rief ich an mit heißem Flehn:
Nicht Einer kam und brach den Bann!
Doch als ich brütend übersann
Des Lebens Loos mit wehmuthernsten Mienen,
Im Lenz, wo Alles, was da lebt,
In Liedern und in Blüthen webt,
Umfing dein Schatten plötzlich mich —
Die Hände faltend, jauchzt' ich brünstiglich!

Ich schwor, für ewig meine Kraft zu weihn,
Dir und dem Deinen — Hielt ich nicht den Schwur?
Ruf' ich doch jetzt pochenden Herzens nur
Viel' Traumgebilde aus des Busens Schrein,

Darin sie schliefen, auf; sie haben still und rein,
Von Eifer oder Lieb' entfacht,
Die neidische Nacht mit mir durchwacht;
Denn nie erglänzte mir der Freude Spur,
Als in der Hoffnung, daß der Welt
Durch dich einst jede Kette fällt,
Daß du, o hehre Lieblichkeit,
Uns spendest, was kein Gott zu künden leiht.

Der Tag wird ernster, klarer, wenn der Brand
Des Mittags schied; ein sel'ger Friede ruht
Im Herbst, ein Glanz in seiner Lüfte Fluth,
Wie ihn der Sommer nimmermehr gekannt,
Als sei aus dessen Reich er allezeit verbannt.
O, möge so dein machtvoll Weben,
Das schon verschönt mein Jugendleben,
Auch fürder schenken seines Friedens Gut
Mir, der in Andacht dich verehrt,
Und jede Form, die du verklärt,
O holder Geist, der mich getrieben
Zu fürchten dich, und alle Welt zu lieben!

---

## Die Todten.

Sie sterben — und die Todten kehren nimmer!
Der Schmerz, sie zählend, sitzt an offner Gruft,
Ein Jüngling-Greis, getrübt des Auges Schimmer; —
Weß sind die Namen, die er klagend ruft?
Die Namen sind's der heimgegangnen Lieben;
Todt sind sie all', nur ihre Namen blieben.
Dies trauervolle Bild der Pein,
Die Gräber, bleiben dir allein.

O Schmerz, mein liebster Freund, nicht länger weine!
Du willst nicht Trost — ach, wundern kann's mich nicht!

Denn hier mit ihnen hast dem Abendscheine
Du zugeschaut, und Alles war so licht
Und friedlich still wie jetzt, doch schnell entwichen —
Nun ist dein Hoffen todt, dein Haar erblichen;
Dies trauervolle Bild der Pein,
Die Gräber, bleiben dir allein.

---

## Osymandias.

Ein Wandrer kam aus einem alten Land,
Und sprach: Ein riesig Trümmerbild von Stein
Steht in der Wüste, rumpflos Bein an Bein,
Das Haupt daneben, halb verdeckt vom Sand.

Der Züge Trotz belehrt uns: wohl verstand
Der Bildner, jenes eitlen Hohnes Schein
Zu lesen, der in todten Stoff hinein
Geprägt den Stempel seiner ehrnen Hand.

Und auf dem Sockel steht die Schrift: „Mein Name
Ist Osymandias, aller Kön'ge König: —
Seht meine Werke, Mächt'ge, und erbebt!"

Nichts weiter blieb. Ein Bild von düstrem Grame,
Dehnt um die Trümmer endlos, kahl, eintönig
Die Wüste sich, die den Koloß begräbt.

---

## An einen Kritikaster.

Giebt Honig dir der Seidenwurm,
Die Biene Seide dir?
Das Gras ersprießt im Wintersturm
So leicht, wie Haß in mir.

Wer heuchelt, betet oder schmählt,
Gleich dir, den hasse du;
Er mißt, von niedrer Gluth beseelt,
Mit gleichem Maß dir zu.

Ein Knecht des Goldes und der Macht
Sei's, der zum Freund dich kürt;
Eh' wird sein Herz in Lieb' entfacht,
Als meins dein Haß berührt.

Seit je in warmer Liebe schlug
Das Herz mir voll und rein;
Ich hasse deinen Lug und Trug —
Wie sollt' ich Haß dir weihn?

---

## Lied.

Todt ist für immer jene Zeit,
Versunken und begraben!
Wir schaun zurück
Mit stierem Blick
Auf unsrer Hoffnungsträume Glück,
Die in des Lebens finsterm Leid
Wir trüb bestattet haben.

Der Liebe Strom entrauschte weit —
Wir schaun ihm nach vergebens!
Doch einsam hier
Noch stehen wir,
Denkmälern gleich entschwundner Zeit,
Die rasch entglitt mit Lust und Leid
Im Frührothschein des Lebens.

---

# Stanzen,

## in einer trüben Stunde bei Neapel geschrieben.

Die Sonn' ist warm und still die See,
Mit Lächeln blickt der Himmel drein,
Der Inseln Blau, der Berge Schnee
Umkränzt der goldne Abendschein.
Der Hauch des Aethers, klar und rein,
Umspielt sein träumend Rosenkind;
In wunderbaren Melodein
Erklingen Vogel, Meer und Wind —
Der Lärm der Stadt sogar ist hier gedämpft und lind.

In nie betretner Tiefe schau'
Ich Moos und Flechten ausgespannt;
Wie Sternenfluth der Wellen Blau
Hinplätschert leis zum Uferrand.
Ich sitz' allein am Meeressand;
Der Fluth entblitzt wie leuchtend Erz
Ein Funkeln, und im Abendbrand
Entsteigt ein Klingen uferwärts —
Wie süß, erbebte nur wie meins ein einzig Herz!

Weh mir! ich hab' nicht Glück noch Ruh',
Noch Frieden in des Herzens Nacht,
Noch fiel mir jener Reichthum zu,
Den Weisheit bringen und Bedacht,
Gekrönt mit innrer Glorie Pracht.
Nicht Ruhm noch Macht, nicht Lieb' und Heil —
Ach, Andern hat das All' gelacht;
Sie sprachen jedem Tag: „Verweil!" —
Mir ward des Lebens Kelch in anderm Maaß zu Theil.

Doch hier ist selbst Verzweiflung lind,
Wie Abendrauschen, Meer und Fluß;
Fortweinen wie ein müdes Kind
Möcht' ich dies Leben voll Verdruß,

Das ich ertrug und tragen muß,
Bis mir der Tod den Schlummer bringt,
Und in der Lüfte warmem Guß
Mein Geist ins weite All verklingt,
Und meinem Ohr das Meer sein letztes Murmeln singt.

Wohl hör' ich zürnen, ich sei kalt,
Daß ich gestört in dunklem Sinn
Mit einem Herzen, trüb und alt,
Auch dieser Stunde Hochgewinn.
Zürnt immer! denn von Menschen bin
Ich nicht geliebt und doch beklagt,
Ungleich dem Tag, der, wenn dahin
Sein Glanz, der prächtig uns getagt,
Voll Licht und Freude ganz noch im Gedächtniß ragt.

---

## Sonett.

Erheb den bunten Schleier nicht, den „Leben"
Die Menschen heißen! — Ob auch wesenlos
Die Bilder sind, die drauf vorüberschweben,
Nachäffend flüchtig unsre Träume bloß:
Hoffnung und Furcht, dahinter lauernd, weben
Stets ihre Schatten ob des Abgrunds Schooß.

Ich kannte Einen, der ihn hob. — So gern
Wünscht' er zu lieben Alles immerdar;
Doch dessen werth nicht war der Dinge Kern,
Es däucht' ihn rings die Welt des Reizes baar.
Hinschritt er durch achtlosen Pöbels Schaar,
Glanz unter Schatten, wie ein heller Stern
Auf finstrer Erd'; ein Geist, dem heilig war
Die Wahrheit, — doch sie blieb ihm ewig fern.

---

# An Englands Männer.

1819.

Männer Englands! was bestellt
Euren Zwingherrn ihr das Feld?
Warum webet eure Hand
Der Tyrannen Prachtgewand?

Warum gebt der Drohnenbrut,
Die von eurem Schweiß und Blut
Frech sich nährt, ihr immer noch
Speis' und Trank, und frohnt im Joch?

Bienen Englands! warum schafft
Ihr zur eignen Schmach und Haft
Waffen, Ketten immerdar
Für die feige Drohnenschaar?

Habt ihr Obdach, Nahrung, Ruh'?
Winkt euch Glück und Liebe zu?
Sagt, um welchen Hochgewinn
Gebt ihr Schweiß und Blut dahin?

Ihr sä't das Korn für Andre nur,
Durchwühlt für sie nach Gold die Flur,
Für Andre wirkt ihr das Gewand,
Und euer Schwert trägt andre Hand.

Sä't Korn — doch für den Zwingherrn nicht!
Schürft Gold — doch nicht dem faulen Wicht!
Webt Kleider — nicht dem Schelm zu Nutz!
Schweißt Waffen — selber euch zum Schutz!

In Kellern, Höhlen suchet Rast —
Ihr baut für Andre den Palast!
Was flucht ihr eurer Noth? Euch trifft
Ja nur der Stahl, den selbst ihr schlifft!

Mit Webstuhl, Spaten, Hack' und Pflug
Webt euch selbst das Leichentuch,
Grabt eure Gruft, thürmt auf den Stein —
England wird das Grab euch sein.

---

## Ode an die Freiheitskämpfer.

Auf! auf! auf!
Blut dampft von der Erde, die Brot euch versagt.
Um die Todten, die sanken zuhauf,
Sei aus strömenden Wunden ein Grablied geklagt.
Keine andere Trauer sei ihnen gebracht!
Sohn, Bruder und Gattin sind niedergemacht;
Wer sagt, daß sie fielen in ehrlicher Schlacht?

Erwacht! erwacht! erwacht!
Seit je befeinden Tyrann sich und Knecht.
Werft nieder die Ketten mit Macht
In den Staub, daß den Tod ihr der Brüder rächt!
Im Grabe wird regen sich ihr Gebein,
Wenn die Stimmen der Lieben im blutigen Schein
Des heiligen Kampfes um Rache schrein.

Hoch laßt das Banner wehn,
Wenn die Freiheit ladet zu Sieg und Tod,
Ob als Sklaven auch um sie stehn
Hunger und Elend und seufzende Noth.
Und ihr, die geschaart um ihr herrlich Gefährt,
Zückt nicht zuerst das mordende Schwert,
Doch die Mutter zu schützen, seid mannlich bewehrt!

Heil, Heil, Heil
Denen, die litten und Großes vollbracht!
Keinem wurde zu Theil
Größerer Ruhm, als der euch umlacht.

Den Feind nur haben Erobrer bekriegt,
Dessen Stolz nun gebändigt zu Boden liegt: —
Ihr habt, siegreicher, euch selbst besiegt.

Kränzt, kränzt eure Stirn
Mit Veilchen, Epheu und Tannengrün;
Bedeckt das blutige Hirn
Mit Farben, wie göttlich im Lenz sie glühn:
Grüne Kraft, blaue Hoffnung und Ewigkeit,
Doch Vergißmeinnichtblümchen verbannet weit,
Bewahrt das Gedenken an euer Leid!

---

## England im Jahr 1819.

Ein König, alt, toll, blind, dem Tod verfallen; —
Prinzen, die Hefen ihres trägen Stamms,
Verhöhnt als kothiger Abhub kothigen Schlamms; —
Regierer, fühllos, taub den Klagen allen,

Blutegeln gleich ihr Mordwerk (Gott verdamm's!)
Verrichtend, bis sie blutsatt niederfallen; —
Ein darbend Volk, erwürgt in Hütt' und Hallen; —
Ein Heer, das Mord und Raub im bunten Wams

Zum doppelschneid'gen Schwert für Alle macht,
Für die das Recht ein feiler, blut'ger Trug; —
Ein Glaube, gottlos, ein versiegelt Buch; —
Ein Volksrath, schlechter als er je erdacht:

Sind Gräber, draus ein glanzvoll Trugbild mag
Erstehn, ein Licht für unsern Sturmestag.

---

## An meinen Sohn*).

Die Wogen schäumen und tosen am Strand,
Schwach ist und klein der Kahn,
Schwarz grollt das Meer, und am Himmelsrand
Schon dunkelt des Sturmes Nahn.
O komm mit mir, geliebter Sohn,
Komm mit mir! ob die Wellen drohn
Und die Winde heulen, wir müssen an Bord,
Sonst reißen die Schergen der Macht dich fort!

Sie raubten dir Bruder und Schwesterlein,
Und ihr Herz entfremden sie dir;
Ihres Lächelns Reiz, ihrer Thränen Schein,
Der heil'gen, verlöschten sie mir.
Ein todter Glaube, ein Schmachgesetz
Warf um ihr jugendlich Haupt sein Netz,
Und fluchen werden sie mir und dir,
Weil freie Menschen und furchtlos wir.

So komm mit mir, geliebtes Kind!
An deiner Mutter Brust
Schläft noch, gewiegt im Schlummer lind,
Ein zweites unbewußt.
Das lacht dich an so süß und lieb,
Und freut sich dessen, was uns blieb,
Und wird auf ferner Lande Rain
Dein liebster Spielgenosse sein.

---

*) Shelley schrieb dies Gedicht im Jahre 1819, als der Lordkanzler von England dem Dichter seine beiden Kinder aus erster Ehe unter dem Vorwande vorenthielt, daß er als „Atheist" nicht im Stande sei, dieselben moralisch zu erziehen. Shelley fürchtete damals, daß man ihm auch seinen jüngsten Sohn, William, entreißen werde, der übrigens bald darauf in Rom starb.

Nicht ewig herrscht der Tyrannen Wort
Und der Priester schmählich Gebot.
Sie stehn an des wüthenden Stromes Bord,
Und besudeln sein Wasser mit Tod.
Aus tausend Thälern ihm Zufluß quillt,
Rings um sie schäumt er und tobt und schwillt,
Und Schwert und Scepter entfluthen weit,
Zerknickt, auf den Wogen der Ewigkeit.

Still! weine nicht, du theures Kind!
Du fürchtest den schaukelnden Kahn,
Und den kalten Schaum und den pfeifenden Wind?
Wir wollen dich schützend umfahn.
Deine Mutter und ich, wir kennen die Macht
Des Sturmes wohl, der dich zittern macht,
Mit all' seiner schaurigen Gräber Hut,
Die so schaurig nicht, wie der Schergen Wuth,
Die dich forthetzt über die schirmende Fluth.

Gedenken wirst du an diesen Tag
Wie an Träume von altem Weh;
Bald wird uns umrauschen der Wellenschlag
Der blauen italischen See;
Oder Hellas umfängt uns, die Mutter der Frein,
Und ich will Lehrer und Freund dir sein,
Daß du rufen lernst ihre Helden all'
In ihrer eigenen Sprache Schall,
Und, ganz von hellenischem Geist durchloht,
Dort fordern mögest in Noth und Tod
Dein Heimatsrecht als Patriot.

---

## Ode an den Westwind.

1.

O wilder Westwind, du des Herbstes Lied,
Vor dessen unsichtbarem Hauch das Blatt,
Dem Schemen gleich, der vor dem Zaubrer flieht,

Fahl, pestergriffen, hektisch roth und matt,
Ein todtes Laub, zur Erde fällt! O du,
Der zu der winterlichen Ruhestatt

Die Saaten führt — die Scholle deckt sie zu,
Da liegen sie wie Leichen starr und kalt,
Bis deine Frühlingsschwester aus der Ruh'

Die träumenden Gefilde weckt, und bald
Die auferstandnen Keim' in Blüthen sich
Verwandeln, denen süßer Duft entwallt: —

Allgegenwärt'ger Geist, ich rufe dich,
Zerstörer und Erhalter, höre mich!

2.

Du, dessen Strömung bei des Wetters Groll
Die Wolken von des Himmels Luftgezweig
(Engel von Blitz und Regen sind es) toll

Wie sinkend Laub zur Erde schüttelt: — gleich
Dem schwarzen Haare, das man flattern sieht
Um ein Mänadenhaupt, ist wild und reich,

Vom Saum des Horizonts bis zum Zenith
Auf deinem Azurfeld die Lockenpracht
Des nahnden Sturms verstreut! Du Klagelied

Des sterbenden Jahres, welchem diese Nacht
Als Kuppel eines weiten Grabes sich
Gewölbt mit all der aufgethürmten Macht

Von Dampf und Dunst, die bald sich prächtiglich
Als Regen, Blitz entladen: — höre mich!

3.

Du, der geweckt aus seinem Sommertraum
Das blaue Mittelmeer, das schlummernd lag,
Gewiegt an einer Bimsstein-Insel Schaum

In Bajä's Bucht von sanftem Wellenschlag,
Und tief im Schlaf die Wunderstadt gesehn,
Erglänzend in der Fluth kristallnem Tag,

Wo blaues Moos und helle Blumen stehn,
So schön, wie nimmer sie ein Dichter schuf!
Du, dem im Zorne selbst entfesselt gehn

Des Weltmeers Wogen, wenn sie trat dein Huf,
Indeß der schlammige Wald, der saftlos sich
Das Blatt am Grunde fristet, deinen Ruf

Vernahm, daß falb sein grünes Haar erblich
Und er sich bebend neigte: — höre mich!

4.

Wär' ich ein todtes Blatt, von dir entführt,
Wär' eine Wolke, ziehnd auf deiner Spur,
Wär' eine Welle, die den Odem spürt

Von deiner Kraft, und selbst sie theilte, nur
So frei nicht, Stürmender, wie du! Ja, schritt'
Ich noch, ein Knabe, auf der Kindheit Flur,

Begleiter dir auf deinem Wolkenritt,
Als deinen Flug zu überholen, mir
So leicht erschien: — dann klagt' ich, was ich litt,

So bitter flehend nicht wie heute dir.
O nimm mich auf, als Blatt, als Welle bloß!
Ich fall' auf Schwerter — ich verblute hier!

Zu Tode wund sinkt in des Unmuths Schooß
Ein Geist wie du, stolz, wild und fessellos.

5.

Laß gleich dem Wald mich deine Harfe sein,
Ob auch wie seins mein Blatt zur Erde fällt!
Der Hauch von deinen mächt'gen Melodein

Macht, daß ein Herbstton beiden tief entschwellt,
Süß, ob in Trauer. Sei du, stolzer Geist,
Mein Geist! Sei ich, du stürmevoller Held!

Gleich welkem Laub, das neuen Lenz verheißt,
Weh meine Grabgedanken durch das All,
Und bei dem Liede, das mich aufwärts reißt,

Streu, wie vom Herde glühnder Funkenfall
Und Asche stiebt, mein Wort ins Land hinein!
Dem Erdkreis sei durch meiner Stimme Schall

Der Prophezeiung Horn! O Wind, stimm ein:
Wenn Winter naht, kann fern der Frühling sein?

---

## Philosophie der Liebe.

Quelle eint sich mit dem Strome,
Daß der Strom ins Meer vertauche;
Wind und Wind am blauen Dome
Mischen sich mit sanftem Hauche.
Nichts auf weiter Welt ist einsam,
Jedes folgt und weiht sich hier
Einem Andern allgemeinsam —
Warum denn nicht wir?

Sieh den Berg gen Himmel streben,
Well' in Welle sich zerfließen;
Keiner Blume wird vergeben,
Wollte sie den Kelch verschließen.

Und der Himmel küßt die Erd',
Und das Mondenlicht den Fluß —
Was sind all' die Küsse werth,
Weigerst du den Kuß?

---

## Ode an die Lerche.

Heil dir, Geist der Lieder!
Vogel bist du nicht,
Der vom Himmel nieder
Aus dem Herzen schlicht
Mit ungelernter Kunst in muntern Weisen spricht.

Feuerwolken gleich,
Hoch und höher schwingest
In der Lüfte Reich
Du dich auf, und klingest,
Und singend steigst du stets, wie steigend stets du singest.

In der Abendsonne
Goldner Strahlenpracht
Schwebst du voller Wonne
Hin und wieder sacht,
Gleich körperloser Lust, die lind das Herz entfacht.

In die Purpurwellen
Tauchst du sanft hinein; —
Gleich dem Stern beim hellen,
Klaren Tagesschein,
Sieht man dich nicht, doch hör' ich deine Melodein.

Wie der Silbersterne
Strahlenschimmer sprüht,
Dessen Licht, das ferne,
Morgens schnell verglüht,
Und doch fortleuchtet, ob der Blick es kaum mehr sieht.

Deiner Lieder Reigen
Erd' und Luft durchschwillt,
Wie in nächt'gem Schweigen
Einer Wolke mild
Des Mondes Licht, das rings den Himmel hellt, entquillt.

Aehnlich dir an Segen
Nichts die Welt umschließt.
Nie so goldner Regen
Bunter Wolk' entfließt,
Wie deiner Lieder Fluth harmonisch sich ergießt.

Wie ein Dichter, singend,
Was sein Herz empfand,
Jede Brust bezwingend,
Bis die Welt entbrannt
In Furcht und Hoffnung, die sie früher nicht gekannt;

Wie auf stolzer Zinne
Eine Edelmaid,
Die von süßer Minne
Singt bei nächt'ger Zeit
In holdem Liebessang, berauscht von Lust und Leid;

Wie im abendfeuchten
Thal des Glühwurms Licht,
Deß ätherisch Leuchten
Durch die Gräser bricht,
Doch siehst das Thierchen du vor Blüth' und Blättern nicht;

Wie die Ros' in Lüften
Wiegt ihr Blumenhaupt,
Bis der West in Düften
Ihr den Kelch zerklaubt,
Daß trunken wird der Dieb, der ihr den Honig raubt.

Frühlingsregens Fließen
Auf dem grünen Hang,
Thaufall auf den Wiesen,
Nichts die Welt entlang,
Das frisch und fröhlich ist, gleicht deinem hellen Sang.

Dein Empfinden lehr uns,
Vogel oder Geist!
Nie ein Lied so hehr uns
Wein und Liebe preist,
Wie deins im Götterrausch die Seele aufwärts reißt.

Bräutliche Gesänge,
Siegesliederklang
Sind nur hohle Klänge
Gegen deinen Sang —
Ein fehlend Etwas spürt der Geist in ihnen bang.

Ach, was mag die Quelle
Deiner Lieder sein?
Anger, Berg und Welle?
Wolkenflucht und Hain?
Der Liebesinbrunst Macht? Unkenntniß aller Pein?

Nie verzehrt Ermatten
Deine frohe Brust,
Dumpfen Ekels Schatten
Trübt dir nie die Lust;
Du liebst, doch ist dir nie der Liebe Leid bewußt.

Dir in Schlaf und Wachen
Muß des Todes Welt
Lichterfüllter lachen,
Als sie uns sich hellt —
Wie tönte sonst dein Lied so rein vom Himmelszelt?

Uns zerquält das Morgen
Oder Gestern heut,
Uns wird, ach! durch Sorgen
Jede Lust entweiht,
Und unser schönstes Lied, es spricht von tiefstem Leid.

Doch wenn fremd uns wären
Furcht und Stolz und Haß;
Würde nie von Zähren
Uns das Auge naß,
So ließ' uns deine Lust wohl kalt ohn' Unterlaß.

Besser als geschraubter
Melodien Brunst,
Besser als verstaubter
Bücher Weisheitsdunst,
Du Erdverächter, wär' dem Dichter deine Kunst.

Halb nur deine Lust
Wolle mit mir tauschen: —
Dann aus meiner Brust
Sollt' ein Lied entrauschen,
Dem würde, wie ich dir gelauscht, die Erde lauschen.

---

## Die Frage.

Mir träumt', als ich gewandelt über Feld,
Der Winter plötzlich sei zum Lenz geworden;
Von süßen Düften war mein Pfad umschwellt,
Dem Zephyr wich der rauhe Sturm aus Norden,
Und murmelnd klang vom nahen Haingezelt
Des Baches Lied, der zwischen Rasenborden
Dahinfloß, deren Küsse seinen Saum
Im Fliehn nur streiften, wie dein Kuß mich streift im Traum.

Dort waren Veilchen, Winden bunt erblüht,
Maaßliebchen auch, der Erde Blumensterne,
Die Sonnenblume, welche nie verglüht,
Blauglöckchen, das den Wandrer grüßt von ferne,
Die Primel, welche sanften Duft versprüht,
Und jene schlanke Blume, die so gerne
Der Mutter Antlitz netzt mit Himmelsthau,
Wenn sie der Wind umflüstert auf der Au.

Des Weißdorns Blüthen, bleich wie Mondenschein,
Und Hageröschen wuchsen an den Wegen;
Kirschblüthen, weiße Kelche, deren Wein
Der helle Thau, der Morgenfrühe Segen;
Und dunkler Epheu mühte sich im Hain,
Von Baum zu Baum sein Netzgerank zu legen;
Und Blumen, blau und golden, standen da,
Wie nie so schön ein wachend Aug' sie sah.

Und nah dem Bachesrande quollen vor
Schwertliljen, purpurroth mit weißen Flecken;
Sternblumen wiegten träumend sich im Rohr,
Nymphäen sah ich breit ihr Blatt erstrecken,
Die hellen Blumen glänzten bleich empor
Wie Mondlicht zu den dunklen Eichenhecken;
Und an des Schilfes saftig grünem Blatt
Erquickte sich das Aug', vom Glanze matt.

Mir war's, als ob ich einen Strauß gewunden
Aus dieses Traumes Blüthen, solcherweis,
Daß, wie die Farben ich im Wald gefunden,
Vereint und sich bekämpfend, auch zum Kreis
In meiner Hand die Kinder flücht'ger Stunden
Sich einten, — und dann, froh und liebeheiß,
Eilt' ich zum Orte wieder hin, von dem
Ich kam, sie dort zu spenden — aber wem?

---

## Der Tod.

Der Tod ist hier, der Tod ist dort,
Der Tod regiert an jedem Ort;
Drunten, droben, ringsum droht
Grimm der Tod — auch wir sind Tod.

Sein Siegel hat der Tod geprägt
Auf Alles, was in uns sich regt,
Auf unser Wissen, unser Graun,
. . . . . . . . . . . .

Erst stirbt unsre Freude, — dann
Die Hoffnung, dann die Furcht, — und wann
Diese todt, wird, Staub zum Staub,
Unser Leib dem Grab zum Raub.

Was in Liebe wir umfassen,
Alles muß, gleich uns, erblassen;
Selbst die Liebe würde sterben,
Sähn wir Jenes nicht verderben.

---

## Freiheit.

Die feurigen Berge donnern sich zu,
Es hallt ihr Krachen von Zone zu Zone;
Die Meere stürmen sich auf aus der Ruh',
Und es bebt des Nordpols eisige Krone,
Wenn erschallt des Typhons Trombone.

Einer einzigen Wolke der Blitz entwettert,
Der tausend Inseln in Gluth entfacht;
Die Erde bebt — eine Stadt ist zerschmettert,
Und hundert beben und wanken; es kracht
Der Erde tiefunterster Schacht.

Doch heller dein Blick, als des Blitzes Schein,
Und wie du, so dröhnet die Erde nimmer;
Des Meeres Getos, der Vulkane Spein
Uebertönst, überstrahlst du; der Sonne Schimmer
Ist vor dir wie Irrlichtsgeflimmer.

Von Berg und Woge und jagender Wolke
Glänzt die Sonne durch Nebel und dunstigen Flor;
Von Seele zu Seele, von Volke zu Volke,
Von Stadt zu Dorf schwingt dein Tag sich empor —
Wie Schatten der Nacht fliehn Sklav und Tyrann,
Wenn dein Licht zu leuchten begann.

---

## Eine Allegorie.

Ein Thor von schattenhaftem Diamant,
Durch das wir Alle wandeln, hoch und weit,
Ist an des Lebens Heerweg ausgespannt;
Ringsum ertost ein endlos wilder Streit
Von Schatten, gleich den Wolken, die gebannt
Ob eines Berges Schlucht gespenstig schweben,
Deß Zinken hoch sich in die Wolken heben.

Und Mancher sorglos durch die Pforte schreitet,
Nicht wissend, daß ein schattenhaftes Loos
Den Wandrer zu den Todten selbst begleitet,
Die seiner harren in des Grabes Schooß;
Doch Andere, von Wißbegier geleitet,
Verweilen forschend — Wen'ge sind es bloß, —
Und sie erfahren wenig mehr, als nur
Daß Schatten ewig nachgehn ihrer Spur.

---

## Die Wanderer der Welt.

Sag mir, Stern, deß helle Pracht
Sich im Feuerflug entfacht,
Welche Höhle du der Nacht
Wählst zur Ruhestelle?

Sag mir, Mond, der bleich und grau
Pilgert durch das ew'ge Blau,
Wo ist in der Himmelsau
Deine Heimatszelle?

Müder Wind, der ohne Rast
Flieht, der Welt verstoßner Gast:
Ob du wohl ein Nestchen hast
Noch auf Baum und Welle?

---

## Sonett.

Ihr eilt zum Grab! Was sucht in seiner Nacht
Ihr, ruhlose Gedanken, eitle Fragen
Des Hirns, die dieser Erde Stempel tragen?
Du stürmisch Herz, so sehnsuchtsvoll entfacht,

Zu haschen Alles, was du schön erdacht!
Neugier'ger Geist, der Kunde möcht' erjagen,
Woher du kamst, wohin du wirst verschlagen,
Und Antwort heischt, die Keiner je gebracht!

Wohin doch eilt ihr, daß mit solcher Schnelle
Des Lebens grüne Pfade ihr durchstreift,
Um vor dem Glück und Leid, die euch umwerben,

Zuflucht zu suchen in des Todes Zelle?
O Herz und Geist, die ihr so irre schweift,
Was hofft ihr drunten in der Gruft zu erben?

---

# Epipsychidion.

Der edlen und unglücklichen Dame

## Emilia V—,

jetzt im Kloster ** eingekerkert.

---

„L'anima amante si slancia furio del creato, e si crea nell infinito un Monde tutto ser essa, diverso assai da questo oscuro e pauroso baratro."

Ihre eigenen Worte.

Mein Lied, ich fürchte, Wen'ge wirst du finden
— Denn in die Tiefe lenkst du deinen Blick, —
Die recht das Wesen deines Sinns ergründen;
Und brächte dich des Zufalls Mißgeschick
(Wie's wohl der Zufall fügt) in Niedrer Mitte,
Die nimmer ahnen, was du kündest: bitte,
So tröste Sie, die, ach, mein letztes Glück!
Sag ihnen, daß sie, stumpf, dich nicht verstehn,
Und heiße sie bekennen, daß du schön.

---

### Vorbemerkung Shelley's.

Der Dichter nachstehender Verse starb zu Florenz, als er im Begriff stand, nach einer der wildesten der sporadischen Inseln zu reisen, die er gekauft und wo er sich eine alte Ruine eingerichtet hatte, um dort einen Lebensplan zu verwirklichen, der vielleicht für jene glücklichere und bessere Welt, deren Bewohner er jetzt ist, passen mag, schwerlich aber in dieser Welt ausführbar wäre. Sein Leben war eigenthümlich, — minder wegen der romantischen Wechselfälle, die es charakterisirten, als wegen der idealen Färbung,

die es von seiner Denk- und Gefühlsweise empfing. Das vorliegende Gedicht wird, wie Dante's „Vita nuova", einer gewissen Klasse von Lesern auch ohne eine trockene Darlegung der Verhältnisse, auf welche es anspielt, hinreichend verständlich sein; und eine andere Klasse wird es niemals verstehen können, weil ihr ein sympathischer Sinn für das Verständniß der Ideen, von denen es handelt, abgeht. Freilich, gran vergogna sarebbe a colui, che rimasse cosa sotto veste di figura, o di colore retorico: e domandato non sapesse denudare le sue parole da cotal veste, in guisa che avessero verace intendimento.

Das vorliegende Gedicht scheint von seinem Verfasser zur Dedikation eines längeren bestimmt gewesen zu sein. Obenstehendes Motto ist eine fast wörtliche Uebersetzung aus Dante's berühmter Kanzone: „Voi ch'intendendo, il terzo ciel movete", &c. Die anmaßliche Anwendung der Schlußzeilen auf seine eigene Dichtung wird ein Lächeln auf Kosten meines unglücklichen Freundes erregen — möge es kein Lächeln der Verachtung, sondern des Mitleids sein!

---

## Epipsychidion.

Du Schwestergeist von dem verwaisten Geist,
Deß Name Thränen deinem Aug' entreißt,
In meines Herzens Tempel weih' ich dir
Die welken Kränze der Erinnrung hier.

Gefangner Vogel, der so holde Klänge
Aushaucht, daß sich der rauhen Herzen Strenge,
Die dich umgarnten, müßt' in Milde kehren,
Wenn sie nicht taub für jeden Wohllaut wären:
Dies Lied sei deine Rose! Ist ihr Blatt,
Geliebte Nachtigall, auch fahl und matt:
Doch ist der welken nicht ihr Duft entschwunden,
Auch blieb kein Dorn, die Brust dir zu verwunden.

Hochfliegend Herz, das, immerdar bewegt,
Umsonst an seines Kerkers Gitter schlägt,
Bis daß geknickt des Geistes lichte Schwingen,
Die himmelan gestrebt in kühnem Ringen;
Und bis das Blut, aus wunder Brust entflossen,
Auf sein unmütterliches Nest ergossen: —
Vergebens wein' ich; freud'ger gäb' ich hin
Um dich mein Herzblut, wär' dir's zum Gewinn.

Seraph des Himmels, überirdisch mild,
Ach, unter deiner Frauenschönheit Bild
Birgst Alles du, was herrlich und geweiht
An Liebe, Licht und an Unsterblichkeit!
Du süßer Segen für den ew'gen Fluch!
Du Licht, das Glanz ins dunkle Weltall trug!
Mond im Gewölk! Im finstern Todtenhaus
Ein lebend Wesen! Stern im Sturmgebraus!
Du Wunder, und du Schönheit, und du Grauen!
Du Harmonie der Welt! In dir beschauen,
Hehr strahlend, wie vom Sonnenglanz erhellt,
Sich alle Ding', auf die dein Auge fällt!
Blitzgleich in ungewohntem Lichte funkelt
Dies trübe Lied selbst, das dich jetzt umdunkelt;
O, rein'ge du dies Klagwort meiner Seele
Von seinen Schlacken, seinem Erdenfehle,
Mit jenen Zähren, die wie heil'ger Thau
Entströmen deiner Augen sanftem Blau,
Weine, bis Leid sich wandelt in Entzücken —
Dann lächle drauf, dem Tod es zu entrücken!

Nie glaubte ich, vor meinem Tod so schön
Der Jugendträume Wirklichkeit zu sehn!
Ich liebe dich, Emilie, ob die Welt
Mit ihrem Hohn auch diese Lieb' umgellt.
O wären wir ein Zwillingspaar geboren!
O wär' der Name, den mein Herz erkoren

Für eine Andre, dir und ihr ein Band,
Das schwesterlich zwei Seelen hell umwand!
Doch wär' der eine recht, der andre wahr:
Die theuren Namen sprächen nimmer klar,
Wie rettungslos ich dein bin. Wehe mir!
Ich bin nicht dein — ich bin ein Theil von dir.

Du holde Leuchte! wie dem Schmetterlinge,
Versengtest meiner Muse du die Schwinge,
Sonst würde junge Liebe wie ein Schwan,
Der singend hinwallt seine Todesbahn,
Verkünden Alles, was du bist, dem Buch
Der grauen Zeit. Bist du nicht frei von Trug?
Ein lieblich Bild, bestimmt für höchste Wonnen?
Geheimen und verschlossnen Glückes Bronnen,
Vor dessen heitrem Licht und Wohllaut fern
Mißklang und Finsterniß entfliehn? Ein Stern,
Der einzig fest am Himmelsbogen ruht?
Ein Lächeln unter finstrer Stirnen Wuth?
Ein sanfter Ton inmitten rauher Stimmen?
Ein liebes Licht, das auf dem Meer, dem grimmen,
Den Schiffer lenkt? Ein einsames Asyl?
Ein Jubelrausch der Lust? Ein Saitenspiel,
Das Die, so Liebe es gelehrt, bewegen,
Das tiefste Leid, das sie im Herzen hegen,
In Schlaf zu lullen? Ein vergrabner Hort?
Ein Nest von Freuden, die an sel'gem Ort
Die Schwingen falten, nie zur Flucht geweckt?
Ein Grab des Leids, mit Veilchen überdeckt?
Ich suche rings ein Bild, das dir entspreche,
Und finde — ach! nur meine eigne Schwäche. —

Sie traf mich auf des Lebens rauhen Wegen,
Und lockte mich dem süßen Tod entgegen;
So führt der Lenz den Winter, Tageshelle
Die Nacht zu Licht und Leben. Die Gazelle,

Die flüchtig schwebt auf höchstem Felsenkranz,
Ist nicht so ätherleicht. Der Strahlenglanz
Von ihrer Göttlichkeit durchblinkt die Hülle
Des Körpers, wie aus thauiger Wolken Fülle,
Die unbewegt am Junihimmel stehn,
Der Mond hervorglänzt unauslöschlich schön.
Wie aus der Hyacinthe, thaugefüllt:
So ihren Lippen süß und weich entquillt
Ein Flüstern, das die Sinne wild berauscht,
Wie Sphärenmelodie, im Traum erlauscht.
In ihrer Augensterne milden Sonnen
Erglänzt das Strahlenspiel von jenen Bronnen,
Die quellen unter ihrer Seele Blitz, —
Zu tief, als daß des Menschengeistes Witz
Mit seinem Senkblei jemals sie ergründet.
Der Schimmer ihres Wesens, dort entzündet,
Erfüllt die todte, leere, kalte Luft
Mit einem warmen, wunderbaren Duft
Von Liebe, Licht, Bewegung, der vereint
Zu seliger Allgegenwart erscheint,
Und dessen Wogen ihr mit sanfter Fluth
Um Wang' und Finger wallen, die das Blut,
Das immerströmende, das dort erbebt,
Durchglüht (gleichwie in schneeiger Wolke webt
Zitternden Lichts der rothe Morgenschimmer),
In stetem Fluthgewog, und endend nimmer,
Bis jenes Schönheitswunder sie verzehrt,
Das rings die Welt erfüllet und verklärt,
So herrlich, daß der Blick es kaum erträgt.
Ein warmer Odem scheint, wenn sie sich regt,
Aus ihrem Kleid und wehnden Haar zu wallen;
Und wenn gelöst die Locken niederfallen,
Entfesselt von den Lüften, weich und lind,
Berauscht sich in dem süßen Hauch der Wind;
Und in die Seele dringt ein wilder Duft,
Den Sinnen fremd, gleichwie die heiße Luft

In der erstarrten Knospe schmilzt den Thau.
Sieh, dorten steht sie, eine hehre Schau!
Ein sterbliches Gebild im Wunderkleid
Von Liebe, Leben, Licht und Göttlichkeit,
Die wechseln kann, doch nicht dem Tod sich gatten;
Ein Bild der lichten Ewigkeit; ein Schatten
Von goldnem Traum, ein Glanz, der steuerlos
Die dritte Sphäre läßt im Himmelsschooß;
Ein Wiederschein vom ew'gen Mond der Liebe,
Der leis bewegt des Lebensmeers Getriebe;
Ein Bild von Jugend, Lenz und Morgenlicht;
Verkörperten Aprilmonds Traumgesicht,
Das, weinend bald und lächelnd bald, hinab
Den Winter lockt, das Frostgeripp, ins Grab.

Ach, wehe mir! Zu welcher Höhe trug
Empor mich des vermessnen Wagens Flug?
Wie steig' ich nieder, und verderbe nicht?
Gleich macht die Liebe Alles, also spricht
Mein trunknes Herz; in Lieb' und Andacht preist
Der Wurm selbst Gott, und eint sich seinem Geist.

Braut! Schwester! Engel! Leitstern dem Geschick,
Das hingeflossen ohne Sternenblick!
Zu spät geliebt, zu früh verehrt von mir!
Anbetend hätte sollen knien vor dir
Mein Geist in der Unsterblichkeit Gefild,
Im Götterhaus vor einem Götterbild;
Oder auf dieser Erde, dir zur Seiten,
Ein Schatten jenes Wesens, dich begleiten;
Doch nicht wie jetzt! Ich liebe dich; doch ruht
Ein Siegel stets auf meines Herzens Fluth,
Sie hell und rein dir haltend ohne Rast,
Da du an diesen T h r ä n e n Freude hast.
Wir aber — sind wir nicht geschaffen, wie?
Als Töne Einer süßen Harmonie,

Zwar ganz nicht gleich, doch Eins bestimmt dem Andern,
Verschieden ohne Mißklang, um zu wandern,
In holdem Wohllaut bebend, durch die Welt,
Wie zitternd Laub im Windhauch rauscht und schwellt?

In mir spricht deine Weisheit, und sie heißt
Mich vor den Klippen, dran manch hoher Geist,
Manch edles Herz gescheitert, nicht zu zagen.
Nie hab' ich mich zum großen Troß geschlagen,
Der lehrt, es solle Jeder Einen Freund,
Ein Liebchen wählen, dem er treu sich eint,
Und all' die Andern, wären noch so rein
Und schön sie, frostigem Vergessen weihn.
Zwar ist's das Machtgebot der heut'gen Sitte,
Der Alltagspfad, auf dem mit müdem Schritte
Die armen Sklaven wandern, die ins Grab
Des Lebens breiten Heerweg gehn hinab,
Und so, geschmiedet fest an Einen Freund,
Der ihnen, ach, vielleicht ein bittrer Feind,
Hinziehn die Bahn, die endlos öde scheint.

Darin ist wahre Lieb' ungleich dem Staub
Und Gold, daß Theilung ihr kein schnöder Raub.
Sie gleichet dem Verstand, der sich erhellt,
Je mehr der Wahrheit ihm ins Auge fällt;
Sie gleichet deinem Licht, o Phantasie,
Das von der Erde und vom Himmel, wie
Aus tiefstem Geist der schönheitstrunknen Dichter,
Als würfen tausend Prismen ihre Lichter,
Ein hehres Glanzmeer ausgießt übers All,
Und mit der Sonnenpfeile Widerprall
Den Lindwurm „Irrthum" tödtet. Eng und klein
Das Herz, das Einem nur mag Liebe weihn,
Das Hirn, in dem nur Ein Gedanke brennt,
Das Leben, das nur Einen Zweck erkennt,

Der Geist, der Eins nur schafft, und wahndurchgraut
Ein Grabmal seiner Ewigkeit erbaut!

Denn also unterscheidet sich der Geist
Von seinem Stoff und Gegenstand zumeist:
Wie Bös von Gut; Unglück von Glück; das Kleine
Und Niedrige vom Hohen; das Gemeine
Und Schwache von des ewigen Lichtes Reine.
Und theilst du Erdenschmutz und Erdenleiden,
So magst du sie, bis sie verschwinden, scheiden;
Doch theilst du Freude, Liebe und Gedanken,
So überragt ein jeder Theil die Schranken
Des Ganzen, und wir wissen nicht, so lang
Noch ungetheilt ein Sehnen bleibt, ein Drang,
Wie Viel der Lust wir könnten noch gewinnen,
Wie vielem Leid wir könnten noch entrinnen.
Dies ist der Wahrheit Bronnen, welcher hell
Dem Weisen fließt als hehrer Hoffnung Quell;
Das ewige Gesetz, an dem sich hält
Der edle Mensch, dem diese Lebenswelt
Ein Garten scheint, verödet und verheert,
Und der sich müht, so lang sein Dasein währt,
Zu pflegen für der Zukunft goldnen Tag
Des Erdenparadieses wüsten Hag. —

Ein Wesen gab's, dem oft in seinen Träumen
Mein Geist begegnete in Aetherräumen,
In meiner Jugendfrühe goldnem Schein,
Auf Feeninseln in besonntem Hain,
Inmitten zaubervoller Bergesreihn,
In Grotten, wo ich schlummernd sanft geruht,
Wie in des Träumemeeres luft'ger Fluth,
Auf dessen Wellen Sie mit leichtem Schritt
Einhergewandelt; — mir vorüber glitt
Ihr Bild an phantasieerschautem Strand,
Gehüllt in also hehres Lichtgewand,

Daß mich's geblendet. In dem Wald, dem düstern,
Rief ihre Stimme aus des Laubes Flüstern,
Und aus den Quellen und den Duftergüssen
Der Blumen mir, die, wie im Schlaf von Küssen
Die Lippe murmelt und den Liebsten ruft,
Von ihr nur hauchten der verliebten Luft;
Und aus der Frühlingswinde lauem Fluß,
Und aus der ziehnden Wolke Regenguß,
Und aus der Sommervögel hellem Sang,
Aus jedem Ton und Schweigen. In dem Klang
Uralter Lieder, hoch erhabner Weisen, —
In Form, Ton, Farbe, — Allem, was den Gleisen
Der morschen Gegenwart, die höhnisch ringt,
Vergangnes zu ersticken, sich entschwingt, —
Und in der besten Weisheit, deren Strahl
Das Menschenleben, diese Höllenqual,
Zu einem Schicksal macht, so hehr und groß
Wie gluthumflammten Martyrthumes Loos,
War aller Wahrheit Einklang ihre Seele. —

Dann schwang ich aus der Jugend Traumeshöhle
Mich auf, und strebte, wie mit Feuerschwingen,
Zum Leitstern meiner Sehnsucht hinzudringen,
Gleich einer trunknen Motte, welche matt
Durchschwirrt die Dämmrung wie ein welkes Blatt,
Wenn sie in Hesper's lichtumstrahltem Schooß,
Als wär' er eine Erdenleuchte bloß,
Sich sucht ein Flammengrab als Todesloos. —
Doch Sie, taub gegen Thränen und Gebet,
Schwand wie ein Gott, deß Lichtthron ein Planet,
Deß Schwingen zehnfach ihn beflügelt hatten,
In unsres Lebens trüben Kegelschatten.
Wie Einer, dem sein Liebstes floh hinab,
Wär' ich gefolgt, und gähnte selbst das Grab
Dazwischen wie ein Meer voll düstrer Schauer;
Da rief es: „O du Herz voll zager Trauer,

Das Traumbild, das du suchst, steht neben dir!"
Ich fragte: „Wo?" Des Weltalls Echo mir
Rückhallte: „Wo!" und tief von Weh durchdrungen
Frug ich der Abendwinde stumme Zungen,
Die an dem Trauerort vorüberstrichen:
„Wohin ist meiner Seele Seel' entwichen?"
Und Zauberworte sprach ich, um zu bannen
Des Menschenschicksals finstere Tyrannen.
Doch konnte nicht Gebet noch Bannspruch lichten
Die Nacht, die sie verschlungen; noch vernichten
Die Welt, die meinem Chaos sich entwand,
In der *sie* als verhüllte Gottheit stand, —
Die Welt, in der *ihr* jede Regung schwoll.
Drum ging ich fort, der Furcht und Hoffnung voll,
Todkrank jedwede sanfte Leidenschaft,
Nur noch genährt von der Erwartung Kraft,
Fort in die Winterwüstenei des Lebens;
Mit seinem Irrthum kämpfend stets vergebens,
Und taumelnd stets vor Müdigkeit und Hast,
Von neuen Formen rings geblendet fast,
Durchirrt' ich forschend jene rauhen Gründe,
Ob dort ich nicht vielleicht ein Wesen finde,
In dem sie meinen Blicken sich entzog.
Und Eine fand ich, die sich niederbog
An einem Quell, umrankt von dunkelblauen
Nachtschatten, und ein Lied voll Todesgrauen
Entklang aus ihrem falschen Mund, wie Duft
Von welken Blumen in der Herbsteslust;
Ihr Handdruck sengte mich mit gift'gem Schmerz;
Aus ihrem Blick schoß Feuer mir ins Herz,
Ein Grabeshauch entströmte ihren Wangen,
Und der Verwesung Moderdüfte drangen
Wie Mehlthau in das grüne Herz mir ein,
Zerstörend seiner Blätter Frühlingsschein;
Bis sie, wie Haar, das vor der Zeit erblich
Auf einer Jünglingsstirne, grausiglich

Mit den Ruinen vor der Zeit geweckten
Scheinlebens seinen todten Lenz bedeckten.

Ich sucht' in manchem Weib des Erdenthals
Den Schatten meines Seelenideals.
Und Ein'ge waren schön — doch Schönheit flieht;
Und Andre klug — doch trog ihr Schmeichellied;
Und Eine treu — ach! warum mir nicht treu?
Dann wandte ich, wie der gejagte Leu,
Den hetzenden Gedanken mich entgegen,
Zu Tode wund, mit matten Herzensschlägen.
Der kalte Tag sah bebend meine Qual,
Als mir urplötzlich, wie ein Frührothsstrahl,
Befreiung winkte. Denn ein Wesen stand
Auf meinem Pfade, welches so verwandt
Der Hehren schien, die sich im Traum gezeigt,
Wie dort der Mond der ew'gen Sonne gleicht; —
Der kalte, keusche Mond, der Nachts am Himmel
Als Königin beherrscht das Sterngewimmel,
Verschönernd Alles, was mit sanftem Schein
Sein Auge trifft; ein bleicher Flammenschrein,
Der unstät irrt, mit mildem, frost'gem Schimmer,
Der, immer wechselnd, doch sich gleich bleibt immer,
Und nicht erwärmt, nur leuchtet. Jung und schön,
Als wäre sie ein Geist aus Himmelshöhn,
Umhüllte sie mich, wie der Mond die Nacht
Vor ihrem Graun verhüllt, in lichter Pracht,
Bis zwischen Erd' und Himmel Alles klar
Und hell in meiner stillen Seele war.
Und wie die Wolke, die der Wind berührt,
Ward ich in eine Grotte fortgeführt.
Dort saß sie neben mir, und ihr Gesicht
Erhellte meinen Schlummer, wie das Licht
Des Mondes, dessen Strahlen erdwärts flohn,
Herabgeleuchtet auf Endymion.
Und als mich eingelullt des Schlafes Quell,

Ward all mein Wesen finster oder hell,
Wie sommerliche Fluth im Mondenschein,
Bei ihrem Lächeln oder Zornesdräun.
Auf kaltem, keuschem Pfühl im Abendroth
Lag ich, — weh mir! — nicht lebend, und nicht todt;
Denn ihrer Silberstimme Ton berief
Leben und Tod, die in der Höhle tief,
Vergessend ihren altgewohnten Streit,
Wie zwei Geschwister nahten meinem Leid,
Entstammt aus Einer armen Mutter Schooß;
Sie schwebten durch die Höhle flügellos,
Und sprachen: „Fort! denn unser ist er nicht!"
Ich weint', und weine, sei's auch Traumgesicht.

Von welchen Stürmen meines Schlummers Fluth
Dann aufgeregt ward, bis, in bleicher Gluth
Erlöschend, jener Mondeslippen Rand
Wie in dem Siechthum der Verfinstrung schwand; —
Wie meine Seele ward ein lichtlos Meer,
Und wer als Wetter zog darüber her;
Und welcher Frost, da Sie, die licht und klar
Als Stern mich leitete, versunken war,
Dann über jene öden Wasser schlich,
Bis meines Wesens wilde Wogen sich
Verdickt zu starren Eises Todeshaft;
Und welch Erdbeben seinen Grund zerklafft
Und aufgewühlt, indeß in kalter Ruh'
Der bleiche Mond gelächelt immerzu,
Verhehlt dies Lied: — endlos ergössen sich
Sonst Thrän' auf Thräne. Weine nicht um mich!

Zuletzt erschien die hehre Traumgestalt,
Die ich durch Leid und Schmach gesucht, im Wald.
Um jener Winterwüste Dornenbahn
Floß Glanz wie Morgenroth bei ihrem Nahn,
Und ihre Gegenwart ließ neu erbeben

Die kahle Flur, das todte Laub von Leben,
Daß unter ihr und ihr zu Häupten droben
Ihr Pfad von Blumen lieblich war umwoben.
Aus ihrem Odem schwoll ein süßer Klang,
Der, sich wie Licht verbreitend, rings durchdrang
Jedweden Ton mit leisem, holdem Klingen,
Daß stumm der wilde Wind gesenkt die Schwingen;
Aus ihrem Haar entiroff ein warmer Duft,
Aufthauend die erstarrte, kalte Luft;
Mild wie die Sonne selbst, wenn sich ihr Licht
In Liebe wandelte, so schwebte dicht
Zu mir heran, wo in der Höhl' ich schlief,
Das wunderhehre Götterbild, und rief
Mich an, und wie den Rauch des Feuers Gluth,
So hob mein Geist den Leib, vom Schlaf umruht,
Ich stand erwacht in ihrer Schönheit Pracht,
Und fühlte, daß das Licht verscheucht die Nacht.
Ich wußte, daß das Traumbild, lang verhüllt,
Ich schaute, — daß ich sah Emiliens Bild!

Gleichwie der Sterne Licht den Erdenball,
Dies Ich, beherrscht, dies weite Liebesall;
Und seine Frücht' und Blumen rings erschafft,
Und in das Herz ihm gießt magnet'sche Kraft;
Die Meerfluth und der Nebel Schwall regiert,
Und jeden Wind und jede Welle führt
Zu ihrer Wolke, ihrer Felsenkluft;
Und jeden Sturm in seiner Höhle Gruft,
Der seine Wiege war, einlullt; den Regen
Herniederlockt, dem Feld und Wald zum Segen;
Und wie die beiden Leuchten, die vom Himmel
Herniederblicken und das Erdgewimmel
Mit Glanz und Friedensschlummer rings umfahn,
Und, ewigen Gesetzen unterthan,
Ungleich, nicht uneins, wandeln ihre Bahn: —
So, helle Sterne, lenkt in Wechselpracht

Die Sphäre meines Lebens, Tag und Nacht!
Du, selbst geliehne Macht verschmähend nicht;
Du, nicht verdunkelnd ein entfernter Licht;
Und führet durch der Jahreszeiten Schatten,
Vom Lenz bis zu des Herbstes kühlen Matten,
Mein Sein zum Grabeswinter, wo es mag
Entgegenblühen einem bessern Tag.
Auch du, Komet, so schön und gluthentbrannt,
Der dieses Herzens schwache Welt gebannt
In seinen Kreis, bis wechselnd angezogen
Und abgestoßen, in des Kampfes Wogen,
Mein Herz zerbrach, und deines irrefuhr:
O, nahe wieder unsrer Himmelsflur
Als Stern der Liebe mit verklärtem Strahle!
Die Sonne wird aus goldner Flammenschale
Dich nähren, und der Mond sein Horn verschleiern
In deinem Lächeln; brünstig werden feiern
Morgen und Abend dich mit Friedensodem
Und Glanz und Schatten; wie mit Andachtsbrodem
Den Stern des Tods und der Geburt die hehren
Geschwister Furcht und Hoffnung heiß verehren —
Ein Opferaltar flammt ihr Herz, — so quellt
Aus diesem Lied das Opfer einer Welt.

O Herrin mein, verschmähe nicht die Blüthen,
Die dir mein Geist erdacht, die schnell verglühten,
Die aus der tiefsten Seele ungesucht
Hervortrieb jene Pflanze, deren Frucht,
Gereift in deiner Augen Sonnenschein,
Wird wie die Frucht von Edens Bäumen sein!

Entflieh mit mir, gekommen ist die Zeit!
Dem, was in mir voll trüber Sterblichkeit,
Mögst ewig du vestalische Schwester sein;
Dem Nievergehnden, Heil'gen, was nicht mein,
Was ich ist, sei fortan vereint als Braut,

Die glücklich und beglückend um sich schaut.
Die Stund' ist da — der Schicksalsstern ging auf,
Aus deinem Kerker führt er dich herauf.
Hoch sind die Mauern, und die Thore fest,
Die Wachen stark — doch wahre Liebe läßt
Sich so nicht zwingen; Alles überspringt
Sie, wie der Blitz, der ungesehn durchdringt
Der Erde Kern; und wie des Himmels Winde,
Die dem, der sie ergreift, entfliehn geschwinde;
Mehr noch dem Tode gleich, der, auf Gedanken
Hinjagend, Palast, Thurm und Tempelschranken
Mißachtet: — stärker ist die Liebe noch,
Denn sie zerbricht sogar des Todes Joch,
Macht frei den Leib in Ketten, frei das Herz
In Qual, die Seel' in Staub und Sündenschmerz.

Emilie, dort im Hafen liegt ein Schiff,
Ein Wind umflüstert dort das Felsenriff,
Ein Pfad ist auf des Meeres blauer Flur,
Den nimmer je zuvor ein Kiel befuhr;
Eisvögel um die sonnigen Inseln nisten,
Das Meer vergaß dort seine tückischen Listen;
Das lust'ge Schiffervolk ist frei und kühn —
Sag, Herzensschwester, willst du mit mir fliehn?
Ein Albatroß, deß Nest im Purpurroth
Des herrlichen Ostens ruht, ist unser Boot;
Wir weilen unter seiner Schwingen Pracht,
Und Sturm und Windesstille, Tag und Nacht,
Ziehn, unsre Diener, übers weite Meer
In unbeachtet schneller Flucht einher.
Der Fluth entragt ein Eiland, hold und süß,
Schön wie ein Trümmerrest vom Paradies,
Das, weil der Port nicht sicher landen ließ,
Geblieben wär' ein einsam öder Ort,
Wenn nicht ein Hirtenvolk entsprossen dort,
Dem noch den letzten Abglanz goldner Zeit

Der Hauch der klaren, goldnen Luft verleiht,
Einfach und fröhlich, unschuldsvoll und kühn.
Mit ewig wechselndem Murmellaute ziehn
Die blauen Wogen der ägäischen See
Um dieses traute Heim, mit Schaumesschnee
Den Sand benetzend und die Höhlenschlünde;
Und rings am Strand die wanderlust'gen Winde
Aufwogen nach dem Wogentakt der Fluth;
Der Waldesgötter Schaar im Dickicht ruht;
Und mancher Bach und Weiher blinkt und Quell,
Wie Demant oder Morgenlicht so hell;
Und weiterhin, entfernter vom Gestade,
Führen landeinwärts moosbewachsne Pfade,
Drauf Reh und Ziege prägten ihre Spur
(Der Hirt betritt sie jährlich einmal nur),
Zu Grotten, Lichtungen und Laubesbogen,
Und Hallen, rings mit Epheu überzogen,
Erleuchtet von der Wasserfälle Schimmer,
In deren plätschernd Rauschen lieblich immer
Sich mischt der Mittagssang der Nachtigallen;
Und rings von Duft geschwängert sind die Hallen;
Des sonnighellen, klaren Aethers Strom
Ist schwer von der Citronenblüth' Arom,
Das wie ein unsichtbarer Nebel schweift,
Und matten Schlummer auf das Auge träuft;
Jonquill' und Veilchen blühn im moosigen Thal,
Und senden pfeilschnell ihrer Düfte Strahl
Durchs Hirn, daß du vergehst vor süßer Qual.
Und jede Regung, Duft und Strahl und Sang
Stimmt überein mit jenem Wunderklang,
Der eine Seel' ist in der Seele Reich,
Dem Wiederhall vorirdischer Träume gleich. —
Ein Eiland ist's, das zwischen Himmel, Fluth,
Erde und Luft in hehrer Stille ruht,
Schön wie der Morgenstern, wenn seiner Bahn
Des blauen Luftmeers sanfte Wellen nahn.

'z ist ein gefeiter Ort. Hernieder läßt
Sich niemals Hunger, Krieg, Erdbeben, Pest
Auf seiner Berge Höhn; vorüber ziehn
Wie blinde Geier fern sie drüberhin;
Beschwingte Wetter, die auf andrer Flur
Sich grimm entladen, hüllen in Azur
Die Insel, oder lösen sich in Thau,
Durch welchen ewig Wald und Feld und Au
Erneun ihr grün und goldenes Gewand.
Vom Meer entsteigen, und vom Himmelsrand
Entsinken klare Dünste, glanzvoll mild,
Von denen jeder ein entzückend Bild
Verhüllt, bis Sonne, Mond und Zephyrwehn
Den Schleier lüften, und wir strahlen sehn
Der Insel Schönheit, wie die nackte Maid,
Erglühnd in Liebe und in Lieblichkeit,
Erröthet und erbebt ob ihrer Pracht.
Doch wie das Grubenlicht im Bergesschacht,
Glüht eine Seel' auch in des Eilands Kern,
Ein Hauch des Ewigen, das nah und fern
Sein Lächeln, ungesehn, doch tiefgefühlt,
Aufs blaue Meer, das leis den Strand umspült,
Auf graues Feld und grünen Wald ergießt,
Und ihre kahlen Lücken hold umfließt. —
Als größtes Wunder dieser Einsamkeit
Erhebt ein Bau sich dort aus alter Zeit;
Doch Niemand von dem Inselvolke kündet,
Von wem, und wann, und wie er ward gegründet;
Kein Kriegsthurm ist's, obgleich er überschaut
Der Wälder Kranz; zur Lust hat ihn gebaut
Ein weiser, guter Meeresfürst vorzeit,
Eh' in der Erde Frühling Sünd' und Leid
Erfunden war, — ein Wunderwerk und Ruhm
Der schlichten Zeit, das er als Eigenthum
Der Schwester oder Gattin zugewandt.
Kaum scheint es jetzt ein Werk der Menschenhand,

Nein, ein Titanenwerk, das aus dem Herzen
Der Erde wuchs, und aus der Berge Erzen
Und Felsgestein entstieg dem finstren Joch,
Und selbst sich wölbte Grotten, hell und hoch;
Denn all' die alten, künstlichen Gebilde
Erloschen längst, an deren Statt die wilde
Weinrebe und des Epheus dunkle Ranken
Als luft'ge Zier um Dach und Mauern schwanken;
Thaufunkelnd bunte Blüthen hell durchscheinen
Die dunklen Hallen rings gleich Edelsteinen,
Und wenn sie welken, lugt der Himmel vor
Durch ihres Laubgewindes Winterflor
Mit Mondenschimmer oder Sternenglanz
Und lichter Sommerwölkchen schneeigem Kranz,
Daß auf des parischen Marmors Dielenflur
Musivisch hinfällt ihrer Schatten Spur.
Und Tag und Nacht, von hoher Zinne her
Hinunter blickend, sieht man Erd' und Meer,
Die sich im Schlummer zu umarmen scheinen,
Süß träumend von Gewölk, Fels, Blumen, Hainen,
Und Allem, was wir glauben zu erkennen
In ihres Lächelns Glanz, und wirklich nennen.

Dies Haus und dieses Eiland nenn' ich mein,
Und du sollst Herrin dieser Wildniß sein.
Gemächer werden dort bereit dir stehn,
Die nach des Ostens goldnen Thoren sehn,
Vom Windeshauch umkost, der wellengleich
Hinfluthet überm Meereswellenreich.
Ich habe Bücher, Noten hingeschafft,
Und all' die Instrumente, welche Kraft
Dem Geist verleihn, die Zukunft aufzurufen
Aus ihrer Wiege, von des Grabes Stufen
Vergangnes zu beschwören, und den schwanken
Moment durch Glück zu fesseln und Gedanken,
Die schlummern können, aber niemals sterben,

Weil in sich selbst sie Ewigkeit erwerben.
Wenig bedürfen wir; gesunder Sinn
Giebt nimmer sich dem bleichen Luxus hin,
Dem Sklaven, der, statt sie zu schmücken, nur
Die Welt verwüstet; so wird stets Natur
Mit ihren Kindern segnen unsre Flur.
Die Ringeltaube noch im Epheu girrt
Ihr Liebesleid, und um den Thurm noch schwirrt
Die Eule, und der jungen Sterne Glanz
Blinkt auf der Fledermäuse Zwielichtstanz.
Es spielt das Reh in klarer Mondespracht
Vor unsern Blicken, und die stille Nacht
Mißt ihren Gang nach ihres Odems Beben.
Sei dies denn unsre Heimat für das Leben,
Und wenn die Jahre welker Stunden Pein
Wie Herbstlaub auf uns häufen, laß uns sein
Der Tag, der droben ausgespannt sein Blau,
Die Lebensseele dieser Edensau,
Uns selbst bewußt, untrennbar, Eines nur.
Bis dahin wollen unter dem Azur,
Der auf Joniens lichten Inseln ruht,
Wir Hand in Hand uns lagern an der Fluth,
Und durch die Felder wandeln, und besteigen
Die Berge, wo sich blaue Lüfte neigen
Mit leisem Hauch zu ihrem Buhlen nieder;
Dann wollen wir am hehren Strande wieder
Ausruhn, der, von des Meeres Kuß gestreift,
Funkelt und bebt und wie von Wonne träuft, —
Besitzend und empfindend all die Welt,
Die jener stille Kreis von Glück enthält,
Eines dem Andern völlig hingegeben,
Bis Eins in uns geworden Lieb' und Leben!
Und Mittags, Liebste, wollen wir verweilen
In einer Grotte, die den Strahlenpfeilen
Des wachen Tages ewig sich verschließt,
Und wo sich noch mit mattem Schein ergießt

Das Mondlicht, das die vorige Nacht versüßt, —
Ein Schleier, der uns einhüllt wie die Nacht!
Dort tödte Schlummer deiner Augen Pracht, —
Schlaf, der, wie schmachtender Liebe Thau so lind,
Wie Regen auf die glühnden Küsse rinnt,
Daß sie verlöschen unter seiner Fluth,
Bis sie erwachen mit erneuter Gluth.
Und plaudern wollen wir, bis unsren Seelen
Für ihre Melodie die Worte fehlen,
Um unsres Fühlens Wonne auszudrücken;
Dann sollen neu sie auferstehn in Blicken,
Die durch das stumme Herz entzückend lohn,
Harmonisch es durchfluthend ohne Ton.
Ineins soll unser warmer Odem schwellen,
Vereint sich heben unsres Busens Wellen;
Und vor der Lippen vielberedtem Schweigen
Soll sich verfinstert fast die Seele zeigen,
Die zwischen ihnen glüht; und jene Bronnen,
Die unsres Wesens tiefstem Schacht entronnen,
Die Quellen unsres Lebens, sollen kraus
Erblinken in der Leidenschaft Gebraus,
Wie Bergesquellen in dem Morgenschein.
Dann werden wir Ein Geist, Ein Odem sein
In zweien Körpern — ach! warum in zwein?
In Zwillingsherzen Eine Leidenschaft,
Die wächst und wuchs mit stets erneuter Kraft,
Bis, gleich zwei hellen Feuermeteoren,
Die gluthentflammten Seelen traumverloren
Sich treffen, einen, wandeln, holdverklärt,
Stets brennend, aber ewig unverzehrt;
Eines sich nährend an des Andern Sein,
Wie Flammen, die zu edel, licht und rein,
Um sich an niedrem Stoffe zu entzünden,
Sie, die, gen Himmel weisend, nimmer schwinden;
Ein Hoffen in zwei Willen, und Ein Wille,
Bedeckt von zweier Seelen Schattenhülle,

Ein Leben, Ein Tod, Eine Himmelsfreud',
Ein Höllenleid, Eine Unsterblichkeit,
Eine Vernichtung! — Weh, der Worte Schwingen,
Auf denen meine Seele wollte dringen
Zur höchsten Höh' der Liebeswelt hinauf,
Sie hemmen angstvoll ihren Feuerlauf,
Gelähmt, versengt im Flammendunst und Rauche —
Ich keuche, stöhne, zittre und verhauche!

* * *

Kniet, schwache Verse, vor der Herrin Thron,
Und sagt: „Wir sind die Herren deines Sklaven;
Was willst von uns du und von dem, was dein?"
Und dann aus des Vergessens Höhlenschluft
Ruft eure Schwestern auf, die lang dort schlafen,
Und stimmt in einen lauten Chorus ein,
Und singt: „Süß ist die Pein der Liebe schon,
Doch wird ihr erst in jener Welt ihr Lohn,
Die sie, wenn hier nicht, baut jenseits der Gruft."
So werdet ihr mir dort Gefährten sein.
Dann mögt ihr durch die Menschenherzen wandern
In sehnsuchtsvoller Hast, bis ihr begegnet
Marina, Vanna, Primus und den Andern;
Sagt ihnen: „Liebet euch, und seid gesegnet!"
Heißt sie dem Schwarm entfliehn, der irrt und haßt,
Weist sie zu mir — ich bin der Liebe Gast.

## An die Nacht.

Wandle schnell übers westliche Meer,
O Geist der Nacht!
Von des Ostens nebliger Höhle her,
Wo den Tag hindurch in einsamer Pracht
Du Träume von Lust und Leid gewebt,
Bei denen man jauchzt, bei denen man bebt, —
Komm schnell und sacht!

Hüll dich ein in ein dunkles Gewand
Mit Sternenzier!
Dein Haar verdunkle des Tages Brand,
Küß ihn, bis ganz er erlegen dir;
Dann wandre weit über Stadt und Land,
Bis dein Mohnstab Alles in Schlummer bannt —
O, komm zu mir!

Als ich erwachte im dämmernden Grau,
Ersehnt' ich dich;
Als im Sonnenscheine verdunstet der Thau,
Als des Mittags Schwüle die Flur beschlich,
Als der müde Tag sich wandte zur Rast,
Lang zögernd wie ein verhaßter Gast,
Ersehnt' ich dich.

Dein Bruder Tod frug sanft und lind:
„Willst du mich?"
Der blinzelnde Schlaf, dein süßes Kind,
Wie Bienengesumm mein Haupt umschlich:
„Soll ich mich schmiegen ans Herz dir? sag!
Riefst mich du an?" — Ich aber sprach:
O nein, nicht dich!

Der Tod kommt, wenn du todt bist, schon
Gar bald, zu bald;
Es kommt der Schlaf, wenn du entflohn;
Ihr Werben ist an mir verhallt —
So hör mich du, geliebte Nacht:
Breit um mich deiner Schwingen Pracht,
Komm bald, o bald!

---

## Morgen.

Wo bist du, geliebtes Morgen?
Wenn Jung und Alt, und Stark und Schwach,
Reich und Arm durch Freud' und Sorgen
Trachten deinem Lächeln nach,
Finden stets, was wir gescheut,
Anstatt deiner wir: — das Heut.

---

## Eine Klage.

Schneller als der Lenz erwacht,
Schneller als der Jugend Pracht,
Schneller als die sel'ge Nacht,
Kamst und flohst du mich.
Wie im Herbst der Erde Schooß,
Wie die Nacht, die schlummerlos,
Wie das Herz, der Freude bloß,
Bin verlassen ich.

Die Schwalbe Lenz wird wieder nahn,
Die Eule Nacht kommt auch heran,
Doch der Jugend wilder Schwan
Floh mit dir, an Trug dir gleich.

Bang ersehn' ich stets den Morgen,
Selbst der Schlaf zerrinnt in Sorgen,
Ach, vergebens möcht' ich borgen
Sonnig Laub von jedem Zweig.

Liljen sei'n der Braut geweiht,
Rosen habt der Frau bereit,
Veilchen für die todte Maid,
Und Vergißmeinnicht will ich.
Zollt sie ohne Thrän' und Klage I bear without tear.
Meines Lebens Sarkophage,
Und in Furcht und Hoffnung schlage
Keines Freundes Herz für mich.

---

## Worte zu einer indischen Melodie.

Ich erwach' aus Träumen von dir
Im ersten Schlummer der Nacht,
Wenn die Winde flüstern im Laub,
Und die Sterne schimmern voll Pracht.
Ich erwach' aus Träumen von dir,
Und ein magischer Zauber trieb
Meine Schritte mit stürmender Hast
Zu deinem Fenster, mein Lieb.

Die Lüfte schweigen so bang
Auf dem stillen und dunklen Strom;
Wie ein lieblicher Traum verweht
Der Champakblüthen Arom;
Der Nachtigall Klagelied
Erstirbt in ihrer Brust,
Wie ich in dir vergeh',
Du mein Leben, meine Lust!

O, hebe mich empor!
Ich sterb', ich verschmachte hier!
Auf Lippen und Augen laß
Deine Küsse regnen mir!
Meine Wang' ist bleich und kalt,
Wildstürmisch pocht die Brust!
O, schließ mein Herz an deins,
Wo es brechen wird vor Lust!

---

## Lied.

Ein Vogel trauert einsam um sein Lieb
Auf winterlichem Ast;
Sein Spiel der Nordwind droben trieb, —
Drunten des Eises Glast.

Kein einzig Blatt ringsum im kahlen Wald,
Kein Blümchen auf der Flur;
Und durch die öde Stille schallt
Des Mühlrads Rauschen nur.

---

## Elegie.

Wenn die Lampe zerschmettert,
Ist ihr Licht im Staube verglüht;
Wenn die Ros' entblättert,
Ist ihr Duft im Winde versprüht;
Wenn die Laute zerbrochen,
Ist ihr lieblicher Klang verhallt;
Wenn die Lippen gesprochen,
Ist ihr Wort vergessen, wie bald!

So wie Klang und Schimmer
Nicht Lampe und Laut' überlebt:
Stummer Seel' auch nimmer
Sich wieder ein Lied enthebt, —
Nur ein trübes Träumen,
Wie der Wind durch Trümmer streift,
Wie der Woge Schäumen
Dem Schiffer sein Grablied pfeift.

Liebten sich zwei Herzen:
Bald flieht, ach! die Lieb' aus dem Nest;
Das schwächre hält in Schmerzen
An seiner Liebe noch fest.
O Lieb', die alle Wesen
Der Schwäche du zeihst so arg,
Was hast du dir erlesen
Den Schwächsten zur Wieg' und zum Sarg?

Sein Sehnen wird dich wiegen,
Wie der Sturm die Raben wiegt;
Vernunft wird Ruh' dir lügen,
Wie die Sonn' im Winter lügt.
Dein Nest wird ganz zerfallen,
Deines Adlerhorstes beraubt,
Wirst du ein Spott sein Allen,
Wenn der Herbst die Flur entlaubt.



# Inhalt.

## Erster Theil.

Seite

Vorwort des Uebersetzers . . . . . . . . . . . . . . . . 5
**Königin Mab** . . . . . . . . . . . . . . . . 11
Shelley's Anmerkungen zu „Königin Mab" . . . . . . . . 88
**Alastor**, oder der Geist der Einsamkeit . . . . . . . . . . 149

## Zweiter Theil.

### Die Cenci.

Vorwort des Verfassers . . . . . . . . . . . . . . 7
**Die Cenci**; Trauerspiel in fünf Aufzügen . . . . . . . . 15
Geschichte des Todes der Familie Cenci . . . . . . . . . . 119

### Lyrische Gedichte.

Wechsel . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 137
Gedanken eines Republikaners beim Sturz Bonaparte's . . . . . . 137
Der Sonnenuntergang . . . . . . . . . . . . . . . 138
Hymne an die geistige Schönheit . . . . . . . . . . . . 140
Die Todten . . . . . . . . . . . . . . . . . . 142
Ozymandias . . . . . . . . . . . . . . . . . . 143
An einen Kritikaster . . . . . . . . . . . . . . . 143
Lied . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 144
Stanzen, in einer trüben Stunde bei Neapel geschrieben . . . . . 145
Sonett . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 146
An Englands Männer . . . . . . . . . . . . . . . . 147
Ode an die Freiheitskämpfer . . . . . . . . . . . . . 148
England im Jahr 1819 . . . . . . . . . . . . . . . 149
An meinen Sohn . . . . . . . . . . . . . . . . . 150

| | Seite |
|---|---|
| Ode an den Westwind, 1 – 5 | 152 |
| Philosophie der Liebe | 154 |
| Ode an die Lerche | 155 |
| Die Frage | 158 |
| Der Tod | 160 |
| Freiheit | 160 |
| Eine Allegorie | 161 |
| Die Wanderer der Welt | 162 |
| Sonett | 162 |
| Epipsychidion | 163 |
| An die Nacht | 184 |
| Morgen | 185 |
| Eine Klage | 185 |
| Worte zu einer indischen Melodie | 186 |
| Lied | 187 |
| Elegie | 187 |

---

## Druckfehler.

Erster Theil, S. 153, Z. 2. Statt qui damarem lies: quid amarem.

---

YB 13408

953s
670655 Gst

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY